815 Bibl. Mont.
815-29

<36625067950010

<36625067950010

Bayer. Staatsbibliothek

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

NEUN UND ZWANZIGSTER BAND

VERMISCHTE AUFSÄTZE.

LEIPZIG
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1797.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

ÜBER DEN FREYEN
GEBRAUCH DER VERNUNFT
IN
GLAUBENSSACHEN

sammt einer Beylage. 1788.

Nimirum Sapere est abjectis utile nugis.

An den Leser.

Der gröſste Theil dieser kleinen Schrift erschien im Januar und März des Deutschen Merkurs 1788, und wir müssen diejenigen, denen sie erst jetzt zu Gesichte kommt, bitten, diesen chronologischen Umstand nicht auſser Acht zu lassen.

Man wird vielleicht finden, daſs der Verfasser sich in Behauptung der Rechte der Vernunft in Glaubenssachen gerade so benommen habe, wie Diogenes, da er einem, der alle Bewegung in der Welt läugnete, das Gegentheil dadurch bewies, daſs er davon ging.

Aber seine Absicht war nicht so wohl die Rechte der Vernunft in Dingen, welche die Religion betreffen, zu behaupten, als die Nothwendigkeit der wirklichen Ausübung dieser Rechte einleuchtend zu machen; und diefs war nicht wohl möglich, ohne sich ihrer selbst zu bedienen.

Wer blofs die Partey der Wahrheit hält, kann es schwerlich irgend einer Partey in der Welt recht machen. Indessen glaubt der Verfasser, dafs die Redlichkeit seiner Absicht unverkennbar sey; und da er nicht seine Sache, sondern die Sache der Menschheit behauptet, warum sollte er nicht ruhig angehört werden?

SENDSCHREIBEN

DES VERFASSERS

AN HERRN P. X. Y. Z***.

Sie melden mir, daſs meine Aufsätze über den freyen Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen, und die Freyheit, die ich mir selbst darin genommen, meine Gedanken über Religion, Dämonismus, Priesterkünste, reines und verfälschtes Christenthum, Toleranz, und andre unter diese Rubrik gehörige Dinge offenherzig mitzutheilen, von vielen freundlich aufgenommen worden seyen; und man wünsche, setzen Sie hinzu, daſs ich mich entschlieſsen

möchte, sie aus der Monatsschrift, worin sie zuerst erschienen, heraus zu heben, und durch eine eigene Ausgabe in die Hände mehrerer Leser zu bringen, für welche sie sonst ein Licht unter einem Scheffel bleiben würden.

Was soll ich Ihnen hierüber sagen, lieber Z***? Hoffentlich trauen Sie mir zu, dafs ich den guten Willen, womit meine Freunde aufnehmen was ich aus gutem Willen gebe, in sein gehöriges Fach zu legen wisse, und von der Entbehrlichkeit meiner Gedanken über dergleichen Gegenstände so überzeugt sey, als es der strengste meiner ungeneigten Leser (denn ich kann doch nicht lauter geneigte verlangen) nur immer seyn kann.

Schwerlich kann jemand besser wissen als ich selbst, wie wenig es möglich ist, über diese Dinge, zumahl in unsern Tagen, wo seit mehrern Jahren von so vielen so vieles davon geschrieben worden, etwas neues zu sagen. Indessen ist auch wahr, dafs ver-

ständige Leser über Gegenstände dieser Art nichts neues erwarten, sondern — aus innerm Gefühl, daſs sie eine der wesentlichsten Anliegenheiten der Menschheit betreffen, und daher nie zu viel beherziget, nie zu oft von allen ihren Seiten und in jedem möglichen Lichte gezeigt werden können — zufrieden sind, wenn sie entweder in der Vorstellungsart oder dem Vortrage dessen, der sich darüber hören läſst, etwas finden, das diesen Dingen, worüber man immer geschrieben hat und immer schreiben wird, weil sie immer interessant waren und ewig interessant bleiben werden, einigen Anstrich von Neuheit zu geben scheint. Immer wird man dem Manne gern zuhören, der sich darüber, als einer Sache woran ihm und uns gelegen ist, unbefangen und offenherzig mit uns unterhält, und, wiewohl er uns nichts neues offenbaret, wenigstens nichts sagt, als was er selbst gedacht oder empfunden hat.

Bey allem dem, lieber Freund, giebt es einem ein unfröhliches Gefühl, wenn man nicht umhin kann sich selbst zu sagen: daſs man, mit allem guten Willen, durch Bekanntmachung seiner besten Gedanken über gewisse Gegenstände etwas zum gemeinen Wohl der Menschen beyzutragen, am Ende doch immer nur leeres Stroh dresche, Wasser mit einem Siebe schöpfe, in den Sand schreibe, Böcke melke, und Mohren bleiche.

Was haben sich, nur bloſs in diesem unserm Jahrhundert, die hellesten und gesundesten Köpfe in Europa nicht zerarbeitet, um die schädlichen und schändlichen Überreste der alten Barbarey wenigstens unter den kultiviertesten Völkern unsers Welttheils wegzuräumen! Um hier nur Ein Beyspiel zu geben: wer wird jemahls etwas allgemeiner gelesenes über die Toleranz schreiben, ihre Vortheile lebhafter darstellen, die Einwürfe, die man gegen sie macht, gründlicher widerlegen, die

Verbindlichkeit zu derselben unwidersprechlicher darthun, die abscheulichen Folgen der Intoleranz und des Fanatismus nachdrücklicher durch auffallendere und schrecklichere Beyspiele schildern, als Voltaire? Sollte man nicht denken, Wahrheiten, von denen mit solcher Evidenz, solcher Energie, bewiesen wird daſs es Wahrheiten sind, und daſs das Wohl der Staaten und des menschlichen Geschlechts auf ihnen beruhet, müſsten nun — wenigstens von allen, die nicht ein handgreifliches Interesse haben sich ihnen entgegen zu setzen — allgemein anerkannt werden, und tausendfache Früchte tragen? Und doch wurden wenige Jahre, nachdem die Welt so trefflich belehrt, gerührt und erbaut worden war, die Abrahamiten in unsern Tagen mit Knütteln aus dem Schooſs Abrahams heraus in den Schooſs unsrer heiligen Mutter Kirche hinein geprügelt! wurde in unsern Tagen zu Parma eines der fürchterlichsten Inquisizionstribunale

errichtet! wird in einer der ersten Deutschen Reichsstädte der Tag, worin durch die eminenteste Majorität beschlossen wurde: „daſs die Protestanten kein Bethaus in dieser Stadt haben sollten," gleich als ob die Republik an diesem Tage vom Verderben gerettet worden sey, mit Sang und Klang und allgemeinem Jubel gefeiert! — Wozu ein unverständiger Religionseifer viele der angesehensten Personen in Frankreich, bey Gelegenheit der armseligen Toleranz, die man den Protestanten aus bloſsen Finanzrücksichten angedeihen lassen wollte, hingerissen hat, ist bekannt. Und doch rühmen wir uns der Aufklärung unsrer Zeit! Und Voltaire selbst glaubte das groſse Werk zu Stande gebracht zu haben, rasselte mehr als Einmahl auf dem windigen Triumfwagen der *Vana Gloria* über die Dummköpfe seines Zeitalters weg, schleppte die Bilder des Aberglaubens, der Intoleranz, der Religionswuth an die Räder desselben gefesselt hinter

sich her — und glaubte diese Ungeheuer selbst auf ewig entwaffnet und gefesselt zu haben!

„Wozu hälf' es dir, dich täuschen zu wollen? flüstert mir mein guter Genius zu. Nie, so lange die Menschen — Menschen bleiben, wird das Licht die Finsternifs völlig verschlingen! Nie wird die Vernunft einer kleinen Anzahl über die Unwissenheit, den Stumpfsinn, die taumlige Imaginazion, die Armuth des Geistes und die Schwäche des Herzens der gröfsern Anzahl die Oberhand gewinnen! Nie werden ganze Völker anders als nach den gräulichsten Erschütterungen, und auch alsdann nur in einzelnen Stücken, und selbst hierin nur eine Zeit lang, ihr wahres Interesse einsehen lernen, und dieser Einsicht getreu bleiben. Immer wird jeder grofse Mann einen Zeitgenossen oder Nachfolger haben, der wieder einreifst was jener gebaut hat. Schon keimen

im Schoofse der Zukunft neue Wandalen, neue Sarazenen und Türken, neue Gregore von Nazianz und Gregore von Rom, um die Werke der menschenfreundlichen Musen wieder zu vernichten, und die Welt in die finstre Barbarey zurück zu stürzen, woraus diese Schutzgötter der Humanität sie gezogen hatten.

„Aber diese Umwälzungen der immer in andern Gestalten wiederkehrenden Vergangenheit, dieser ewige Kampf des Guten und Bösen, dieses Zerstören dessen was da ist, um dem was werden soll Platz zu machen, gehört nun einmahl zu der grofsen Ordnung der Dinge, deren Plan eben so unübersehbar, als die Hand, die seine Ausführung leitet, verborgen ist. Euch Sterblichen gebührt es, euch in die Nothwendigkeit zu fügen, und ohne Ungeduld oder Lässigkeit zu thun, wozu ihr euch berufen fühlt. Wie Lucian, da er in seinem Traumgesichte mit

der Pädeia auf ihrem Wagen durch die Lüfte fuhr, oder wie in der Fabel Triptolemus auf dem Drachenwagen der Ceres, streue du allerley guten Samen auf die Erde herab, unbekümmert (denn du säest nicht für dich selbst) was für Früchte er bringen, und ob er auf gutes Erdreich oder auf Sand, ins Wasser oder auf nackte Felsen, fallen werde. Etwas davon wird immer aufgehen, vielleicht durch irgend einen Wind oder eine fortwälzende Welle in einen ganz andern Boden getragen, als wohin der Same zuerst fiel, — vielleicht erst lange wenn du nicht mehr bist."

Weg also mit jenem unfröhlichen Gedanken! Und da wir nun doch (unsern kleinen häuslichen Zirkel ausgenommen) der Welt mit nichts als unserm guten Willen dienen können, so lafst uns immer von Zeit zu Zeit etwas ausstreuen, wovon wir uns (wenigstens so gewifs als Menschen von

etwas gewiſs seyn können) überzeugt halten daſs es gute Samenkörner sind — und der Himmel lasse sie gedeihen oder nicht gedeihen, wie es die groſse Pepromene vorher bestimmt hat!

GEDANKEN
ÜBER DEN FREYEN GEBRAUCH DER VERNUNFT IN GEGENSTÄNDEN DES GLAUBENS.

I.

Verschiedene Aufsätze eines mir von Person unbekannten Anonymus über einige mit allen Religionen der Welt in Beziehung stehende filosofische Probleme, die im Jahr 1787 in den Deutschen Merkur eingerückt wurden, geben mir nicht nur Anlaſs, sondern machen mir es gewisser Maſsen zur Pflicht, meine eigenen Gedanken von der Freyheit über Glaubenssachen zu filosofieren, und die Gründe, welche mich überzeugen, daſs die Ausübung dieses Naturrechts gerade jetzt nö-

thiger sey und heilsamer werden könne als jemahls, allen, die es mit dem menschlichen Geschlechte wohl meinen, zu ruhiger Prüfung mitzutheilen.

Ich gestehe gern, daſs nicht alle Behauptungen jenes Ungenannten in meine Vorstellungsart passen, daſs ich manches für sehr problematisch halte was ihm ausgemacht ist, und, aus Besorgniſs miſsverstanden zu werden, manches gar nicht gesagt hätte, worunter er vermuthlich nichts arges hatte. Indessen glaubte ich, daſs diese Aufsätze zu nützlichen Erörterungen Gelegenheit geben, und überhaupt dazu dienen würden, verschiedene Wahrheiten mehr in Umlauf zu bringen, die zwar nichts weniger als neu sind, aber, so lange das Übel, dem sie entgegen wirken sollen, noch so fest sitzt, gleich einer Arzney, die nur durch anhaltenden Gebrauch heilsam werden kann, den Kranken immer wieder, auch wohl in verstärkter Gabe, beygebracht werden müssen.

Allerdings wäre es ein offenbares Zeichen einer traurigen Abnahme des gesunden Men-

schenverstandes unter uns, wenn die Freyheit, womit der Ungenannte über Gegenstände, deren Untersuchung der Vernunft unstreitig zukommt, sich laut zu denken erlaubt, durch Mehrheit der Stimmen für unzulässig erklärt werden sollte. Es wäre wahrlich eine sehr unfilosofische und knechtische Art zu filosofieren, wenn derjenige, der mit der Fackel der Vernunft in die dunkelsten Gegenden der menschlichen Ideenwelt einzudringen versucht, sich bey jedem Schritte scheuen müſste eine Entdeckung zu machen, wodurch irgend ein alter oder neuer *Hircocervus* für das was er ist erkannt würde; oder wenn man bey Entwicklung und Vergleichung menschlicher Begriffe und Meinungen die Resultate immer voraus sehen, und auf einmahl mit Denken einhalten müſste, so bald eines zum Vorschein käme, woraus dieser oder jener ehrliche Dogmatiker die Folge ziehen könnte, daſs es mit seinem Gedankenformular wohl nicht so ganz richtig stehen dürfte.

Die Vernunft — ohne welche wir Adamskinder, so viel unser sind, nichts als Gras-

und Fleisch-fressende Yahoos, 1) und also unstreitig die armseligste, häſslichste und hassenswürdigste Gattung des ganzen Thierreiches wären — ist ihrer Natur nach in ihrem Geschäfte ganz unabhängig. Wir können durch äuſserlichen Zwang dazu gebracht werden, gegen unsre Überzeugung zu handeln; aber keine Macht in der Welt, keine Schrecknifs, keine Marter, wie unerträglich sie auch sey, kann uns zwingen, etwas gegen unsere Überzeugung für wahr oder recht zu halten.

Da wir nun bloſs durch unsre Vernunft Menschen sind, unsre Vernunft aber bloſs durch ihren freyen Gebrauch Vernunft ist: so ist, durch eine nothwendige Folge, der Gebrauch dieser Freyheit, und das Recht, den ganzen Prozeſs, wie wir durch Nachdenken über interessante Gegenstände auf diese oder jene Resultate gekommen sind, andern mitzutheilen, das unverlierbarste

1) Die Yahoos des D. Swift sind aus Gullivers Reisen zu bekannt, als daſs wir nöthig hätten mehr zu Erklärung dieses Wortes beyzufügen.

Recht der Menschheit. Denn ohne dasselbe würden wir nicht nur keine Sicherheit für die übrigen haben, sondern sie auch nicht zu gebrauchen wissen, ja sie nicht einmahl kennen.

Aber nicht nur das allgemeine Beste der Menschheit überhaupt, auch das angelegenste Interesse der bürgerlichen Gesellschaften, worin wir leben, ist mit der Erhaltung dieses Palladiums unzertrennlich verbunden: denn von seinem Verluste würde der Verlust der Gewissensfreyheit und aller bürgerlichen Freyheit, würde die Wiederkehr jener schrecklichen Finsternifs, Sklaverey und Verwilderung der Jahrhunderte zwischen Theodosius und Kaiser Friedrich III. die unvermeidliche Folge seyn.

Wenn es wahr ist, dafs dieses achtzehnte Jahrhundert sich einiger beträchtlicher Vorzüge vor allen vorher gehenden rühmen kann: so ist nicht weniger wahr, dafs wir sie lediglich der Freyheit des Denkens und der Presse, der dadurch bewirkten Ausbreitung der Wissenschaften und des filosofischen Geistes, und

der mehrern Bekanntmachung derjenigen Wahrheiten, von denen das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft abhängt, zu danken haben. Immerhin mögen manche Lobredner unsrer Zeiten von diesen Vorzügen zu viel Aufhebens machen; aber, wenn die Vortheile, die wir davon gezogen haben, nicht ungleich gröſser, ausgebreiteter, und in ihren Wirkungen wohlthätiger sind als der Augenschein zeigt, woher kommt es — als weil die Rechte der Vernunft noch bey weitem nicht in allen Ländern unsers Welttheils anerkannt werden, und weil sie auch da, wo noch das meiste Licht ist, in den Vorurtheilen, den Leidenschaften und dem Privatinteresse herrschender Parteyen, Stände und Orden noch so mächtigen und hartnäckigen Widerstand finden?

Man kann es nicht zu oft wiederhohlen: „Nichts, was Menschen jemahls öffentlich gesagt, geschrieben und gethan haben, kann sich eines Privilegiums gegen die kaltblütige und bescheidene Untersuchung und Beurtheilung der Vernunft anmaſsen." Kein Monarch ist so groſs und kein Hoherpriester so heilig, daſs er, kraft

seiner Majestät oder Heiligkeit, Ungereimtheiten sagen oder thun dürfte, ohne daſs es erlaubt wäre, — sollte es auch erst nach seinem Tode geschehen — mit aller geziemenden Höflichkeit zu zeigen, daſs die Ungereimtheiten, die er gesagt oder gethan hat, Ungereimtheiten sind. Und wenn dieſs wahr ist, — wie doch wohl niemand unverschämt genug seyn wird es läugnen zu wollen? — warum sollten nur die unrichtigen Definizionen, nur die grundlosen Distinkzionen, nur die Sofismen und Paralogismen, mit Einem Worte, nur die Ungereimtheiten der Gelehrten, Schriftsteller, Doktoren und Magister, wie illuminiert, resolut, subtil, irrefragabel, angelisch und serafisch die Herren auch seyn mögen, warum sollten nur sie allein sich selbst einen Freybrief gegen Prüfung und Beurtheilung geben dürfen?

Auch dieſs kann (wenigstens so lang' es noch so nöthig ist wie dermahlen) nicht oft und laut genug wiederhohlt werden: „Nicht die Dinge selbst, sondern nur unsre

Vorstellungen, Meinungen, Einbildungen, wirklichen oder vermeinten Erfahrungen, daraus gezogenen Schlüsse, oder zu ihrer Erklärung erfundenen Hypothesen und Systeme, sind der Gegenstand der spekulativen Wissenschaften." Bis zu den Naturdingen selbst sind wir noch nicht gekommen, oder können vielmehr nicht zu ihnen kommen. Wir weben und leben in einem Ocean von Fänomenen, Ideen und Fantomen; wir werden von ihnen auf unzählige Art getäuscht; aber unser Interesse ist, so wenig als möglich getäuscht zu werden: und was haben wir denn, als den allgemeinen Menschenverstand und die scharf prüfende Vernunft, was uns das Wahre, dessen Erkenntniſs uns zur Erfüllung unsrer Bestimmung nöthig ist, von Irrthum und Betrug, die uns schädlich und verderblich sind, mit Gewiſsheit unterscheiden lehren könnte?

Es ist wahr, Kinder müssen — so lange sie Kinder sind — durch Autorität geleitet werden: aber sie müssen auch unterrichtet werden, damit sie nicht

ewig Kinder bleiben. Ein Kind wird, der Ordnung der Natur zu Folge, mit jedem Jahre weniger Kind; es hat alles in sich, was es braucht um zur Reife, zur Vollkommenheit seiner individuellen Naturbestimmung zu gelangen, und es ist unrecht, wenn seine Obern es aus selbstsüchtigen Absichten an seiner Entwicklung hindern. Ist also das, was man Volk nennt, eine Art von moralischem Kinde, (wie man nicht ohne allen Grund anzunehmen gewohnt ist) so muſs auch von ihm gelten, was von allen Kindern gilt: es muſs ihm keine Gelegenheit abgeschnitten werden zu männlichem Verstande zu gelangen.

Ich sehe seit einiger Zeit nicht nur die Finsterlinge, (worunter in der That der eine oder andere dem alten Amadis von Gallien den Nahmen des schönen Finsterlings streitig machen könnte) sondern sogar solche, die für sehr erleuchtete Köpfe gehalten seyn wollen, gegen Aufklärung und Aufklärer sich erheben. — Was mag man wohl damit wollen? Was fürchtet man vom Lichte? Was hofft man von der

Finsternifs? — Können kranke Augen das Licht nicht ertragen: nun so mufs man sie gesund zu machen suchen, und sie werden es nach und nach schon ertragen lernen. Aber Diebe, Meuchelmörder und ihres gleichen scheuen das Licht; und gerade diese mufs es, um des allgemeinen Besten willen, bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel verfolgen.

II.

Jede bekannt gemachte Wahrheit, jede Berichtigung eines Irrthums (beträf' es auch nur eine falsche Lesart in einem alten Autor, oder die Zahl der Staubfäden einer neuen Pflanze) hat ihren Werth. Aber es giebt Wahrheiten und Irrthümer, die auf das Wohl oder Weh des menschlichen Geschlechts einen sehr grofsen, einen entscheidenden Einflufs haben: und diese sollen und müssen unermüdet und unerschrocken von allen ihren Seiten, nach allen ihren Beziehungen und Wirkungen beleuchtet, und dem stärksten Feuer der Prüfung so lange ausgesetzt werden, bis sie, von allen Schlacken des Irr-

thums gereinigt, als feines gediegenes Gold aus dem Tiegel kommen, und alsdann, ohne Möglichkeit eines vernünftigen Widerspruchs, den kostbarsten und herrlichsten Schatz der Menschheit ausmachen.

Von den Wahrheiten, die ich hier im Auge habe, sind einige einer Evidenz fähig, die der Gewifsheit unsers eigenen Bewufstseyns gleich ist.

Andere hingegen sind so beschaffen, dafs sie, vermöge der Natur der Sache und der Schranken unsers Wesens, keine andere Gewifsheit für uns haben können, als die aus einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit entspringt, und durch einen im Herzen aller Menschen liegenden geheimen Wunsch, dafs sie wahr seyn möchten, unterstützt wird; ein Wunsch, der ein erweisliches moralisches Bedürfnifs, sie als wahr anzunehmen, zum Grunde zu haben scheint.

Diese Wahrheiten sind nicht sowohl Gegenstände der spekulativen Vernunft als des vernünftigen Glaubens: aber ihre Wur-

zel liegt so tief in der menschlichen Natur, daſs kein Volk des Erdbodens, (wie unentwickelt und ungebildet es auch sonst seyn mag) so fern es des menschlichen Nahmens nur einiger Maſsen werth ist, gefunden wird, bey welchem sich nicht wenigstens dunkle, unreife, und miſsgestaltete Gespenster und Schattenbilder dieser Wahrheiten festgesetzt hätten, für welche sie eine ihnen selbst unerklärbare Anhänglichkeit haben.

Diese Wahrheiten sind — das ewige Daseyn eines obersten Grundwesens von unbegrenzter Macht, von welchem das ganze Weltall nach unveränderlichen Gesetzen mit Weisheit und Güte regiert wird — und die Fortdauer unsers eignen Grundwesens, mit Bewuſstseyn unsrer Persönlichkeit und ewigem Fortschritt zu einer vollkommenern Art von Existenz.

Meiner innigsten Überzeugung nach müſsten diese zwey Glaubenswahrheiten, wenn sie in ihrer möglichsten Reinheit und Einfachheit gedacht und geglaubt würden, den

wohlthätigsten Einfluſs auf unsre innere Moralität, Zufriedenheit und Glückseligkeit haben. Es ist erweislich und erwiesen, daſs sie den Menschen, im Ganzen genommen, unentbehrlich sind; erweislich und erwiesen, daſs auch der beste und glücklichste Mensch durch ihren Glauben noch besser, noch glücklicher werden muſs. Von ihnen, und von ihnen allein gilt, was Cicero von den Eleusinischen Mysterien sagt: daſs sie uns in die Verfassung setzen, froher zu leben und mit besserer Hoffnung zu sterben.

III.

Welcher dem menschlichen Geschlecht gehässige Dämon hat sich denn von uralten Zeiten bis auf diesen Tag so unselig geschäftig bewiesen, gerade diesen Glauben — einer göttlichen Weltregierung und eines bessern Zustandes nach diesem Leben — auf alle nur ersinnliche Weise zu verunstalten, zu verdunkeln, und durch Vermischung mit der ungereimtesten Schwärmerey, dem scheuslichsten Aberglauben, den menschen-

feindlichsten Wahnbegriffen und Irrlehren, das was die Stütze, der Trost und die Hoffnung der Menschheit seyn sollte, zum Mittel ihrer Unterdrükkung und Mifshandlung, zu einem Werkzeuge des Betrugs und der Beutelschneiderey, ja sogar zu einem Gifte zu machen, das die Seele gleichsam in ihren zartesten und edelsten Theilen anfrifst, und in ein moralisches Scheusal verwandelt?

Wir haben nicht nöthig, die erste Ursache alles dieses Übels weit aufser uns zu suchen: sie liegt uns sehr nahe; denn, kurz —

Der Dämon steckt in unsrer eignen Haut!

Und wiewohl es, aus Mangel hinlänglicher Urkunden, unmöglich ist, die Geschichte des Aberglaubens mit historischer Gewifsheit bis in seine Wiege zu verfolgen: so ist doch nichts leichter, als die Entstehung desselben unter den Umständen, worin uns die allgemeine Menschengeschichte die ältesten Völker zeigt, sich psychologisch klar zu machen.

Kinder und Unwissende staunen alles an was sie nicht begreifen können, und die Welt ist für sie voller Wunderdinge und Wunderwerke; denn jede Naturbegebenheit, jede von einem Menschen dargestellte Erscheinung, wovon sie nicht begreifen wie es damit zugehe, ist ein Wunder in ihren Augen. Die ältesten Zeiten der Welt und der Völker sind daher nothwendig wundervolle Zeiten — und die Belege dieser Wahrheit giebt die Mythologie aller Nazionen.

Da nun alle Menschen durch eine innere Nothwendigkeit gezwungen sind, alles was in ihre Sinne fällt für Wirkung irgend eines — Wirkenden, das ist einer Ursache, zu halten, von den besagten Wunderdingen aber keine Ursache in die Augen fiel, welcher man diese Wirkungen begreiflicher Weise zuschreiben konnte: so sahen sich die Menschen genöthiget, zu unsichtbaren Wirkenden, von welchen oder mit deren Beystand jene Wunder hervorgebracht würden, ihre Zuflucht zu nehmen.

Ein eben so unwillkührlicher innerer Zwang nöthigt die menschliche Einbil-

dungskraft, sich alle unsichtbare Dinge sichtbar zu machen; und so wurden aus jenen verborgenen Ursachen der Fänomene, die man sich nicht erklären konnte, Geister der Verstorbenen, Genien, Feen, Peris, Divs, Götter und Halbgötter.

Von jeher gab es auch Menschen, welche Wunderdinge verrichteten. Als Menschen konnten sie das nicht aus eigener Kraft; sie waren also Werkzeuge jener höhern Wesen, womit sich die Einbildung der Sterblichen bevölkert hatte. Natürlicher Weise entstand hieraus der Glaube, daſs es Menschen gebe, welche sich — wodurch es nun sey — den Göttern, Halbgöttern, Feen und so weiter angenehm genug zu machen wüſsten, um solcher besonderer Gnaden und Gaben von ihnen gewürdiget zu werden; und es war zu vortheilhaft, sich bey dem unwissenden Haufen in einen solchen Kredit zu setzen, als daſs nicht bald genug ganze Schaaren von wunderthätigen Priestern, Wahrsagern, Zeichendeutern, Dienern und Auslegern der Orakel und so weiter entstanden wären, denen alles daran gelegen war, den Glauben an jene ein-

gebildeten Wesen, der ihnen so viele sehr handgreifliche Vortheile verschaffte, auf alle nur ersinnliche Weise in den Gemüthern zu befestigen.

Aber der natürliche Stolz des Menschen, der in der ganzen sichtbaren Natur nichts höheres und mächtigeres kennt als sich selbst, konnte sich nicht lange auf diese Vorstellung einschränken. Er befand sich unendlich besser bey dem Gedanken, selbst die wirkende Ursache von Wunderdingen, als ein bloſses Werkzeug zu seyn. Man war inzwischen nach und nach bekannter mit der Natur geworden; der Kunstsinn hatte sich zu entwickeln angefangen; schärfere Sinnen und glückliche Zufälle machten, daſs gewisse Menschen an Thieren und Pflanzen, Steinen und Mineralien allerley Eigenschaften entdeckten, woraus sie andern ein Geheimniſs machten, um unbegreifliche Dinge wirken zu können. Nach und nach entfaltete sich der Keim einer Filosofie, die einen tiefen aber räthselhaften Sinn in dem groſsen Buche der Natur ahndete, das der Mensch vielleicht Jahrtausende lang bloſs angestaunt hatte. Man ahndete verbor-

gene Kräfte, geheime Beziehungen der Dinge, und jene goldne Kette, an welcher Homers Jupiter Erde und Meer empor zieht. Alle Dinge der sichtbaren Welt wurden als Hieroglyfen dieses geheimnifsvollen Buches betrachtet: aber die grofse Kunst war, sie lesen zu können. Wer diefs konnte, besafs natürlicher Weise den Schlüssel zum Innern der Natur, bemächtigte sich vermittelst desselben ihrer verborgensten Kräfte, und hatte die Mittel in Händen, gute und böse Dämonen, Elementar- und Astralgeister, ja die obersten Götter selbst, entweder zu seinen Freunden oder zu seinen Sklaven zu machen. Es fehlte nicht an Menschen, die diese erhabene Wissenschaft zu besitzen vorgaben: und so entstand die Magie mit allen ihren Ästen und Zweigen; so füllte sich in den Händen verschmitzter Betrüger der Zauberbecher, aus welchem alle Völker Aberglauben tranken, und dadurch, gleich den Gefährten des Ulysses die aus dem Becher der Circe getrunken hatten, in eine Art stumpfsinniger Thiere verwandelt wurden, die sich bemaulkorben und bezäumen, beladen, führen und peitschen, ja sogar füttern lassen mufsten,

wie, wohin und womit es den Zauberern, ihren Herren, beliebig war.

IV.

Die ältesten Gesetzgeber, die sich dazu berufen fühlten, noch sehr rohe und in einer Art von natürlicher Wildheit lebende Menschenstämme in bürgerliche Gesellschaften zu vereinigen, fanden den Glauben an Dämonen im Himmel, auf Erden, im Meer und unter der Erde, und vornehmlich den Glauben an väterliche Götter und Schutzgötter der Gegend, wo sie wohnten, der Berge und Flüsse derselben, und so fort, in den Gemüthern schon befestiget. Sie kamen daher sehr natürlich auf den Gedanken, diesen Umstand zu ihrem gröſsern Vorhaben zu benutzen. Sie sahen, daſs die Furcht vor den Göttern, unter der Leitung einer klugen Hand, das kräftigste Mittel werden könne, die rohen Menschen, mit denen sie es zu thun hatten, zu bändigen, und an bürgerliche Zucht und Ordnung zu gewöhnen. Sie machten also entweder die Götter selbst zu Urhebern ihrer Gesetze, oder setzten

diese wenigstens unter die unmittelbare Garantie derselben. Sie gaben dem Gottesdienst eine bestimmtere Form und gröſsere Feierlichkeit; sie stifteten die Mysterien; und bey den Griechen wurden Eleusis, Olympia und Delfi schon in sehr alten Zeiten die Vereinigungspunkte der unzähligen kleinen Völkerschaften, woraus sich nach und nach der groſse politische Körper bildete, der den Jupiter als seinen allgemeinen Schutzgott, und die Amfiktyonen als sein höchstes Nazionalgericht verehrte.

So wurden alle bürgerlichen Gesellschaften gewisser Maſsen auf die Religion gegründet; sie machte einen Theil der Gesetzgebung, ein wesentliches Stück der Konstituzion, aus. Man betrachtete sie (ob mit Recht oder Unrecht, ist jetzt nicht die Frage) als ein Band des Staats, das nicht zerrissen werden könne, ohne den Staat selbst aufzulösen. Aber — wie war diese Religion beschaffen? — Was ich im dritten Abschnitt über den Ursprung des Aberglaubens überhaupt gesagt

habe, wird uns leicht zur Beantwortung dieser Frage verhelfen.

V.

So rohe und äuſserst sinnliche Leute, wie man sich die Menschen dieser Zeiten denken muſs, waren noch wenig fähig, sich bis zu dem vernunftmäſsigen Begriff der höchsten Macht, Weisheit und Güte, dem einzigen würdigen Begriff, der mit dem Worte Gott verbunden werden kann, zu erheben. Sie verlangten sichtbare und handgreifliche Gegenstände ihrer religiösen Verehrung. Die Götter bekamen also Bilder, die Bilder Tempel, die Tempel Priester. Diese letztern wurden, wie natürlich, nach und nach aus Dienern Vertraute, aus Vertrauten Günstlinge, aus Günstlingen Organe ihres Gottes. Die Götter offenbarten sich ihnen bald in Träumen, bald durch Stimmen oder Erscheinungen. Sie wurden von diesen höheren Wesen in den Geheimnissen der Natur und des Schicksals unterrichtet. Daher waren die Priester in den älteren Zeiten auch die

Weisen oder Gelehrten, die Weissager und die Ärzte des Volks, und sind es noch jetzt bey allen Völkern, die noch auf den untersten Stufen der Kultur stehen. Sie heilten die Krankheiten, die sie als Wirkungen böser Dämonen oder erzürnter Gottheiten betrachteten, meist durch übernatürliche Mittel, durch magische Formeln, Beräucherungen, Amulete und Talismane. Ihre Arzneykunst war also gröſsten Theils ein Zweig ihrer Magie und Theurgie. 2) Diese letztern, mit allen ihren Nebenzweigen, den sämmtlichen Divinazionskünsten, der Astrologie, Geomantie, Nekro-

2) Magie in der weitesten Bedeutung ist die vorgebliche geheime Wissenschaft, auf Geister aller Arten, und durch sie auf die Körperwelt zu wirken. Theurgie ist der Nahme der vorgeblichen reinen und heiligen Magie der unbekannten Wundermänner Hermes Trismegistus, Zoroaster und ihrer vorgeblichen Schüler, welche bloſs durch die Kraft göttlicher Nahmen und Anrufungen Gottes und mit Hülfe guter Geister wunderbare Wirkungen hervorzubringen, und Gewalt über die bösen Geister zu haben vorgiebt.

mantie, Geisterbeschwörung, Geisterbannung, Vertreibung der Gespenster, Erhebung verborgener Schätze und so weiter, wurden priesterliche Künste, wurden mit der Religion verbunden, und durch sie geheiligt.

Die Neigung zum Wunderbaren und die Begierde das Künftige zu wissen sind die schwächste Seite der menschlichen Natur. Die Priester zogen zu große Vortheile von ihr, als daß sie sich nicht überall (mehr oder weniger, nach Maßgabe der übrigen Umstände) ein Geschäft daraus hätten machen sollen, alle diese einträglichen Felder des Aberglaubens, als ihr eigenes Gebiet und Appanage, möglichst anzubauen. Immerhin mochte es auch damahls, wie noch jetzt, Schwärmer und Einfältige unter ihnen geben, die im Ernst an alle diese Thorheiten glaubten: die meisten wußten sehr gut, was an ihren übernatürlichen Künsten war, und ihr Gewissen wurde gar bald harthäutig genug, ohne alles Bedenken die Schwachen zu betrügen, die so gern betrogen seyn wollen, und die immer so

geneigt sind, nicht nur ihr Bißchen Vernunft, sondern sogar ihre fünf Sinne knebeln und binden zu lassen, so bald sie etwas übernatürliches zu sehen und zu hören hoffen.

Die so hoch gepriesene und falsch berühmte Weisheit der Ägyptischen Priester bestand größten Theils in den vorbenannten priesterlichen Künsten.

Die Theosofie und Magie des Zoroaster, und überhaupt alles was man Filosofie der Morgenländer nennt, begünstigte sie ebenfalls, und war dieses Nahmens eben so unwürdig als die Kabbala der Juden.

VI.

Nach einigen Jahrtausenden that sich endlich die wahre Filosofie unter den Griechen hervor, und der Aberglaube nahm bey dem edlern Theile der Nazion in eben der Maſse ab, wie die Aufklärung zunahm. Allein, da die eingeführte Volksreligion in jeder ihrer Republiken nun einmahl einen Theil der Staatsverfassung ausmachte: so muſsten die Weisen sich zu sehr in Acht nehmen,

mit den Priestern in keine gefährliche Kollision zu kommen, als daſs diese letztern sich nicht immer im Besitz der einträglichsten Zweige ihres Gewerbes, und das an ihnen hangende Volk in seiner Geneigtheit zur Dämonenscheu (Δεισιδαιμονια, wie die Griechen den Aberglauben sehr richtig nannten) und bey seinem Hang zu allen Arten von Alfanzereyen, zu erhalten gewuſst hätten.

Nach und nach entstanden unter den Griechen die bekannten filosofischen Sekten und Orden. Einige derselben, als die Pythagoräer, Platoniker und Stoiker, hatten Grundsätze, die sich mit der herrschenden dämonistischen Religion sehr gut vertrugen. Pythagoras und Plato hatten sogar einige, die den obbesagten priesterlichen Künsten zur Grundlage dienen zu können schienen. Die Pythagorische und Platonische Filosofie wurde also (sonderlich je unreiner und trüber sie nach und nach zu werden anfing) von den Priestern immer mehr begünstigt. Die Epikurische hingegen, die sich zwar der Volksreligion im Äuſserlichen klüglich fügte, aber eine erklärte

Gegnerin aller Arten von religiöser Betrügerey, aller Magie und Geisterseherey, aller neuen Orakel, übernatürlichen Künste und gauklerischen Operazionen war, blieb, so lange sie dauerte, der Priesterschaft äuſserst verhaſst, und wurde von ihr auch dem Volke so verhaſst gemacht, daſs ihre Bemühungen gegen den Aberglauben, im Ganzen und in der Folge der Zeiten, nur sehr wenig Früchte bringen konnten.

Die merkwürdige Zeit Alexanders des Groſsen, worin der gröſste Theil des damahls bekannten Asiens nebst Ägypten Griechischen Fürsten unterworfen, und die Sprache, Künste, Wissenschaften, Religion und Sitten der Griechen über alle Provinzen, welche die Persische Oberherrschaft erkannt hatten, ausgebreitet wurden, ward durch eine natürliche Folge der Vermischung, die nach und nach zwischen den Griechen und Asiaten, Syrern, Medern und Ägyptern Statt finden muſste, auch wegen des Einflusses dieser Vermischung auf die Denkart und den Geist der Zeit, wichtig. Die Filosofie der Griechen artete in diesen Ländern nach

und nach aus, und verlor sich endlich in den Sümpfen der morgenländischen Magie oder Dämonomanie. Alexandria wurde die Schule einer neuen Filosofie, worin die ungleichartigsten Begriffe und Meinungen zusammen flossen, um alle möglichen Ausschweifungen und Unternehmungen der Schwärmerey und des Aberglaubens mehr als jemahls zu unterstützen.

VII.

Als endlich die Römer das herrschende Volk in der Welt wurden, blieb nicht nur in den morgenländischen Theilen des ungeheuern *Imperii Romani* alles in diesem Stande, sondern die Römer selbst, bey denen die Aufklärung durch Wissenschaften sehr spät angefangen und, sogar unter den Grofsen, nur auf wenige sich erstreckt hatte, fanden ungemeinen Geschmack an dem morgenländischen Aberglauben. Schon zu Augustus Zeiten finden wir Rom und Italien mit Syrischen und Ägyptischen Landstreichern überschwemmt, die, unter dem Nahmen Ägyptischer Priester, Magier, Kaldäer und so weiter,

diese Geistesschwäche der Römer und Römerinnen sich auf alle mögliche Art zinsbar zu machen wuſsten.

VIII.

Solchergestalt war denn alles, was die Römer den Erdkreis nannten, in allen seinen Theilen (mehr oder weniger) mit Abgötterey und Zauberey, Götter- und Feenmährchen, Glauben an übernatürliche Undinge, magische Operazionen, Amulete und Talismane, Verwandlungen der Menschen in Thiere, Geistererscheinungen, Glauben an Traumdeuter, Wahrsager, Orakelsprüche, und an tausend wahnsinnige Arten die guten und bösen Dämonen sich günstig zu machen, zu versöhnen, zu unterwerfen oder auszutreiben, erfüllt; kurz, die ganze Menschenmasse war mit magisch-religiösem Aberglauben und Wahnwitz angesteckt: als Christus in Palästina auftrat, um den Glauben an einen allgemeinen Vater im Himmel durch seine Lehre und noch mehr durch sein Beyspiel zu predigen, und die ächte Gottesverehrung, von allem magischen

und theurgischen Aberglauben gereinigt, auf Redlichkeit des Herzens, Liebe zu Gott und den Menschen, und Ausübung aller moralischen Tugenden zurück zu führen.

IX.

Wenn man von dem Plane der Vorsehung nach dem Erfolg urtheilen darf, so konnte und sollte ein so grofses Werk, als die Zerstörung des Reichs der Dämonen und ihrer Priester, das ist mit andern Worten, der Herrschaft des Aberglaubens, der Abgötterey und der Magie über die menschlichen Gemüther, ist, nicht ein Werk weniger Jahre, ja selbst nicht weniger Jahrhunderte, seyn. Aber was wir gewifs sagen und mit der Geschichte der verflossenen achtzehn Jahrhunderte sattsam beurkunden können, ist: dafs diese grofse Unternehmung, dieses unendlich wohlthätige Werk der Erlösung des menschlichen Geschlechtes von allen Übeln des Aberglaubens und der Dämonenscheu, zwar angefangen, aber gar bald

wieder von denen selbst, die sich nach dem Nahmen Christus nannten, gehemmet, und (aufs gelindeste zu reden) wegen eines fortdauernden Zusammenflusses schädlicher Gegenwirkungen, bis auf diesen Tag, nur hier und da im Kleinen und auf eine sehr unvollständige und unvollkommene Weise bewirkt worden ist.

In der That ist es sonderbar genug, wie die Jünger und Anhänger eines Meisters, der die Religion auf die einfachste Vorstellungsart und die reinsten Gesinnungen des Herzens eingeschränkt, kein Lehrformular vorgeschrieben, keinen neuen Gottesdienst eingeführt, kurz, in den wenigen Jahren seines öffentlichen Lebens nichts angelegneres gehabt hatte, als das Reich der Dämonen zu zerstören, und dagegen einem Reiche Gottes, dessen Sitz in den Herzen der Menschen ist, auf alle mögliche Weise beförderlich zu seyn, — es ist sonderbar, sage ich, und mehr als sonderbar, wie die Jünger eines solchen Meisters, in so kurzer Zeit und als ob sie es selbst nicht gewahr worden wären, sich von seinem Sinne und Geiste, von seinen

Grundsätzen und von seinem Beyspiele so himmelweit entfernen konnten, um in wenigen Jahrhunderten Ihm geradezu entgegen zu arbeiten, das Werk, das Er angefangen hatte, wieder umzureifsen, und das Reich des Aberglaubens und Fanatismus, welches er zu zerstören gekommen war, unter andern Nahmen und Dekorazionen, furchtbarer und der Menschheit verderblicher als es jemahls gewesen war, wieder herzustellen.

Freylich gilt auch hier wieder, was ich oben sagte, da vom Ursprung des religiösen Aberglaubens die Rede war: Der Dämon, der diefs bewirkte, steckt in unsrer eignen Haut. Aber es ist nicht zu läugnen, dafs der Geist der Zeiten Augusts und seiner Nachfolger jenem unsaubern Geiste zu Ausführung seines Werkes grofsen Vorschub that.

X.

Unsre eigne Zeit ausgenommen, wird man schwerlich in der ganzen Geschichte einen andern Zeitraum finden, wo zugleich und zum Theil in eben denselben Ländern,

neben einem ziemlich hohen Grade von Kultur und Verfeinerung auf der einen Seite, auf der andern mehr Finsternifs in den Köpfen, mehr Schwäche, Leichtgläubigkeit und Hang zu allen Arten von Schwärmerey, mehr Neigung zu geheimen religiösen Verbindungen, Mysterien und Orden, mehr Glauben an unglaubliche Dinge, mehr Leidenschaft für magische Wissenschaften und Operazionen, selbst unter den obersten Klassen des Staats Statt gefunden, kurz, wo es allen Gattungen von religiösen Betrügern, 3) Gauklern, Taschenspielern und Wundermännern leichter gemacht worden wäre, mit der Schwäche und Einfalt der Leute ihr Spiel zu treiben, als — das erste und zweyte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung.

Die siegreichen Kämpfe eines Lucian und Celsus 4) mit diesem Schwindelgeist

3) Ich verstehe unter religiösen Betrügern solche, denen die Religion zum Deckmantel und zum Werkzeug ihres Betrugs dienen mufs.

4) Celsus, ein Freund Lucians, schrieb ein grofses Werk gegen die Magie, dessen

ihrer Zeit waren nicht hinlänglich, einem Übel Einhalt zu thun, dessen Wachsthum durch so viele hier nicht zu entwickelnde Umstände, und in der Folge vornehmlich durch die *Neuplatonische Filosofie*, — die (mit *Polonius* im *Hamlet* zu reden) *Methode in den Unsinn brachte*, auf alle nur ersinnliche Weise befördert wurde.

XI.

Auch die *Christen* wurden von dieser schwärmerischen Filosofie bezaubert, da sie ihnen nicht nur mit ihren eigenen *Mysterien* sehr gut zusammen zu stimmen, sondern sogar den *Schlüssel* dazu zu enthalten schien.

Verlust zu bedauern ist, weil sich aus einer Stelle Lucians schliefsen läfst, dafs vornehmlich auch die *Kunststücke*, wodurch die angeblichen *Adepten der magischen Weisheit* die Leichtgläubigen hintergingen, ausführlich darin beschrieben waren. Es ist leicht zu erachten, dafs die Herren sich alle Mühe gaben, ein solches Buch zu unterdrücken.

Als endlich ihre Partey, nach langen und blutigen Kämpfen mit dem so genannten Heidenthume, die herrschende im Römischen Reiche ward, und ihre Gegner völlig unterdrückt oder ausgerottet hatte, zeigte sich bald genug, wie wenig die Welt dadurch gebessert war. Der Dämonismus des Heidenthums stieg, in einer andern Einkleidung und unter andern Nahmen, wieder aus seiner Asche hervor. Das Licht der Wissenschaften verschwand nach und nach fast gänzlich. Die Mönche traten an die Stelle der schwärmenden Pythagoräer und Platoniker, und bemächtigten sich, nach ihrem Beyspiele, sogar der magischen und theurgischen Künste, unter dem Vorwande, sie bewirkten durch die Kraft des wahren Gottes und des Nahmens Jesu, durch das Zeichen des Kreuzes, durch die Gebeine und andre Reliquien der Märtyrer und so weiter, was die Zauberer und vorgeblichen Theurgen der Heiden durch den Beystand höllischer Geister gewirkt hätten. Die Kroniken und Legenden der vier ersten Jahrhunderte nach Konstantin dem Ersten wimmeln von Teufelsaustrei-

bungen, Todtenerweckungen, Erscheinungen von Engeln, Teufeln, und armen Seelen; alles ist voller Wunder, die oft bis zum Lächerlichen unglaublich und ungereimt sind, und von unzähligen heiligen Mönchen und Bischöfen verrichtet worden seyn sollen. Die Natur müſste, wenn nur der zwanzigste Theil dieser vorgeblichen Thatsachen wahr wäre, in diesen Zeiten alle ihre Rechte verloren haben, und in eine gänzliche Antinomie und Anarchie verfallen gewesen seyn.

Nothwendiger Weise versank unter solchen Umständen das Volk immer tiefer in einen die Menschheit schändenden Aberglauben. Die alt hergebrachten Wahnbegriffe der heidnischen Welt vermischten sich auf eine unnatürliche Art mit den reinen Grundbegriffen des Christenthums, und brachten die monstrosesten Hirngespenster hervor, welche ohne Untersuchung angenommen, und von der Klerisey (aus Ursachen, die ihr und uns wohl bekannt sind) auf alle Weise unterhalten, ja zum Theil zu Dogmen und Glaubenspunkten gestem-

pelt, und mit kräftigen Ernulfusflüchen gegen alle Unternehmungen der Vernunft verzäunt würden.

XII.

Es würde mich zu weit von meinem Wege abführen, und ist zu meiner dermahligen Absicht unnöthig, dieses historische Gemählde fortzusetzen, und die unermeſslichen Übel, die sich unter solchen Umständen, theils durch das Bündniſs, theils durch den Streit zwischen Kaiserthum und Priesterthum, über einen groſsen Theil des Erdbodens ausbreiteten, auch nur summarisch anzudeuten. Ungeachtet eine ganz wahre und unparteyische historische Darstellung dieses merkwürdigen Zeitraums der Geschichte der Menschheit, jetzt da ich dieses schreibe, noch unter die frommen Wünsche gehört: so sind doch schon die in jedermanns Händen sich befindenden Werke eines Giannone, Hume, Robertson, Gibbon, Walch, Schmidt und anderer, mehr als zureichend, alles bisher gesagte,

überflüssig, und zum Theil wohl über die Intenzion der Verfasser, zu bestätigen.

Wer aber zu einer ganz lebendigen und anschauenden Erkenntniſs des Geistes dieser unseligen Zeiten gelangen wollte, müſste sich freylich zu der fürchterlichen Aufopferung entschlieſsen, die Quellen selbst zu besuchen, und unter andern sich in der Kronik und den *Libris Miraculorum* des Gregorius von Tours, in der goldnen Legende des Erzbischofs Jakob de Voragine, in den *Actis Sanctorum*, und in den Geschichtsbüchern der Mönchsorden umzusehen, — wo er genug sehen würde, um vor Erstaunen über die unbegreifliche Unvernunft dieser Zeiten beynahe selbst den Verstand zu verlieren.

Das Einzige, was ich in Beziehung auf meinen dermahligen Hauptgegenstand noch bemerken muſs, ist folgendes.

XIII.

Von jener Zeit an, da die neue Religion die herrschende im ehemahligen Römi-

schen Reiche wurde, trat sie nicht nur in alle Rechte der alten ein, und wurde die Religion des Staats, folglich von den Gesetzen geschützt und begünstigt, sondern maſste sich noch neuer bisher unerhörter Rechte an.

Die alte Staatsreligion hatte alle andere, selbst die christliche, geduldet: die letztere, oder vielmehr ihre Klerisey, (die auch hierin, wie in so vielem andern, den Geist des Stifters verläugnete, indem sie sich auf den Buchstaben einiger harten Ausdrücke steifte) behauptete ein ausschlieſsendes Recht, und duldete in kurzem keine andere mehr neben sich.

Aber sie ging noch weiter. Nicht zufrieden jeden andern Glauben, jede andere Religionsmeinungen, Dogmen, Vorstellungs- und Ausdrucksarten über unbegreifliche Gegenstände für irrig erklärt zu haben, belegte sie auch den Irrthum mit Strafen. Sie behandelte die Überzeugung als eine Sache, die von unserm Willen abhängt. Wer die Ehrlichkeit hatte, ihren Gründen, wenn sie seinen Verstand nicht überzeugten,

dasjenige was er für Wahrheit erkannte entgegen zu setzen, wurde als ein vorsetzlich und halsstarrig Irrender zum ewigen, und (was noch weit schlimmer war) sogar zum zeitlichen Feuer verurtheilt.

So entstand in den christlichen Ländern eine neue, zuvor nie erhörte Gattung von Verbrechen. Der Bosheit und dem Eigennutz wurde ein neuer Zweig von Denunciazionen, dem Despotismus der Byzantinischen und abendländischen Tyrannen eine neue Quelle von Konfiskazionen, neue Mittel eines jeden, der ihnen verhaſst oder verdächtig war, los zu werden, und der Klerisey ein neuer Weg eröffnet, sich das furchtbarste Ansehen und einen fast grenzenlosen Einfluſs zu verschaffen.

XIV.

Um jedoch den Schein zu haben, als ob die Dogmen, von deren Glauben nun das zeitliche und ewige Leben der Menschen abhing, auf unwiderleglichen Gründen beruheten und jede Untersuchung aus-

hielten, erfand man eine subtile Art von Dialektik und Terminologie, bey der es ausdrücklich darauf angelegt war, den auffallendsten Absurditäten einen Schein von Möglichkeit zu geben, Widersprüche in eine Art von Zusammenhang zu bringen, und dem Menschenverstande den Weg zur Wahrheit so mühselig und unzugangbar zu machen, daſs unter zehn tausenden — selbst aus jenen Menschenklassen, deren Stand und Bestimmung im gemeinen Wesen einen hohen Grad von Vernunftsfertigkeit erfordert — kaum Einer seyn möchte, der nicht lieber alles was man wollte blindlings glauben, als sich auf einem so peinvollen Wege überzeugen lassen wollte.

Im Grunde war es auch mit diesem neu gebrochenen Überzeugungswege auf bloſse Täuschung abgesehen: denn nicht nur war er so beschaffen, daſs er bey wirklich denkenden Köpfen statt der Überzeugung vielmehr Zweifel über Zweifel erregte, und sie wider ihren Willen auf neue, den herrschenden widersprechende, Meinungen führte; sondern es war auch schon vorher

ausgemacht, „daſs jede Untersuchung eines Glaubenspunktes oder Dogma's, die ein anderes Resultat als dieses Dogma geben würde, an sich selbst schon irrig, verwerflich und verdammlich, d. i. des elementarischen und höllischen Feuers schuldig sey.“ Wehe dem, der sich in diesen armseligen Jahrhunderten seiner Vernunft zu Prüfung dessen, was man ihm zu glauben auferlegte, bedienen, und die Orakelsprüche einer Priesterschaft, die sich einer willkührlichen und unumschränkten Herrschaft über den Verstand, ja sogar über die Sinne der Menschen bemächtiget hatte, den nothwendigen Naturgesetzen des menschlichen Denkens zu unterwerfen, sich unterstehen wollte! Alle Untersuchung hört auf, wo jeder Zweifel für eine Eingebung des Teufels erklärt wird, die mit Fasten, Beten, Abtödtung des Fleisches, und gänzlicher Unterbrechung alles Denkens bekämpft werden muſs; und die Vernunft wird zu einem völlig unbrauchbaren Werkzeuge gemacht, so bald uns ihr freyer Gebrauch in die dumpfen Kerker der Inquisizion, und aus diesen auf einen Scheiterhaufen führt.

Ich rufe getrost jedes vernünftige oder vernunftfähige Geschöpf auf dem ganzen Erdboden auf, mir zu läugnen, wenn es kann, dafs man auf diese Art, und durch solche Mittel und Anstalten, jede Religion, wie unsinnig, abscheulich oder lächerlich sie auch immer seyn möchte, — von dem unmenschlichen Götzendienste des Kanaanitischen Feuergottes Moloch bis zu dem albernen Dienste der Latonenfrösche in Abdera — für die einzig wahre und allein seligmachende ausgeben, und als solche der ganzen Welt aufdringen könnte!

Was für einen Nahmen verdienen also wohl diejenigen, die sich anmafsen, oder, wofern ihre Vorfahren einer solchen Anmafsung sich schuldig gemacht hätten, noch ferner darauf bestehen wollen, die einfachste, vernunftmäfsigste, wohlthätigste, menschlichste aller Religionen, auf einem solchen Wege und durch solche oder ähnliche Verfahrungsarten auszubreiten und zu erhalten?

XV.

Jeder die Wahrheit aufrichtig liebende Leser möge hier einen Augenblick still stehen, und dann die Betrachtungen selbst fortsetzen, auf die ihn das Gesagte natürlicher Weise führen muſs!

Meine Absicht ist nicht irgend eine Partey oder Person zu beleidigen. Es wäre höchst unbillig, vernünftig denkenden und besser gesinnten jetzt Lebenden den Wahnsinn und die Missethaten barbarischer Vorfahren zum Vorwurf machen zu wollen. Aber die Zeiten der Unwissenheit sind vorbey: wenigstens kann sich niemand, der nicht zur Hefe des Pöbels gehört, mehr mit unüberwindlicher Unwissenheit entschuldigen, wenn ihm die Grundwahrheiten, von deren Erkenntniſs und Befolgung das Wohl des menschlichen Geschlechts und der bürgerlichen Gesellschaft schlechterdings abhängt, unbekannt sind; denn sie sind, Gott Lob, seit mehr als funfzig Jahren laut genug geprediget worden, und haben um ein mäſsiges Geld in allen Buchläden feil gestanden.

Leuchtet uns aber die Fackel der Vernunft, warum sollten wir lieber im Dunkeln als in ihrem Lichte wandeln wollen?

Fühlen und erkennen wir die Ehre und Würde, Menschen (in der engern Bedeutung dieses Nahmens 5)) zu seyn: warum sollten wir nicht wenigstens den Willen haben, alles von uns zu werfen, was uns verhindert, als ächte Menschen zu empfinden, zu denken und zu handeln?

Sind die Grundsätze, die zu Anfang dieser Schrift in Erinnerung gebracht worden, unumstöſsliche Grundwahrheiten; ist der freye Gebrauch der Vernunft in Beleuchtung und Untersuchung jeder menschlichen Meinung, jedes menschlichen Glaubens, ein unverlierbares Recht der Menschheit, das uns niemand, ohne das gröſste aller Verbrechen, das Verbrechen der

5) Nehmlich in der, worunter die Halbmenschen, Drittels- und Viertels-Menschen, und andre *Anthropomorpha* nicht begriffen sind.

beleidigten menschlichen Natur, 6) zu begehen, rauben kann; wer darf sich vermessen, seinen Bruder in dem Besitz und Gebrauch dieses Rechts zu stören?

Ist kein Mensch unfehlbar; ist irren und getäusht werden etwas von unsrer Natur überhaupt unzertrennliches; giebt es eine unendliche Menge von Gegenständen des Wissens sowohl als des Glaubens, über die es — vermöge der Grenzen, welche die Natur dem menschlichen Geiste gesetzt hat — unmöglich ist völlig ins Klare zu kommen: so trage jeder seine Meinung oder seinen Widerspruch, mit seinen Gründen, bescheiden und gelassen vor, ohne einen andern zu verunglimpfen oder zu verspotten, welcher vernünftige Gründe zu haben glaubt anders zu denken.

Ist die Überzeugung des Verstandes vom Willen unabhängig, kann Irrthum also nie als ein Verbrechen gestraft

6) Von welcher alle Majestät der Völker und ihrer Könige entspringt, wenn sie nicht Usurpazion und Schimäre seyn soll.

werden: so erkenne man doch endlich einmahl, dafs es Unsinn und Ungerechtigkeit zugleich ist, Nahmen, wodurch blofs verschiedene Vorstellungsarten, verschiedene Begriffe, Lehrmeinungen und Überzeugungen von einander unterschieden werden, zu Schimpfnahmen zu machen!

XVI.

Es ist etwas den gesunden Menschensinn empörendes in der noch immer unter den Gelehrten selbst herrschenden Gewohnheit, das Wort Deist oder Theist, welches (so viel ich weifs) einen Menschen bezeichnet, der weder atheistische noch dämonistische Grundsätze hat, so zu behandeln, als ob es eine Makel, die kein Mann von Ehre auf sich sitzen lassen könne, bey sich führe; da doch das Christenthum offenbar den Deismus zur Grundlage hat, und die Christianer der ersten Jahrhunderte in ihren Apologien stolz darauf waren Deisten zu seyn.

Die Einwendung, dafs man unter dem Worte Deist, in der gewöhnlichen verhafs-

ten Bedeutung, einen solchen Bekenner der natürlichen Religion verstehe, der nicht an die besondern Dogmen der Christen, so wie sie auf gewissen Concilien und in gewissen Symbolen und Formularen festgesetzt worden, glauben kann, — ist ein elender Behelf. Denn, gesetzt auch, ein jeder Deist müſste nach seiner Überzeugung alle besondern Dogmen der christlichen Parteyen verwerfen: so bleibt es an diesen doch immer ungerecht, Haſs oder Verachtung auf einen jeden zu werfen, der nicht alles glaubt was sie glauben.

Aber im Grunde verhält sich die Sache ganz anders. Der wahre Deismus ist dem ächten, von allem Magismus und Dämonismus und von allen übrigen Schlacken der barbarischen Jahrhunderte gereinigten Christenthum sehr nahe; und wenn ein Deist aus allen Religionsparteyen auf dem Erdboden eine, zu welcher er sich halten sollte, zu wählen hätte, so würde er (vorausgesetzt, daſs er in seinem Bekenntniſs aufrichtig, und also ein redlicher Freund der Wahrheit und Tugend ist) gewiſs unter derjenigen christlichen

Partey zu leben wünschen, deren Grundsätze, Dogmen und Verfassungen den Grundlehren und Gesinnungen Christi am nächsten kommen, und von falschen Zusätzen und Schlacken am reinsten sind.

Was könnten nun diese Christen für einen billigen Grund haben, ihn von ihrer äuſserlichen Gemeinschaft auszuschlieſsen? Wenn sie wirklich überzeugt sind, daſs der Glaube, der ihm noch fehlt, zu seinem ewigen Wohl nöthig sey, ist es nicht Pflicht, ihm die Gelegenheit dazu nicht zu versagen? Kann er nicht vielleicht durch Zeit, liebreiche Belehrung und gutes Beyspiel bey ihnen das erhalten, was ihm noch abgeht, um in allen Stücken wie sie zu glauben? — falls es ihnen doch ja so wichtig scheint, daſs jedermann in allen Stücken glaube wie sie.

Wenn aber nun vollends der Deist mitten unter ihnen geboren wurde; wenn er in dem Staate, worin dermahlen ihr Glaubenssymbol das herrschende ist, zu bürgerlichen Rechten und Vortheilen geboren wurde: mit welcher Billigkeit kann

er bloſs deſswegen seiner Geburtsrechte verlustig erklärt werden, „weil es seiner Vernunft eben so fysisch unmöglich ist, gewisse Sätze, die ihr falsch scheinen, für wahr zu halten, als es ihm unmöglich ist in der Luft zu gehen, oder im Feuer zu leben?" — Und ist es nicht schändlich, wenn sie ihn, um einer solchen Ursache willen, zu der Wahl nöthigen, entweder ein Lügner und Heuchler zu seyn, oder sich selbst aus seinem Vaterlande zu verbannen und ins Elend zu gehen?

XVII.

Ich kann nicht umhin, da die Folge meiner Gedanken mich auf diesen Punkt gebracht hat, meinem herzlichen Ekel vor dem Miſsbrauch, der in unsern Tagen mit dem Worte Duldung oder Toleranz und (was noch ärger ist) mit der Sache selbst getrieben wird, ein wenig Luft zu machen.

Was nennet man dulden? — Menschen werden doch wohl, so lange kein anderes Verhältniſs und kein anderer Nahme sie von den Pflichten der Menschlichkeit los

zählen kann, einander auf dem Erdboden dulden wollen? Wer darf sich unterstehen, das Gegentheil zu lehren, wenn gleich in der Ausübung das Gegentheil leider alle Tage zum Vorschein kommt?

Ist es aber nicht häſslich, das, was alle Menschen einander als Menschen schlechterdings schuldig sind, — nehmlich, einander so zu behandeln wie jeder von den andern behandelt zu werden wünscht — mit einem so elenden Wort als dulden zu verkleinern und beynahe auf nichts herab zu setzen?

Welche mehr als kindische Inkonsequenz! Wir sehen es für eine hohe Pflicht an, in tausend unbedeutenden Dingen gefällig und zuvorkommend gegen einander zu seyn: und in Angelegenheiten, wo es auf Überzeugung, Gewissen, Gemüthsruhe und Rechtschaffenheit ankommt, maſsen wir uns ein Recht an, über andere zu tyrannisieren? Ich kann von einem jeden fordern, daſs er mich auf der Straſse ungestört meines Weges gehen lasse: und ich soll es für eine Gnade halten, wenn Ihr duldet, daſs ich von überirdischen Dingen anders denke, wähne oder träume

als Ihr, ungeachtet Ihr selbst um nichts dadurch gebessert seyd, ob ich so oder anders über diese Dinge träume?

Narren und böse Leute sind von Natur intolerant. Jene können nicht leiden, daſs man anders denke als sie; diese möchten, wo möglich, die ganze Welt nöthigen zu thun und zu leiden was sie wollen. Hätten diese zwey Gattungen von Menschen immer den Meister auf dem Erdboden gespielt, so würde er schon lange eine ungeheure Wildniſs und Wüste seyn. Zum Glücke wird die Welt im Ganzen (wie wenig es auch im Besondern das Ansehen hat) von den Klügern und Bessern regiert, und der Weise duldet die Thoren, weil er weise, die Schwachen weil er stark, die Bösen weil er gut ist.

Und so kommen wir denn, wenn die Rede von den groſsen Übeln ist, die das Menschengeschlecht drücken, immer wieder auf die Wahrheit aller Wahrheiten zurück: Den Menschen kann nicht geholfen werden, wenn sie nicht bessere Menschen werden; sie können nie besser werden, wenn sie nicht weiser werden; aber sie können nie

weiser werden, wenn sie nicht über alles, wovon ihr Wohl oder Weh abhängt, richtig denken; und sie werden nie richtig denken lernen, so lange sie nicht frey denken dürfen, oder, welches einerley ist, so lange die Vernunft nicht in alle ihre Rechte eingesetzt ist, und alles, was in ihrem Lichte nicht bestehen kann, verschwinden muſs.

XVIII.

Tausende, die im Leben gegen diese Grundsätze handeln, werden, wenn sie dieses gelesen haben, sich selbst die Wahrheit derselben eingestehen. Unglücklicher Weise hängt es nicht immer von ihrem guten Willen ab, auch nach ihnen zu handeln.

Die Anwendung der klarsten Resultate der einfachsten unläugbarsten Wahrheiten wird, unter gegebenen Umständen und durch den Einfluſs einer Menge entgegen wirkender Kräfte, oft zu einer unendlich verwickelten und vielleicht unauflöslichen Aufgabe.

Der prachtvolle Kerker, worin die Vernunft von der gröſsern Hälfte Europens noch immer gefangen gehalten wird, ist das Werk

einer grofsen Kunst und vieler Jahrhunderte. Tausend nicht gemeine Köpfe und Millionen rüstiger Hände haben daran gebaut, und er ist auf den Felsen des Ansehens und Vortheils der Priesterschaft so fest gegründet, und durch so viele Flügel und Nebengebäude mit einem andern Zauberthurme, worin die Freyheit in Fesseln schmachtet, so künstlich verbunden worden, dafs es beynahe ungereimt wäre, die Erlösung dieser gefangenen Prinzessinnen für möglich zu halten, geschweige unternehmen zu wollen.

Das Schicksal kann freylich mit der Zeit grofse Revoluzionen herbey führen, 7) wodurch der gegenwärtige Zustand der Welt eine gewaltige Veränderung erleiden würde: aber wenn die Weltverbesserung, auf die ein menschenfreundlicher Träumer unsre Nachkommen auf das Jahr 2440 vertröstet, blofs durch Aufklärung bewirkt werden sollte, so ist sehr zu besorgen, dafs er ihre Epoke noch um einige Jahrhunderte zu früh gestellt hat.

7) Dieses wurde ein Jahr vor dem Ausbruche der Französischen Revoluzion geschrieben, von deren Nähe sich der Verfasser damahls wenig träumen liefs.

Möchte ich doch mit dieser übel weissagenden Ahnung schon vor meinen Enkeln zu Schanden werden! Aber das treuherzige Geständnifs der Ovidischen Medea,

— *Video meliora proboque,*
Deteriora sequor —

wird so lange wahr seyn als Menschen — Menschen bleiben: und so lange die *Deteriora* mit grofsen, glänzenden, und auf der Wage des Eigennutzes unendlich überziehenden Vortheilen verbunden sind, wird es auch der rechte Schlüssel zu tausend Ereignissen und Handlungen seyn, die den Verstand des einsamen, aus der wirklichen Welt in sein idealisches Dschinnistan zurückgezogenen Filosofen überraschen, und seine übel berechneten Erwartungen täuschen.

XIX.

Wie sehr hätte ich gewünscht, in diesem traulichen Monolog über Gegenstände woran viel gelegen ist, mit dem ganzen edlern und bessern Theile unsrer Nazion, blofs als Mensch zu Menschen, Weltbürger zu Weltbürgern, und Deutscher

Mann zu Deutschen Männern, ohne Rücksicht auf Verschiedenheit der Religionsparteyen sprechen zu können! Und diefs um so mehr, da mein Widerwille gegen allen Sektengeist, meine Neigung und Fähigkeit (als einer, der ohne Vorurtheile und Interesse in allem diesem ist) gegen jede Partey gerecht zu seyn, und meine Wohlgesinntheit für das gemeine Beste meines Volks und der Menschheit überhaupt, vielen unter ihnen längst bekannt, und ohne Zweifel die Ursache ist, warum mein wohlmeinendes *Radotage* über die *pia desideria* aller gut denkenden Menschen mit so vieler Nachsicht angehört wird.

Aber was hälf' es, etwas unmögliches wünschen zu wollen? Ich sehe nur allzu wohl ein, dafs ich auf die Hoffnung, mit dem, was ich theils schon gesagt theils noch zu sagen habe, bey beiden christlichen Hauptparteyen Eingang zu finden, gänzlich Verzicht thun, und mir einbilden mufs, als ob ich nur diejenige, zu der ich (mehr aus freyer Wahl als durch nöthigende Verhältnisse) selbst gehöre, zu Vertrauten meiner Gedanken gemacht hätte.

Nur dieſs Wenige — weil doch diese gute Gelegenheit dazu da ist und so bald nicht wiederkommen möchte — sey mir erlaubt, in Rücksicht auf eine von allen aufgeklärten Patrioten und Christen allgemein für nöthig erkannte Verbesserung, laut — für mich zu sagen.

XX.

Ich wünsche allen Menschen, und also auch Sr. Päpstlichen Heiligkeit, Pius VI. und allen seinen rechtmäſsigen Nachfolgern auf dem heiligen Stuhle zu Rom (den ich, wenn er auch nicht der Stuhl des heiligen Peters seyn sollte, noch immer für einen sehr respektabeln Stuhl halte) Gnade von Gott und alles Gute in dieser und jener Welt — und hoffe also, es werde mir nicht für einen heimlichen Groll gegen Se. Päpstliche Heiligkeit, oder für bösen Willen gegen die Gebeine der H. H. Apostel Peter und Paul ausgedeutet werden, wenn ich es als eine fysische Möglichkeit annehme, daſs über lang oder kurz die ganze Stadt Rom, mit der Basilika zu Sankt Johann im Lateran, der Peterskirche, dem groſsen

Obelisk, dem Vatikan, dem Kampidoglio, der Engelsburg, der Maria rotonda, und allen ihren übrigen unzähligen Herrlichkeiten, bey irgend einem schrecklichen Erdbeben von der Erde dergestalt verschlungen werden könnte, daſs ihre Stätte nicht mehr gefunden würde.

Wie sehr mir auch das Heil der Welt am Herzen liegt, so gestehe ich doch aufrichtig, daſs es mich unendlich schwer ankommen würde, für den Untergang der Stadt Rom zu beten, und wenn er gleich die einzige Bedingung desselben wäre. Fern sey es also von mir, auch nur den leisesten Traum vom bloſsen Schatten eines solchen Wunsches jemahls in meiner Seele aufkommen zu lassen!

Aber gesetzt nun, (welches alle Schutzgeister der Künste und Alterthümer verhüten wollen!) gesetzt, weil es doch fysisch möglich ist, der schreckliche Fall hätte sich nun wirklich ereignet, — Rom wäre von der Erde verschlungen, oder (ohne Vergleichung) wie Sodom und Gomorra in eine Art von todtem Meer verwandelt worden: was für Maſsregeln könnte und würde die

katholische Kirche wahrscheinlicher Weise dann wohl zu ergreifen haben?

Mit der Stadt Rom wären alsdann auch, wie gesagt, die Kathedra Petri, und der magische Fischerring, (der nach dem weltbekannten Siegelring Salomons unstreitig der erste Ring in der Welt ist) die berühmten Schenkungen Konstantins, Pipins und Karls des Grossen, die Dekretalen Isidors des Sünders, die dreyfache Krone der überirdischen, irdischen und unterirdischen Gewalt, die vier heiligen Jubelpforten, die Dataria und Rota, und die Wollenweberey und Agnus-Dei-Fabrik der guten Nonnen von Sankt Agnes, aus der Welt verschwunden. Und wenn es nun einmahl so wäre, sollte darüber wohl ein grosses Wehklagen unter den Völkern der Erde entstehen? Hätten die übrigen Bischöfe und Prälaten der katholischen Christenheit wohl grosse Ursache, ihre Kleider zu zerreissen und Asche auf ihre Häupter zu streuen? Sollten und müssten sie nun wohl nichts angelegners haben, als mit vereinigten Kräften so bald als möglich ein neues Rom und einen neuen Nachfolger des

heiligen Peters auf dem Stuhle, worauf dieser nie gesessen, zu erwählen? Würden sie nicht vielmehr — ich rede menschlich, aber hoffentlich nicht thöricht — groſse Ursache haben, sich dieser Fügung des Himmels in Geduld zu unterwerfen, und, alles wohl überlegt, sich am Ende dankbarlich gefallen lassen, durch diesen unverhofften Zufall alles fernern Kampfes für ihre Rechte überhoben, und in die Freyheit gesetzt zu seyn, die ihnen vermöge der ältesten Kirchenverfassung zukommt?

Aber, (höre ich sagen) was würde da aus dem für so nothwendig geachteten Mittelpunkt der Einheit werden? — Wie? Haftet denn dieser Vereinigungspunkt nothwendig an einer einzelnen Person? oder an einem gewissen Stuhle? oder gerade an diesem? Ist der christliche Nahme und das apostolische Symbolum nicht Vereinigungspunkt genug? Und wenn kein Rom mehr wäre, dessen despotischer Geist bey der möglichsten Einförmigkeit seiner Unterthanen einzig interessiert ist: wem wäre dann an einer der ganzen Natur unbekannten und nur durch

unnatürliche Gewalt zu erzwingenden Einförmigkeit länger gelegen? Kann Eintracht und Ordnung nicht sehr wohl mit Mannigfaltigkeit bestehen? Entspringt Harmonie nicht aus Mannigfaltigkeit mit Ordnung? und ist Harmonie nicht schöner als Monotonie?

Doch, sehen wir lieber, ohne uns länger bey einem Einwurf, der doch am Ende von selbst wegfallen würde, aufzuhalten, was aller Wahrscheinlichkeit nach die Folgen dieses grofsen Falles seyn würden.

Wenn kein Papst mehr ist, so hört natürlicher Weise das päpstliche System mit allen seinen Zuthaten und Auswüchsen von selbst auf. Die Schafe Christi befinden sich nun wieder unter der Aufsicht ihrer Hirten und Oberhirten in der nehmlichen Verfassung, worin sie im vierten und fünften Jahrhundert waren; und es wird dann blofs an den Hirten liegen, sie (mit dem Psalmisten zu reden) auf grünen Auen zu weiden, zu frischen Wasserbächen zu führen, und an keinem Guten Mangel leiden zu lassen.

Sie haben kein ungewisses Ansehen, keine schimärischen Rechte, keine Ansprüche, die von jeder Untersuchung erschüttert werden, weil sie bloſs auf Unwissenheit, Aberglauben und Furcht vor Ernulfusflüchen und Scheiterhaufen gegründet sind. Was könnte sie also bewegen das Licht zu hassen, welches sie nicht zu scheuen haben? die Vernunft in Fesseln zu halten, die auf ihrer Seite ist? der Aufklärung zu widerstehen, die eben dadurch, daſs sie „die Hauptfestung der christlichen Religion, mit Aufopfernng der unhaltbaren Auſsenwerke, gegen alle Angriffe der Vernunft sichert," ihrem Ansehen und ihren Rechten unerschütterliche Festigkeit giebt?

Sie haben nichts durch den Aberglauben, nichts durch die Vermischung des reinen Christenthums mit magischem und dämonistischem Unrath, nichts durch wunderthätige Bilder, Teufelsbannerey, fromme Geistermährchen, und dergleichen Albernheiten zu gewinnen; und sie denken zu edel und gut, um sich jemahls zu Erben der Römischen Ablaſskrämerey, Jubeljahre, Apotheosen aberwitziger Mönche und mondsüchtiger Nonnen,

talismanischer Amulete, Lorettenbilderchen, Kerzchen und Glöckchen, und anderer solcher verächtlicher Finanzzweige machen zu wollen. Kurz, es wäre (in dem voraus gesetzten Falle) kein Grund zu erdenken, warum sie nicht zu Abstellung jedes erweislichen Mifsbrauchs und zu Beförderung jeder erweislichen Verbesserung mit Freuden die Hände bieten, und die Ersten seyn sollten, den oben bemeldeten Kerker zu öffnen, um die gefangene Vernunft — sie, die uns allein einer wahren Religion fähig macht — auf ewig in Freyheit zu setzen, und dadurch, neben tausend andern wohlthätigen Folgen, auch der einzig dankbaren, einzig zu wünschenden Art von Vereinigung aller christlichen Gemeinen den Weg zu bahnen.

Ich bitte nur noch um eine kleine Geduld, und ich habe — ausgeträumt.

XXI.

Es giebt Dinge, die ihrer Natur nach dergestalt von unserer Willkühr abhangen, dafs sie sind oder nicht sind, so

bald es uns beliebt, daſs sie seyn oder nicht seyn sollen.

Man erlaube mir, dieses durch ein bekanntes Beyspiel zu erläutern.

Als Sankt Paul nach Efesus kam, 8) befand sich unter andern daselbst ein Tempel, der unter die Wunder der Welt gerechnet wurde, und in diesem Tempel ein kleines wohl beräuchertes Bildchen von Eben - oder Rebenholz, 9) das man die groſse Diana der Efesier nannte, und weit und breit in ganz Asien als ein wunderthätiges Bild göttlich verehrte.

Sankt Paul — der sich bekannter Maſsen seiner Vernunft gegen den Aberglauben der Heiden mit groſser Freyheit zu bedienen pflegte, ohne sich darum zu bekümmern daſs die armen Leute ihren Wahnglauben für den wahren Glauben

8) Geschichte der Apostel, Kap. 19.

9) So sagt Plinius, *L. XVI. c.* 40. und die Einwendung, die der Graf Caylus in seiner Abhandlung vom Tempel zu Efesus dagegen macht, ist (im Vorbeygehen zu sagen) von keiner Erheblichkeit.

hielten, — Sankt Paul also nahm sich die Freyheit, einigen Efesiern zu sagen, „Bilder, die von Händen gemacht wären, könnten nicht Götter seyn," — und es fehlte nicht an Leuten, denen dieses Räsonement sehr einleuchtend vorkam.

Nun befand sich aber ein gewisser Demetrius in dieser Stadt, dem sehr viel daran gelegen war, daſs die groſse Diana der Efesier noch fernerhin ein Göttin bliebe: denn er hatte eine Fabrik von kleinen silbernen Dianentempelchen, die von den Fremden, wovon es in dieser Hauptstadt Asiens beständig wimmelte, gekauft zu werden pflegten; und diese Fabrik ging so stark, daſs das ganze ehrsame Goldschmids - Handwerk zu Efesus in Arbeit und Verdienst dadurch gesetzt wurde.

Demetrius versammelte also alle seine Arbeiter, und stellte ihnen die Gefahr vor, worein ihre Fabrik durch Sankt Pauls Vernunftschlüsse gerathen wäre. „Es will, sagte er, nicht allein mit unserm Handel dahin gerathen, daſs er nicht gelte, sondern auch der Tempel der groſsen Göttin Diana

wird für nichts geachtet, 10) und wird dazu ihre Majestät untergehen, welcher doch ganz Asia und der Weltkreis Gottesdienst erzeigt.“ 11)

Man begreift, warum die Majestät der großen Göttin Diana dem frommen Manne so sehr am Herzen lag, und niemand wird sich darüber wundern, daſs diese Goldschmids-Synode sich damit endigte, daſs sie alle voll Zorns wurden, und aufschrieen: Groſs ist die Diana der Efesier!

In kurzem brachten sie die ganze Stadt in Aufruhr. Das Volk stürmte dem Amfitheater zu, das Getümmel nahm überhand, und als die Leute endlich hörten warum es zu thun

10) Dieſs war, mit Erlaubniſs, eine falsche Konsequenz. Der Tempel der Diana blieb immer ein herrliches Meisterstück der Baukunst, und wurde von Sankt Paul und aller Welt dafür geachtet, Diana mochte eine Göttin seyn oder nicht.

11) *Non solum autem haec periclitabitur nobis pars in redarguitionem venire, sed et magnae Dianae templum in nihilum reputabitur, sed et destrui incipiet majestas ejus, quam tota Asia et orbis colit. Acta Apostolor. C. XIX. v. 27.*

sey, schrie der Pöbel zwey Stunden lang an Einem fort, grofs ist die Diana der Efesier: bis endlich der Kanzler, durch eine sehr verständige und eines Erzkanzlers von Germanien würdige Rede, das Volk wieder beruhigte und nach Hause schickte.

Ich kenne kein besseres Beyspiel, meinen obigen Satz ins Licht zu setzen, als dieses. Die hölzerne Diana der Efesier war eine Göttin oder war keine Göttin, je nachdem die Efesier wollten. Und warum diefs? Weil sie wirklich, Scherz bey Seite, nur ein hölzernes Bild von einer kleinen, häfslichen, viel gebrüsteten Zigeunerin, und also keine Göttin war. Indessen so lange sie dafür gehalten wurde, war es in gewissen Stücken eben so, als ob sie es wirklich gewesen wäre.

Wir wollen billig seyn. — Die Asiarchen, die Häupter der Stadt Efesus, der Kanzler, und ihres gleichen, wufsten ohne Zweifel so gut als wir, was an der Sache war: indessen hatten sich die Efesier von alten Zeiten her eine Ehre daraus gemacht,

die Neokoren 12) der grofsen Diana zu heifsen, und ihr prächtiger Tempel verschaffte der Stadt Ansehen und einen einträglichen Zulauf von vielen Fremden; sie hatten also politische und kameralistische Gründe, als etwas unwidersprechliches

12) Das Wort Neokoros bedeutete bey den Griechen ursprünglich einen Tempelkehrer, oder was wir einen Küster nennen. In der Folge machten sich ansehnliche Städte eine Ehre daraus, die Neokoren oder Küster ihrer Schutzgötter, denen sie einen Tempel unter sich erbauet hatten, zu heifsen; und unter den Römischen Cäsarn bewarb man sich in die Wette um die Ehre des Neokorats der Kaiser, denen in den Provinzen schon bey ihrem Leben eine Art von göttlicher Ehre erwiesen wurde. Luther übersetzt diefs Wort in der angezogenen Stelle ganz schicklich durch Pflegerin; denn in dem Sinne, worin es von ganzen Städten gebraucht wurde, führte es die Begriffe von Patron und Schirmherr bey sich. Die Efesier nannten sich auf allen ihren Münzen die Neokoren der Artemis, und waren um so stolzer auf diesen Titel, weil ihr damahliger Dianentempel gewisser Mafsen ein gemeinschaftlicher Tempel des ganzen Asien war, das zu seiner Erbauung beygetragen hatte.

(wie sich der Herr Kanzler von Efesus ausdrückt 13) anzunehmen, **nicht** daſs ihre Diana wirklich eine Göttin sey, **aber**, „daſs die Stadt Efesus die Pflegerin der groſsen Diana und des vom Himmel gefallnen Bildes 14) sey.“ —

Bey dem **gemeinen** Volke war die **Gottheit** ihrer Diana, an deren Verehrung sie von Kindesbeinen an gewöhnt worden waren, **eine ausgemachte Sache**; und es fiel ihnen so wenig ein, sich Einwürfe gegen diesen Glauben zu machen, als dem Volke zu Loretto, zu zweifeln, daſs ihre **Santa Kasa** durch eine Gruppe von Engeln von Nazareth nach Loretto getragen worden sey.

Aber **die Goldschmiede** hatten ein ganz anderes Interesse Bekenner und Verfechter

13) **Apostelgeschichte**, K. XIX. v. 35. 36.

14) Aus dieser Stelle, die durch ein von Jos. Skaliger in seinem Kommentar über Eusebii Chronikon angeführtes Griechisches Epigramm bestätiget wird, erhellet, daſs es ein gemeiner Glaube war, das Bild der Efesischen Diana sey vom Himmel gefallen.

der Gottheit der Diana zu seyn; und sie hätten im Herzen nicht mehr daran glauben können als Cicero an sein Augurat, ohne daſs sie, so lange ihre Tempelchen gekauft und gut bezahlt wurden, weniger laut zusammen geschrien hätten: Groſs ist die Diana der Efesier!

Setzen wir nun aber den Fall, die Regenten der Stadt Efesus hätten einen sehr groſsen und dringenden Beweggrund (den sie freylich nicht hatten) gehabt, daſs ihre Diana keine Göttin mehr seyn sollte: was würden sie wohl gethan haben?

Die Unternehmung wäre allerdings groſsen Schwierigkeiten unterworfen gewesen: aber mit Zeit und Geduld sind schon schwerere Dinge zu Stande gekommen. Vermuthlich hätten sie vor allen Dingen den Goldschmieden eine andere einträgliche Arbeit gegeben. — Sankt Paul und seine Gehülfen auf der einen, die Filosofen, die Luciane und ihres gleichen auf der andern Seite, hätten alsdann freye Erlaubniſs erhalten, über die Sache zu räsonieren, und am Ende auch (nur mit Witz und Urbanität) zu scherzen so viel ihnen beliebt hätte; und das Volk, das mit allen

seinen Fehlern und Unarten doch mehr Menschenverstand hat als man ihm zutraut, würde unvermerkt so umgestimmt worden seyn, daſs es ganz gelassen eine Anstalt nach der andern hätte machen sehen, um die Weissagung des ehrlichen Demetrius in Erfüllung zu bringen.

XXII.

Ich hoffe, man wird es mir nicht als einen Mangel an Ehrerbietung gegen gekrönte Häupter ausdeuten, wenn ich sage, daſs gewisse Meinungen, die seit den Zeiten Papst Gregors des Siebenten nach und nach von Mönchen, Jesuiten, und andern Klienten des Römischen Hofes ausgebrütet worden sind, und durch die erstaunlichen Prätensionen des besagten Hofes eine Art von Scheinbarkeit erhalten haben — z. B. daſs ein jeweiliger Papst Gott auf Erden oder wenigstens ein Mittelwesen zwischen Gott und Mensch sey, daſs er alle Gewalt im Himmel und auf Erden 15) habe, daſs

15) Die im Himmel wollten wir ihm gern unbestritten lassen, wenn er nur auf seine Allgewalt über das kleine Erdkügelchen,

er Unrecht zu Recht machen könne, daſs er über alle Gesetze sey, Könige ab- und einsetzen könne, und was dergleichen *propositiones male sonantes* mehr sind 16) — daſs, sage ich, diese und ähnliche Meinungen, eben so wie die Gottheit der Diana, von unserm Belieben sie zu glauben oder nicht zu glauben abhangen.

Sankt Paul würde unfehlbar, aus dem ganz simpeln Grunde — „ein Mensch, wie wir andern, könne, so wenig als ein hölzernes Bild, ein Gott oder Halbgott seyn" — sich für das Nichtglauben entschieden haben.

Wir stoſsen also, wenn ich so sagen darf, gleichsam mit der Nase auf die Auflösung des groſsem Problems, das von vielen für so schwer als die Verfertigung des Steins der

worauf wir wohnen, Verzicht thun wollte; ein Opfer, das in Vergleichung mit der Gewalt im Himmel, die ihm bliebe, so unbedeutend ist, daſs man sich beynahe schämen muſs davon zu reden.

16) Siehe das Glaubensbekenntniſs des P. Giannone, im Oktober 1784 des Deutschen Merkurs.

Weisen gehalten wird; und ich brauche es kaum zu sagen, daſs der Römische Bischof weder mehr noch weniger als der Erste unter den abendländischen Bischöfen, seinen Brüdern, seyn würde, so bald man für gut fände, sich über diesen Punkt lediglich an erwiesene Fakta, alte Urkunden, gesunde Vernunft und Natur der Sache zu halten.

Und damit wäre vielleicht viel gewonnen! Denn so könnte alles Gute, was eine ziemlich natürliche Folge eines plötzlichen Untergangs der Stadt Rom wäre, erhalten werden, ohne daſs man es eben mit dem Umsturz des Vatikans, der Peterskirche, des Museum Klementinum, der Villa Borghese u. s. w. so übermäſsig theuer erkaufen müſste. Man dürfte sich nur entschlieſsen, in allem gerade so zu verfahren als ob das Unglück geschehen wäre; so würde wahrscheinlicher Weise auch alles so erfolgen, und beynahe eben so leicht, wenn auch etwas langsamer, in seine alte und natürliche Ordnung kommen.

Ein Erdbeben würde freylich schneller wirken, und eine Menge Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten auf einmahl applanieren;

so wie ehemahls die Gothen, da sie unter dem heillosen Kaiser Gallienus den Tempel der Diana von Efesus verbrannten und zerstörten, ihrer Gottheit auf einmahl ein Ende machten: aber ich gestehe, daſs ich diese heroischen Mittel nicht liebe; und ich möchte der Vernunft zu Ehren wünschen, daſs eine so glückliche Veränderung vielmehr ihr Werk als die blinde Wirkung empörter Elemente seyn möchte.

Im Grunde würde es auch, in mehr als Einer Rücksicht, besser seyn. Man erinnert sich vermuthlich, was für ein höchst ehrwürdiger und liebenswürdiger Mann der Papst Pius der Sechsundzwanzigste (oder wie er heiſst) im Jahre 2440 seyn wird, — wie so ganz und gar er der Gegenfüſser eines Gregors des Siebenten, eines Johannes des Zwölften und Zweyundzwanzigsten, eines Klemens des Fünften, Alexanders des Sechsten, Julius des Zweyten, Leo des Zehnten, u. s. w. — kurz, der gröſsten Zahl seiner Vorfahrer ist, — und wie vollkommen dieser vortreffliche Pontifex Maximus durch seine Aufklärung, Weisheit, Güte, Bescheidenheit und Uneigennützigkeit der hohen

Würde eines ersten Priesters und allgemeinen Vaters der Christenheit Ehre macht. — Dazu könnte es nun, mittelst meines demüthigen Vorschlags, noch vor dem Jahre 2440 kommen: und wie ersprießslich für die Kirche und die Welt wäre nicht eine solche Verwandlung! Ihre heilsamen Folgen sind so wichtig und ausgebreitet, daſs ein Freund der Menschheit sich kaum erwehren kann, ungeduldig darüber zu werden, wenn die Maulwurfshügel, die ihr im Wege stehen, noch immer für unersteigliche Berge angesehen werden.

In der That sehe ich nur Einen erheblichen Einwurf, der gegen das obige Mittel, diese wünschenswürdige Revoluzion zu beschleunigen, gemacht werden könnte — nehmlich: „daſs dadurch die mannigfaltigen Besteurungen und Tribute wegfallen dürften, welche die Nachfolger Hildebrands (denn Sankt Peter hatte und begehrte weder Silber noch Gold) von dem blinden Glauben, dem blinden Gehorsam und allen übrigen blinden Sündern der Ultramontaner bisher gezogen haben.“ Allein, da es bey mehr besagtem Vorschlage nicht darauf abgesehen ist,

die Fürsten der Kirche ihrer rechtmäſsigen und wohl erworbenen Temporalien berauben zu wollen: so blieben dem Administrator des Kirchenstaates, bey einer besser eingerichteten Wirthschaft, auch ohne jene fremden Zuflüsse, noch immer Einkünfte genug übrig, seine erhabene Würde mit Anstand zu behaupten, und die Peterskirche nebst den übrigen sechs Basilisken zu Rom in baulichen Ehren zu erhalten.

Falls nicht etwa die heimlichen und öffentlichen Verschwörungen, die unter allerley Nahmen, Anstalten und Vorspiegelungen gegen die gesunde Vernunft gemacht werden, uns unversehens wieder in die Barbarey und Finsterniſs der Hildebrandischen Zeiten zurück werfen sollten: — so ist zu hoffen, daſs mit zunehmendem Tage die Augen, und so Gott will, auch die Hände und Füſse sich immer mehr stärken werden; und so könnte denn wohl am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts manches zur Wirklichkeit gediehen seyn, was man am Schlusse des achtzehnten mit dem gelindesten Nahmen — Träume eines radotierenden Weltbürgers nennen wird.

XXIII.

Nach dieser kleinen Abschweifung — die uns, denke ich, nicht sehr weit von unserm Wege abgeführt hat — kehre ich dahin zurück, wo ich am Schlusse des vierzehnten Abschnitts in meiner Gedankenfolge stehen blieb.

Wenn eine gute Anstalt ihren Zweck so gröblich verfehlt hat, daſs gerade das Gegentheil von dem, was sie bewirken sollte, heraus gekommen ist, so sind (wenn ich nicht sehr irre) nur zwey Dinge zu thun: „Man muſs entweder die gute Anstalt völlig eingehen lassen," — und dieſs wäre thöricht, wofern man nicht gewiſs wäre, etwas andres an ihre Stelle setzen zu können, das den Nutzen, den sie schaffen sollte, gewisser und besser schaffen würde; — oder „man muſs so lange nachforschen, woran es liegt daſs sie ihren Zweck verfehlte, bis man es ausfündig gemacht hat, und alsdann dem entdeckten Übel durch die zweckmäſsigsten Mittel aufs schleunigste abzuhelfen suchen."

Ist aber das Gute, aus welchem wider seine Natur Böses heraus gekommen ist, von solcher Art, daſs es, erstens, nicht von

uns abhängt, ob es da seyn oder nicht da seyn soll; ist, zweytens, die Sache so beschaffen, daſs sich jedermann durch bloſses Aufthun seiner Augen überzeugen kann, das Übel sey bloſs daher gekommen, „weil sich mit jenem Guten etwas Böses vermischt hatte, daſs nicht nur die heilsamen Wirkungen desselben hinderte, sondern es durch seine Beymischung sogar in ein verderbliches Gift verwandeln muſste;" und ist es endlich, drittens, eben so augenscheinlich, daſs es völlig in unsrer Gewalt steht, und im Grund eine leichte und mit wenig oder gar keiner Gefahr verbundene Operazion ist, dieses Böse, das so heillose Wirkungen gethan hat, von dem Guten, wenigstens bis auf einen solchen Grad der Reinheit des letztern, abzuscheiden, daſs es schlechterdings nicht möglich ist es weiter darin zu bringen: so ist, däucht mich, die Frage, „was also zu thun sey?" für Leute, die bey ihren fünf Sinnen sind, keine Frage mehr. Und wenn (alles dieſs vorausgesetzt) dem Übel gleichwohl nicht abgeholfen wird: so wissen wir wenigstens, was wir von dem Verstande oder dem guten

Willen der moralischen Ärzte und Apotheker, die zu Heilung unsrer moralischen Gebrechen angestellt sind, zu denken haben; und dann möchte es auch wohl Zeit werden, mit Ernst darauf zu denken, wie wir uns selber helfen wollen.

XXIV.

Nun zur Anwendung dieser ziemlich unwidersprechlichen praktischen Wahrheiten auf unsern vorhabenden Gegenstand!

So weit uns die Geschichte in die ältesten Zeiten zurück sehen läſst, sehen wir Religion und Aberglauben überall dicht neben einander aufwachsen, und diesen, gleich einer üppig aufschieſsenden parasitischen Pflanze, jene umschlingen, ihr nach und nach allen Saft entziehen, und sogar durch seine Einflüsse den Früchten, wodurch sie dem menschlischen Geschlechte wohlthätig seyn konnte, seine eigene giftige Beschaffenheit mittheilen.

Da hier schlechterdings alles darauf ankommt, uns von der Religion einen von allem Aberglauben, von allem, was Hang

zur Sinnlichkeit, Fantasie, Leidenschaften und Priesterkünste 17) beygemischt haben, gereinigten Begriff zu machen: so kann ich mir unter diesem Worte nichts andres denken, als den Glauben an ein unerforschliches Urwesen, durch welches alle Dinge bestehen, und nach unveränderlichen Gesetzen der vollkommensten Gerechtigkeit, oder (was eben dasselbe sagt) der vollkommensten Güte und Weisheit, in Ordnung erhalten werden — verbunden mit dem Glauben der Fortdauer unsers eigenen, uns nicht minder unerforschlichen Grundwesens, mit Bewufstseyn unsrer Persönlichkeit und einem solchen Fortschritt zu gröfserer Vollkommenheit, der durch unser Verhalten in diesem Leben modificiert wird.

Von diesem Glauben behaupte ich: dafs er 1) ein moralisches Bedürfnifs der Menschheit sey;

17) Was ich unter diesen nicht liberalen Künsten verstehe, hoffe ich in dem fünften Abschnitt deutlich genug gemacht zu haben.

2) daſs seine Wurzel so tief in unsrer Natur liege und gleichsam mit allen Fasern derselben so verschlungen sey, daſs man, um sie im Menschen gänzlich auszurotten, den Menschen selbst zerstören müſste;

3) daſs er durch die Vernunft hinlänglich unterstützt werde, um den Nahmen eines vernünftigen Glaubens zu verdienen; und

4) daſs er, in so fern er von Aberglauben oder Dämonisterey frey bleibt, nicht nur ganz unschädlich, sondern dem menschlichen Geschlechte höchst wohlthätig und in gewissem Sinne unentbehrlich sey. 18)

18) Ich setze diese vier Hauptsätze, ohne hier den Beweis zu führen, als längst ausgemacht, und von allen, die diese Schrift interessieren kann, anerkannt, voraus. Sollte jemand, dem es im Ernst um Wahrheit zu thun ist, neue Gründe zu haben glauben, diese Sätze für nicht so ausgemacht zu halten als ich: so würde ihre Mittheilung und Untersuchung unfehlbar den Nutzen haben, die bezweifelte Wahrheit in ein neues Licht zu setzen.

XXV.

Unglücklicher Weise war es in der Verfassung und den Umständen, worin sich die Menschen der ältesten Zeiten befanden, nicht möglich, daſs ihre Religion — wenn wir auch annehmen es sey eine Zeit gewesen, wo sie (so viel es die Schwäche des kindischen Alters der Menschheit zulieſs) einfältig und rein war — sich lange in dieser Lauterkeit hätte erhalten können.

Rohe sinnliche Menschen verlangten einen sichtbaren und palpabeln Gott. Durchdrungen von einem mächtigen aber dunkeln Gefühl des Göttlichen in der Natur, aber unfähig, dieses Gefühl zu einem reinen Vernunftsbegriff zu erheben, füllten sie die ganze Welt mit göttlichen Naturen an, und bildeten sich ihre Götter nach ihrem Bedürfniſs. Sie hatten Götter nöthig, die zu ihnen herab stiegen, mit ihnen sprächen, sich ihrer Angelegenheiten annähmen, ihnen jagen und fischen hälfen, im Kriege vor ihnen her zögen, und ihnen in zweifelhaften Fällen sagten was sie thun oder nicht thun sollten.

Da sie so viel von ihren Göttern verlangten und erwarteten, fanden sie es

Bayerische Staatsbibliothek München

billig, auch auf ihrer Seite etwas für die Götter zu thun, und ihnen ihre Dankbarkeit und Ehrfurcht durch Opfer, Gelübde, Schenkungen, Denkmähler, Tempel, Statuen, u. s. w. zu bezeigen.

Unvermerkt gewöhnten sich die Menschen an die täuschende Vorstellung, daſs sie alles Gute, was ihnen die Natur und der Zusammenhang der Dinge entweder freywillig oder als die Frucht ihres eigenen Verstandes und Fleiſses schenkte, als willkührliche Geschenke gewisser Gottheiten betrachteten.

Aber die Natur war von jeher beynahe eben so geschäftig, den Menschen Böses als Gutes zu thun: alle dem Menschen schädliche und verderbliche Naturwirkungen wurden also ebenfalls den Göttern zugeschrieben. Erdbeben, Überschwemmungen, Miſswachs, Hunger, verderbliche Seuchen, schreckende und die Hoffnung des Landmanns zerstörende Gewitter, u. s. w. wurden als Ausbrüche ihres Zorns betrachtet, der durch bekannte oder unbekannte Vergehungen und Beleidigungen gereitzt worden sey. Dieſs ging endlich so weit, daſs bey vielen

Bayerische Staatsbibliothek München

Völkern sogar gewisse lasterhafte Leidenschaften und Handlungen, wenn sie ungewöhnliches Unglück über ganze Familien und Völkerschaften brachten, als Folgen des Zorns irgend einer beleidigten Gottheit betrachtet wurden. Die berüchtigte Familie des Tantalus und Pelops bey den Griechen ist ein weltbekanntes Beyspiel hiervon.

XXVI.

Götter, die auf so vielfältige Art in das Schicksal der Menschen verflochten waren, von denen man so viel hoffte und so viel fürchtete, die man so oft zu versöhnen hatte oder seinen Unternehmungen günstig machen wollte, konnten nicht lange ohne Priester, d. i. ohne Mittelspersonen, Prokuratoren und Sachwalter der armen Sterblichen bey jenen höhern Wesen, — und Priester nicht lange ohne Theologie seyn.

Da die Vernunft nur sagen kann was Gott nicht ist, aber auf die Frage, was er sey, in Verlegenheit geräth, und entweder stammelt oder verstummet: so würde es eben keinen großen Künstler bedürfen, um

die ganze Theologie der Vernunft auf ein Hirsenkorn zu gravieren.

Natürlicher Weise konnten Priester sich mit einer so kompendiösen Götterkenntniſs nicht behelfen. Sie muſsten mehr von ihren Principalen wissen als gemeine Menschen; und woher hätte ihnen diese geheime Wissenschaft kommen können als von den Göttern selbst? Diese offenbarten sich ihnen in Träumen, durch Erscheinungen, oder auf andere Art; und bald sah man aus dieser übernatürlichen Quelle jene berühmten priesterlichen und magischen Wissenschaften entspringen, auf welche die Filosofie freylich nie gekommen wäre, wozu sie aber doch wenigstens den Schlüssel hat: die Theorie der guten und bösen Geister, der himmlischen, elementarischen und höllischen Dämonen; die Wissenschaft der Opfer, Aussöhnungen und Iniziazionen; die Wissenschaft sich die höchsten Götter gnädig, die guten Dämonen günstig, die bösen unterwürfig zu machen; die Wissenschaft Träume auszulegen und zukünftige Dinge aus gewissen Zeichen, wodurch die Götter sie uns

andeuten, vorher zu sagen; die Wissenschaft durch Amulete, Zauberworte, Zauberlieder und andere geheimniſsvolle Mittel Krankheiten zu heilen, u. s. w.

So wurden die Priester nach und nach zu Wahrsagern, Zeichendeutern, Ärzten und Wundermännern; so kam das Schicksal ganzer Völker, das Glück und Unglück der Familien, und sogar das Leben der Menschen in ihre Gewalt; so bemächtigten sie sich der zwey stärksten Triebfedern der menschlichen Natur, der Furcht und der Hoffnung, um über unwissende Wilde und Barbaren unumschränkt zu herrschen; kurz, so wurde aus Religion Dämonisterey, aus Priesterthum Magie.

Beide walteten unter allerley Nahmen und Modifikazionen über den Erdboden, als die christliche Religion entstand, und, durch eine beym ersten Anblick erstaunliche, bey unbefangener Untersuchung aber sehr begreifliche Revoluzion, der Vielgötterey in dem ganzen Umkreise des alten Römischen Reichs ein Ende machte, um auf die Trümmer der alten Religion eine neue Art von

Theokratie und Hierarchie zu gründen, die sich durch die wohlthätigsten Absichten ankündigte und beliebt machte. Aber, wie himmlisch auch ihr Ursprung, wie wohlthätig ihr Zweck, wie einfach und unschuldig ihre Mittel waren, sie wurde — unter Menschen — durch Menschen ausgebreitet, und konnte also nicht lange so rein bleiben, wie sie aus ihrer ersten Quelle geflossen war.

Die Vorsteher der Gemeinen lernten bald genug durch die Leichtigkeit, womit sie sich der Herzen zu bemächtigen gewufst hatten, die Schwäche der Menschen und die Stärke ihrer eigenen Hülfsmittel kennen; und wie hätte der Bischof der Hauptstadt der Welt nicht endlich verleitet werden sollen, die Macht eines gewissen wundervollen Doppelschlüssels immer weiter auszudehnen? Unglücklicher Weise bediente man sich derselben mit so wenig Bescheidenheit, dafs ihr Einflufs und ihre Oberherrschaft endlich drückender, schädlicher, grausamer und verderblicher für die Humanität und die bürgerliche Gesellschaft wurde, als es der in seiner eigenen unver-

larvten Gestalt herrschende Dämonismus und Magismus nie gewesen war.

XXVII.

Man weiſs, — bringt es aber öfters bey den wichtigsten Gelegenheiten viel zu wenig in Anschlag, — wie mächtig Gewohnheit und Vorurtheile, in denen wir aufgewachsen sind, über den gemeinen Menschenverstand tyrannisieren: und wie sollten sie — sie, die uns fähig machen gegen das Zeugniſs unsrer eigenen Sinne zu glauben — nicht die Gewalt haben unsre Vernunft zu fesseln, und uns zum Beyspiel in einem Buche, für dessen Buchstaben man uns schon die tiefste Ehrfurcht eingeprägt hat, ehe wir den Sinn und Geist desselben zu fassen, ja nur zu ahnden fähig waren, nicht Dinge verborgen bleiben lassen, die einem jeden ganz unbefangenen Menschen beym ersten Lesen desselben in die Augen springen?

Es soll mich also nicht wundern, wenn das, was ich jetzt sagen werde, vielen meiner Leser anstöſsig wäre, wiewohl es darum (wenigstens meiner Überzeugung nach) nicht

weniger wahr ist — und das ist: daſs zwischen dem Geist und Zweck Jesu, — so wie er sich uns in dem gröſsten Theile der vier Evangelien darstellt, in welchen alles, was wir von seiner Person und Geschichte wissen, enthalten ist, — und zwischen einigen Dingen die Er gesagt und gethan haben soll, eine so auffallende Disharmonie, ein so starker Widerspruch obwaltet, daſs es beynahe unmöglich, wenigstens gegen alle Regeln der Kritik ist, zu glauben, daſs er diese letztern Dinge wirklich gesagt und gethan habe.

Meine Gedanken über dieses Fänomen ausführlich zu entwickeln, würde mich hier zu weit führen, und bleibt auf eine andre Gelegenheit ausgesetzt; ich sage also zu meiner dermahligen Absicht nur so viel, und hoffe, daſs wenigstens mancher, der die Evangelien mit etwas mehr als gewöhnlichem Nachdenken gelesen hat, (denn gewöhnlich werden sie ohne alles Nachdenken gelesen) darin mit mir einstimmig seyn werde: daſs Christus zwar die Religion seines Volkes habe reinigen und verbessern, aber keine eigentlich neue, noch weniger eine neue politische Religionsverfassung, am aller-

wenigsten aber die, welche mehrere Jahrhunderte nach seinem Tode auf dem von seinen Jüngern schon gelegten Grunde nach und nach aufgeführt wurde, habe stiften wollen.

Die Religion, von welcher Er zugleich Lehrer und Vorbild war, die, welcher der Nahme der Christlichen, das ist der Religion Christi, im eigentlichsten Sinne zukommt, ist kein Institut das einen Theil der bürgerlichen Verfassung ausmacht, sondern bloſse Angelegenheit des Herzens. Sie ist ganz auf das Verhältniſs zwischen Gott, als allgemeinem Vater der Menschen, und diesen, als seinen (gutartigen oder verkehrten, gehorsamen oder widerspenstigen) Kindern gegründet. Sie erhebt das dunkle Gottesgefühl, das der menschlichen Natur angeboren und eigen scheint, zu der einfachsten, humansten, der Gottheit würdigsten, und dem Bedürfniſs der Menschheit angemessensten Vorstellung von Gott, reinigt sie von allem dämonistischen und magischen Aberglauben, 19) und macht

19) Daſs dieſs der Geist der Lehre Christi, und das unwidersprechliche Resultat ihrer

sie in jeder menschlichen Seele, in welcher sie lebendig und herrschend wird, zu einer unversieglichen Quelle von grenzenlosem Vertrauen auf Gott, von Liebe alles Guten, von allgemeiner Humanität, von aushaltender Stärke im Unglück, von Mäſsigung und Bescheidenheit im Wohlstand, von Geduld im Leiden, von Geringschätzung alles dessen was uns die

Grundbegriffe sey, wird schwerlich jemand, der sie unmittelbar aus der Quelle geschöpft hat, läugnen können. Warum ist aber diese Quelle selbst nicht von allem dämonistischen Schlamme rein? Gewiſs war es Christus: aber nicht seine Jünger, denen er und seine Lehre, ungeachtet ihrer Anhänglichkeit an seine Person, gewisser Maſsen immer ein Räthsel geblieben zu seyn scheint. Er wurde von ihnen getrennt, eh' er sie von allen Vorurtheilen und Wahnbegriffen ihres Volkes und ihrer Zeit hatte reinigen können. Eben darum (glaube ich) versprach er ihnen den Geist, der sie in alle Wahrheit leiten sollte. Aber dieser Geist wohnt nur in reinen Herzen, und zog sich vermuthlich von dem Augenblicke zurück, da sie sich einfallen lieſsen, an die Brüder zu Antiochia, Syria und Cilicia zu schreiben: Es gefällt dem heiligen Geist und Uns u. s. w.

Weisheit gering schätzen lehrt, von innerm Frieden des Herzens, Zufriedenheit mit dem Gegenwärtigen, und immer währender Hoffnung einer bessern Zukunft. — Seine Religion war ächte Theosofie, im einfachsten Sinne dieses Wortes. — Gott war ihm Alles in Allem, Alles in der Natur, Alles in ihm selbst. Daher das Reich Gottes, dessen Annäherung er ankündigt, wozu er alle Menschen einladet, wozu alle berufen, aber wenige auserwählt sind: weil ihm unverborgen war, daſs nur wenige Menschen so einfältigen Sinnes und guten Willens sind, um mit ganzer Seele in diese seine Vorstellungsart und Gesinnungen einzugehen und ihm in allem diesem — das ist in allem, was er mit den weisesten und besten Menschen, die jemahls lebten, gemein und was er vor ihnen voraus hatte — gleichförmig zu werden, und also den Nahmen seiner Jünger im eigentlichen Verstande zu verdienen. Alle konnten und muſsten dazu eingeladen werden: aber die Natur der Sache brachte es mit sich, daſs diejenigen, die wirklich mit ihm Eines Sinnes und Geistes waren, nur eine kleine Gesellschaft von Brüdern aus-

machten; und eben in dieser kleinen Anzahl und in der Einförmigkeit ihres innern Sinnes lag der Grund der brüderlichen Gleichheit, die er unter ihnen einführte, und der engen liebevollen Verbindung, worin sie, als Kinder Eines Vaters, unter einander lebten oder leben sollten.

XXVIII.

Indem ich mir diese Vorstellung von der Religion Jesu und der ersten Brüdergemeine, deren Stifter er war, mache, begehre ich keineswegs zu läugnen, daſs es in der Folge nicht möglich sollte gewesen seyn, eine mit den Grundsätzen und der Moral desselben übereinstimmende Volks- und Staats-Religion zu gründen, die von allem dämonistischen und magischen Aberglauben rein hätte bleiben können. Ja ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich sage, daſs sich sogar eine auf jene Grundsätze gebaute hierarchische Religionsverfassung denken (nur nicht so leicht ins Werk stellen) lasse, die von allen Priesterkünsten, aller tyrannischen Priestergewalt, Herrschaft über die Ge-

wissen, Unterdrückung der Vernunft, Intoleranz, ungebührlicher Einschränkung der Vorstellungen die man sich von den übersinnlichen und unbegreiflichen Dingen zu machen habe, und so weiter, mit Einem Worte, von der ganzen Litaney der Mißbräuche, die seit so vielen Jahrhunderten unter der so genannten Christenheit im Schwange gingen, frey wäre; — wie denn etwas diesem von fern ähnliches seit den Zeiten der Königin Elisabeth in England zu sehen ist.

Wie schön aber auch das Ideal seyn möchte, welches man auf diese Möglichkeit bauen könnte, — dieß wenigstens ist unwidersprechlich: daß von des ersten Konstantins Zeiten an (ja schon lange zuvor) das Christenthum und seine kirchliche Verfassung sich von dem Geiste dessen, nach welchem es sich nannte, immer mehr und mehr entfernte; daß es beynahe in allem das Gegentheil dessen wurde, was es hatte seyn sollen; und daß eine allgemeine gründliche Verbesserung endlich der große Gegenstand mehr als Einer Kirchenversammlung, und der sehnliche Wunsch aller Laien, ja sogar eines beträchtlichen Theils des Klerus, wurde.

XXIX.

Diese Kirchenverbesserung, — die schon so lange für nöthig gehalten, mehrmahls angefangen, von Rom aus immer wieder hintertrieben, aber selbst durch alle diese Bewegungen nicht weniger, als durch die Einflüsse der wieder erweckten Griechischen und Lateinischen Litteratur, vorbereitet worden war, — ereignete sich endlich in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts mit dem bekannten Erfolge; wiewohl unter so heftigen Erschütterungen, unter einem so hartnäckigen Widerstande der herrschenden Partey, und so vielen wilden Ausbrüchen fanatischer Leidenschaften auf beiden Seiten, daſs die errungnen Vortheile mit dem Preise, den sie gekostet haben, in gar keiner Proporzion ständen, wofern die Verbesserung auf halbem Wege stehen bleiben, und nicht mehr wahrer Gewinn für die Menschheit davon heraus kommen sollte, als woran sich diejenigen genügen lassen, die alle fernere Verbesserung unnöthig finden, ja wohl gar die bloſse Meinung, daſs das angefangene Werk noch weit von sei-

ner Vollendung sey, für frevelhaft erklären.

In keinem andern Jahrhundert, selbst in den scheuſslichen Zeiten der Kreuzzüge, der Waldenser - Verfolgung und der Ausrottung der Tempelherren, sind der Religion in allen Theilen von Europa zahlreichere Hekatomben von Menschenopfern geschlachtet worden, als in diesem. Kein anderes bietet reichhaltigern Stoff zu Betrachtungen über den gewaltigen Einfluſs der Religion auf das zeitliche Wohl und Weh der Menschen dar!

Können wir, beym Überblick des unermeſslichen Elendes, das in diesen schrecklichen Zeiten durch Intoleranz, hierarchische Tyranney, fanatischen Neuerungs- und Empörungsgeist, wüthenden Eifer der neuen, kaltblütige Grausamkeit der alten Partey, theils aus wirklicher religiöser Leidenschaft, theils unter der Larve der Religion, über Europa gebracht worden ist, — einen auffallendern, einleuchtendern Beweis verlangen, wie unendlich viel der menschlichen Gesellschaft daran gelegen sey, durch die möglichste Reinigung der Religion auch der bloſsen Mög-

lichkeit zuvorzukommen, daſs wir oder unsre Nachkommen solche Gräuel, solche Unmenschlichkeiten, solche Teufeleyen um Gottes willen, wieder erleben könnten?

XXX.

„Dazu, sagt man, wird es so leicht nicht wieder kommen. Der Geist der Toleranz, der in unsern Zeiten herrschend geworden ist, und selbst in Ländern, wo er die Oberhand noch nicht gewonnen, doch die Art mit den Glaubensdissidenten zu verfahren sehr gemildert hat, ist uns Bürge dafür."

Gut! Aber wer bürgt uns für diesen Geist der Toleranz selbst? Von wie langer Dauer wird sein Reich, von welcher Stärke wird seine Macht gegen Aberglauben und Fanatismus seyn, wenn diese Duldung — deren bloſser Nahme schon wider sie zeugt — nur eine momentane Folge vorüber gehender Eindrücke einiger Modeschriften, nicht die natürliche Frucht wahrer allgemein verbreiteter Aufklärung und Überzeugung ist? Wenn sie bloſs von der Denkart, oder Laune, oder

Bonhommie, oder Gleichgültigkeit der Regenten, und von der zufälligen Schwäche über ihre Unmacht heimlich seufzender Molochspriester, abhängt, anstatt auf dem festen Grunde der allgemeinen Vernunft und auf unwiderruflichen Staatsgesetzen zu beruhen? Kurz, was für Ursache haben wir, uns für sicher zu halten, wenn der wüthende unbezähmte Tieger — nur schläft, anstatt, wie der Dedschial der Muhamedaner, wenigstens bis zum Weltgerichte mit unzerreiſsbaren Ketten gefesselt zu seyn?

Gegen eine Partey, bey welcher die Intoleranz (in gewissem Sinne) sogar ein Grundartikel ihrer Religion ist, kann uns, so lange sie bey dieser Denkart beharret, nichts als unsere politische Macht sicher stellen. Aber worauf gründet sich unsre innere Sicherheit? Und was schützt uns gegen die Intoleranz der abergläubischen Anhänglichkeit an alte Terminologie und Formulare, gegen den fanatischen Eifer für die vermeinte Sache Gottes u. s. w. in unserm eigenen Mittel?

Die unter uns im Schwang gehende Gleichgültigkeit gegen die Religion ist eine sehr unzuverlässige, von dem leichtesten Anstoſs zusammen fallende Schutzwehre. Wer mit der Geschichte der Menschheit und Religion bekannt ist, kann unmöglich gleichgültig darüber seyn, in welchem Zustande sich eine Sache befinde, die in den Händen des Thoren, des Schwärmers, des Tartüffen, so bald er mit einigem Ansehen bekleidet ist und Einfluſs hat, zum Werkzeuge so vieles Unheils werden kann. Die Erfahrung unsrer eignen Zeit könnte und sollte uns belehren, daſs diese Gleichgültigkeit, die dem ansehnlichsten und aufgeklärtesten Theile der Gesellschaft eine Zeit lang die Augen gegen viele ihrer Aufmerksamkeit würdige Dinge verschloſs, von den Antipoden der Vernunft sehr vortheilhaft benutzt wurde, und daſs sie gerade der Schatten ist, worunter alle Arten von religiösem Unkraut am besten gedeihen. Vielleicht braucht es nicht mehr als noch funfzig Jahre wie die letzt verfloſsnen, um es dahin zu bringen, daſs Schwärmer und Zeloten unsern Nachkommen nicht mehr Freyheit zu denken und zu glauben übrig lassen, als die heilige

Inquisizion den Einwohnern von Goa. So lange der Gebrauch dieser Freyheit bloſs zufällige Duldung ist; so lange das Recht der Protestanten „an unbeschränkte Gewissensfreyheit und unbeschränkte Untersuchung aller menschlichen Meinungen, Auslegungen und Entscheidungen in Glaubenssachen" nicht als etwas Ausgemachtes anerkannt, sondern den einen noch ein Problem, den andern sogar Ketzerey ist: so lange haben wir wenig Ursache, uns vor einem Rückfall unter das Joch, das unsre Väter nicht ertragen konnten, sicher zu glauben.

XXXI.

„Aber wie kann, (sollte man billig fragen) wie kann jenes Recht, auf welchem selbst die Existenz der Protestanten beruht, in ihrem eigenen Mittel noch problematisch seyn? Wo ist die Urkunde, durch welche diejenigen, die sich selbst in Freyheit gesetzt hatten, ihre Nachkommen zu neuen willkührlichen Fesseln verurtheilt hätten? Oder, wenn es eine solche Urkunde

gäbe, welche Verbindlichkeit könnte sie für uns haben? Wer kann im Nahmen seiner Kinder auf den künftigen Gebrauch ihrer Vernunft Verzicht thun? Unter welchem Vorwande könnte eine so unnatürliche Enterbung jemahls Statt finden? Das Recht, wovon hier die Rede ist, wenn sie selbst es hatten, mufsten sie auch uns hinterlassen: denn es war entweder Naturrecht oder nichts.“

Unsere Väter im sechzehnten Jahrhundert warfen das Joch des blinden Glaubens ab, das die ihrigen so lange ziemlich ruhig getragen hatten. Sie erinnerten sich der heilsamen Ermahnung des Profeten, „seyd nicht wie Rofs und Mäuler, die nicht verständig sind,“ und fingen an zu merken, dafs die sehr reellen Übel, von denen sie zu Boden gedrückt wurden, blofse Folgen einer Art von Bezauberung seyen, welche in dem Augenblick vernichtet ist, da man aufhört, sich für bezaubert zu halten. Vorurtheile, die durch alles, was man sah und hörte, von Kindheit an den Gemüthern eingeprägt worden waren, Wahnbegriffe, die

durch alle Schrecken des zeitlichen und ewigen Feuers gegen den bloſsen Gedanken sie zu bezweifeln so lange gesichert gewesen waren, — wurden vor den Richterstuhl der Vernunft gezogen, in Untersuchung genommen, und so, wie sie für das was sie waren, für Vorurtheile und Wahnbegriffe erkannt wurden, verworfen. Tradizion, Besitz von undenklichen Zeiten her, Entscheidungen von St. Peters Stuhl herab, Meinungen der heiligen Kirchenväter und Doktoren, ja sogar jene Ehrfurcht gebietende Formel der ersten Synode zu Jerusalem — „es gefällt dem heiligen Geist und Uns“ — im Munde allgemeiner Kirchenversammlungen, wurden von den Reformatoren und ihren Anhängern für nichts geachtet, so bald sie ihrer eigenen innern Überzeugung und den Beweisgründen, worauf sie beruhete, entgegen standen.

XXXII.

Alles dieſs aber erfolgte nach und nach. Man wuſste Anfangs selbst nicht, wie weit und wohin der Weg, den man eingeschla-

gen hatte, führen würde, und war (wie es unter den damahligen Umständen nicht wohl anders seyn konnte) weit entfernt, auf einmahl alle Autorität des Römischen Stuhls, der Kirchenväter, der Koncilien und der Tradizion verwerfen zu wollen. Man empörte sich Anfangs gegen bloſse Miſsbräuche, welche die so genannte Disciplin der Kirche betrafen: aber bald sah man sich genöthigt, auch die Dogmen anzugreifen, hinter welche sich jene verschanzten. Jeder falsch befundene Satz zog natürlicher Weise die Untersuchung anderer nach sich, mit denen er zusammen hing: und so konnte es nicht fehlen, daſs man in wenigen Jahren einen groſsen Theil des alten Lehrgebäudes so wurmstichig und baufällig finden muſste, als er wirklich war. Man berief sich auf den Papst, so lange man sich Hoffnung machte, daſs er den Miſsbräuchen, auf die der erste Angriff gerichtet war, abhelfen würde: aber so bald er gegen das, was Luther und seine Anhänger für unumstöſslich erwiesene Wahrheit hielten, entschieden hatte, sah man sich gezwungen, die Autorität der päpstlichen Heiligkeit näher zu

beleuchten, 20) und fand am Ende, daſs er ein so fehlbarer Mensch sey als ein anderer, und daſs es mit seiner Statthalterschaft Christi nicht besser stehe als mit seiner Nachfolgerschaft auf dem Stuhle des heiligen Peters, welcher

20) Fern sey es von mir, durch diese Behauptung etwas der Aufrichtigkeit des rechtschaffenen Luthers nachtheiliges insinuieren zu wollen! Als er auf den Papst provocierte, war er von der Unfehlbarkeit dieses Oberhaupts der Kirche noch völlig überzeugt, weil er sie noch nicht untersucht hatte: aber er war von der Wahrheit seiner Sätze gegen den Ablaſskram eben so sehr, nur mit besserm Grunde, überzeugt. Er zweifelte also keinen Augenblick daran, das der unfehlbare Richter für die Wahrheit entscheiden würde. Als aber, gegen alle seine Erwartung, das Gegentheil erfolgte, und Leo der Zehnte den Jupiter so unverständig spielte, daſs er seinen Donnerkeil sogar gegen handgreifliche Wahrheiten zum Schutze handgreiflicher Gräuel abschoſs: so muſste der ehrliche Luther nothgedrungen an der päpstlichen Unfehlbarkeit zweifeln, und eine Untersuchung darüber anzustellen anfangen, die unmöglich zu Gunsten derselben ausfallen konnte.

Rom nie gesehen hatte, oder mit seiner Erbfolge in den Titeln und Rechten eines Pontifex Maximus, welche den Kaisern angehörten.

Eben so mufste es vermöge der Natur der Sache mit allen übrigen Autoritäten gehen. Man gab sich alle Mühe, die heiligen Väter, die grofsen Kirchenlehrer, die Tradizion, die Entscheidungen der Koncilien, so viel möglich auf seine Seite zu ziehen: aber so bald sie für die Gegner zeugten, wurde ihr Zeugnifs abgelehnt, und von ihrer Autorität an eine höhere appelliert.

Auch die so oft wiederhohlte Appellazion an eine zu veranstaltende allgemeine Kirchenversammlung, wenn sie etwas mehr als ein durch die Noth der Umstände abgedrungener Behelf war, setzte ein Vertrauen auf die Majorität einer solchen Versammlung voraus, die der Überzeugung der Reformatoren von der Güte ihrer Sache gleich war. Denn gesetzt, das Koncilium würde gegen sie entscheiden, — welches denn auch das Tridentinische zu thun nicht ermangelte — was blieb ihnen anders übrig, als die ganze

versammelte Hierarchie für Menschen zu erklären, die zusammen genommen eben so wenig unfehlbar, dem Irrthum eben so unterworfen seyen, als einzeln.

XXXIII.

Man sah sich also bald genöthigt, die heilige Schrift für den einzigen entscheidenden Richter in Glaubenssachen, und für die einzige Quelle, woraus die christliche Glaubenslehre geschöpft werden müsse, zu erklären, und alle übrigen Autoritäten nur in so fern, als sie mit derselben vollkommen übereinstimmten, gelten zu lassen.

Wie viel oder wenig dadurch gegen die Römische Kirche gewonnen wurde, und was diese mit Schein oder Recht dagegen einzuwenden hatte, gehört nicht hierher: genug, es konnte, bey dem allmählich zunehmenden Tage, nicht fehlen, daſs man früher oder später gewahr werden muſste, daſs ein Buch, wie untrüglich und göttlich es übrigens seyn möchte, nur alsdann für einen entscheidenden Richter in Glaubenssachen gelten könnte,

wenn es (wie die Elemente der Geometrie) so beschaffen wäre, daſs alle Menschen, die es läsen und verständen, nicht nur vollkommen einerley dabey dächten, sondern auch von der Wahrheit seines allen Menschen gleich verständlichen und keiner Vieldeutigkeit unterworfenen Inhalts so anschaulich und innig überzeugt würden, daſs es ihnen schlechterdings unmöglich wäre, daran zu zweifeln, oder über den Sinn und die Deutung dieser oder jener Stellen verschiedener Meinung zu seyn.

Ob ein solches Buch möglich sey, ist eine Frage, die ich mir so wenig zu beantworten anmaſse, als sie zu meinem Zwecke gehört: aber dieſs wird doch wohl niemand zu läugnen begehren, daſs die Bibel dieses Buch nicht ist. — Unstreitig muſs man sehr viel Hebräisch und Griechisch wissen, sehr viele andere Bücher gelesen haben, und eine unendliche Menge historischer, kritischer, antiquarischer, kronologischer, geografischer, fisikalischer, und anderer wissenschaftlicher Kenntnisse besitzen, um es mit Verstande zu lesen; und dem ungeachtet enthält es, selbst für Leser die mit allen diesen

Kenntnissen versehen sind, beynahe auf allen Blättern solche Stellen, die von verschiedenen Personen verschieden verstanden und ausgelegt werden. Nichts von vielen Stellen zu sagen, die mit einer so unerklärbaren Unbegreiflichkeit behaftet sind, daſs alle angestrengten Bemühungen, den Glaubenspunkten, die dem ungeachtet daraus gezogen wurden, nur so viel Licht, als zu einem nicht ganz vernunftwidrigen Glauben nöthig ist, (d. i. nur so viel Licht, um zu wissen was man glaube) zu geben, bis auf diesen Tag fruchtlos gewesen sind.

XXXIV.

Bey dieser unläugbaren und weltbekannten Beschaffenheit der Sache bleibt also — so viel ich wenigstens begreifen kann — in Ansehung alles dessen, was in der Bibel vieldeutig, geheimniſsvoll, im Widerspruch mit allgemeinen Vernunfts- und Erfahrungswahrheiten oder mit andern Stellen der Bibel selbst, mit Einem Worte, was nicht allgemein faſslich und verständlich ist, — nichts übrig, als diese Alternative:

„Entweder sich einem unfehlbaren Richter in Glaubenssachen, der allein über den Sinn zweifelhafter Worte und Sätze zu entscheiden berechtigt ist, zu unterwerfen:"

Oder „allen, die darin mit uns übereinstimmen, daſs sie sich zur Religion Christi halten, und keinen unfehlbaren Richter in Sachen des Glaubens über sich erkennen, das Recht, nach ihrer eigenen Überzeugung zu glauben, oder (welches einerley ist) das Recht, sich über alles Dunkle und Unbegreifliche der Religion diejenige Vorstellungsart zu machen, die ihnen die richtigste scheint, (wie verschieden sie auch von der unsrigen seyn mag) einzugestehen, sie dieser Verschiedenheit ungeachtet für unsre Brüder zu erkennen, und, durch diese dem Geiste Christi höchst gemäſse Sinnesart, allen gehässigen Zänkereyen, Verketzerungen, und Verfolgungen, sammt allem in der bürgerlichen und christlichen Gesellschaft daraus entstehenden Unheil, auf einmahl und auf ewig ein Ende zu machen."

Wollen wir die erste Partey ergreifen, so sehe ich dann keine neue Alternative mehr. Dann bleibt uns nichts übrig, als gerades Weges uns zu den Füſsen des „dreymahl gesegneten Vaters in dem dreyfach gekrönten Heiligthum“ zu werfen, uns mit unsrer guten alten Mutter, der katholischen Kirche, aussöhnen zu lassen, und zu glauben was sie uns zu glauben befiehlt, wie übel sich auch unsre arme murrende Vernunft an der Kette dieses blinden Glaubens und leidenden Gehorsams befinden mag.

Oder, welchem Doktor der Theologie aus unserm eigenen Mittel sollten wir das Recht zugestehen, uns vorzuschreiben was und wie wir glauben sollen? die Linie auszustecken, über die wir im Forschen nach Wahrheit, im Streben nach Licht, im Versuch, unsern Verstand von verworrenen, materiellen, unschicklichen und mit den ersten Grundwahrheiten der Vernunft unverträglichen Vorstellungsarten in Sachen der Religion zu reinigen, nicht hinaus gehen dürften? Wer darf so dreist seyn, seinen Verstand, seine Einsichten

nicht nur zum Maſsstabe, sondern sogar zur Regel und zum Gesetz aller übrigen zu machen? Und wenn es vor zwey oder drey hundert Jahren erlaubt war, sich in Glaubenssachen gegen Autorität und Machtsprüche, gegen Papst, Kirchenlehrer und Koncilien aufzulehnen: seit wann ist es unerlaubt worden, eben dasselbe gegen die Autorität und Machtsprüche einer noch so groſsen Anzahl protestantischer Kirchenlehrer zu thun, die (meines Wissens) kein ächteres Kreditiv ihrer Unfehlbarkeit, als die hochheilige Synode zu Trident, aufzuweisen haben?

Durften unsre Vorfahren prüfen und das Bessere (d. i. was ihrer damahligen Einsicht und innern Überzeugung nach das Bessere war) behalten: warum nicht auch Wir? Warum sollen Wir nicht fortsetzen dürfen, was Sie nur anfangen, nicht vollenden konnten? was, vermöge der Natur der Sache, nie vollendet werden kann? Wer gab ihnen ein Recht, die Vernunft ihrer Nachkommen zu fesseln? ihren Glauben in Formulare zu zwingen? ihnen Vorstellungsarten aufzudringen, die mit den Einsichten

und Kenntnissen, welche ihnen das Wachsthum aller Wissenschaften nach und nach verschafft hat, unverträglich sind? mit Einem Worte, über ihren Verstand zu herrschen und ihr Gewissen zu tyrannisieren?

XXXV.

„Das wollen wir nicht," sagen die Verfechter der Formulare und alt hergebrachten Glaubensreglements. „Es steht bey euch zu glauben was ihr könnt: nur geht von uns aus, verlaſst Amt, Einkommen, Haus, Hof und Vaterland, entsagt eurer ganzen bürgerlichen Existenz, sucht euch in den Sandwüsten von Afrika, oder in den noch unbewohnten Inseln des Südmeers einen Ort aus, wo ihr unangefochten filosofieren, glauben und hungern könnt, so viel euch beliebt; nur verlangt nicht, daſs wir euch für Brüder und Mitchristen erkennen, und die bürgerlichen Vortheile, zu denen uns unsere Terminologien und Formulare berechtigen, mit euch theilen, so lange ihr selbst gesteht, daſs ihr, als Dissidenten, nicht dazu berechtigt seyd."

XXXVI.

Ich habe dem Protestanten, der so zu reden, oder doch zu handeln fähig ist als ob er so dächte, keine Antwort zu geben.

Aber ich frage jeden unbefangenen ehrlichen Mann, ob eine solche Art mit denen zu verfahren, die über dunkle und geheimnißvolle Glaubenspunkte anders denken als gewisse Doktoren des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, oder als die Nicänische oder irgend eine andere Kirchenversammlung, ob eine solche Art zu verfahren dem Geiste des Protestantismus gemäſs sey?

Unsere Vorfahren konnten zu der Zeit, da sie die Fesseln des blinden Glaubens und Gehorsams abschüttelten, durch politische Verhältnisse und Erfordernisse der Zeit genöthigt seyn, von ihrem Glauben öffentlich Rechenschaft zu geben: aber weder sie noch irgend eine menschliche Gewalt konnte berechtigt seyn, eine solche Konfession zu einer absoluten Glaubensregel für ihre noch ungebornen Nachkommen zu machen. Das Recht selbst zu denken,

selbst zu untersuchen, ihrer eigenen Überzeugung zu folgen, dessen sie sich bedienten weil sie es hatten, haben auch ihre Kinder.

Ich sage noch mehr: weder die allererste christliche Gemeine, noch irgend eine folgende, hatte ein Recht, konnte ein Recht haben, durch die Majorität zu bestimmen, wie ihre Mitchristen die dunkeln und verschiedener Deutung fähigen Stellen der Reden Christi und der Schriften seiner Apostel zu verstehen hätten, oder Formeln festzusetzen, wie sie sich über irgend einen Artikel, der nicht von einleuchtender Deutlichkeit ist, auszudrücken schuldig wären. Christus selbst hat kein Glaubensformular festgesetzt. Auch das apostolisch genannte Symbolum ist, seines respektabeln Alters ungeachtet, bekannter Maſsen kein Werk der Apostel.

Wenn also die immer zunehmende Menge der Bekenner des christlichen Glaubens es nöthig machte, die Artikel, worin sie alle übereinstimmten, in einen kurzen und faſslichen Lehrbegriff zu bringen, der zum Unterricht der Jugend dienen konnte: so muſste

doch wenigstens die Vorstellungsart über einen jeden Artikel, der verschiedene Vorstellungsarten zuläſst, frey bleiben; — oder man müſste (gegen alle Vernunft und gegen alles, was in der Lehre Christi allgemein verständlich ist) behaupten wollen: „die christliche Religion könne ohne Gewissenszwang und willkührliche Herrschaft über den menschlichen Verstand nicht bestehen.“ — Eine abscheuliche Behauptung, deren niemand fähig seyn kann, in dessen Seele jemahls auch nur eine leise Ahnung von dem, was der Sinn und Geist Christi war, gekommen ist.

XXXVII.

Die Gemeine hatte also nie ein Recht über Vorstellungsarten zu entscheiden, — das, was in der Schrift unbestimmt und problematisch ist, zu bestimmen, — noch in streitigen Fällen einer von den verschiedenen Meinungen eine ausschlieſsliche Sankzion zu geben; so wie die Lehrer nie berechtigt waren, ihre besondern Meinungen und Vorstellungsarten für die einzig wahren auszugeben und zu Glaubensartikeln zu machen.

Es ist Unsinn, unerklärbare Dinge erklären, unerweisliche Dinge beweisen zu wollen: aber es ist Unsinn und Frevel zugleich, in einem solchen Falle seine Erklärung, seinen Beweis, andern als Wahrheit aufzudringen. Den Vorstehern der Gemeinen, oder vielmehr der Obrigkeit, kam es zu, solchen Freveln in Zeiten auf eine schickliche Art zu steuern: aber nie und nimmermehr waren sie berechtigt, oder können sie jemahls berechtigt seyn, irgend eine Meinung, die den Grundgesetzen der Vernunft und den beiden Haupt- und Grundartikeln der Religion Christi nicht offenbar widerspricht, unter verhafsten Benennungen zu einem Verbrechen zu machen, und als ein solches zu bestrafen.

Dafs einst eine Zeit war, wo man diese so sonnenklaren Wahrheiten mifskannte; — dafs Leute mit solchen Köpfen und Herzen, wie der Bischof Alexander von Alexandria und sein getreuer Waffenträger Athanasius und ihres gleichen, nach andern Grundsätzen zu Werke gingen; — dafs die Arianer um kein Haar besser waren als ihre Gegner, und, so bald sie den Meister spielten, mit den

nunmehrigen heterodoxen Orthodoxen eben so ungerecht, unmenschlich und unchristlich verfuhren, als die Alexandrianer und Athanasianer, wenn die Mehrheit der Stimmen und der Schutz der weltlichen Macht, oder ihre Intriguen und Gewaltthätigkeiten ihre Partey zur rechtgläubigen machten, mit ihnen; — daſs Konstantin, zur Schmach des christlichen Nahmens der Groſse genannt, seine Pflichten und seine Rechte so wenig kannte, diese heillosen Händel, anstatt sie in der Geburt zu ersticken, durch die Art, wie er sich dabey benahm, zu unterhalten, und selbst in die Flamme zu blasen: alles dieſs, mit allen den Gräueln, die aus diesen und ähnlichen die Menschheit schändenden Streitigkeiten, und aus dem sinnlosen Betragen der Regenten dabey, entstanden — was geht es uns Protestanten im achtzehnten Jahrhundert an? Und was anders als ein dem Menschengeschlechte gehässiger Dämon könnte uns noch jetzt — bey so unendlich veränderten Umständen, und in einer Zeit, die an Erleuchtung und selbst an Sittlichkeit so viel vor den Zeiten der Konstantine und Theodosier voraus

hat, anstiften, diese Gräuel wieder erneuern zu wollen?

XXXVIII.

Wohl dem Lande, in welchem Aufklärung und Glaubensfreyheit gleichen Schritt mit einander halten, und wo wenigstens diejenigen, die den übrigen zu Lehrern und Regenten gesetzt sind, sich überzeugt haben:

„Daſs Religion eine Angelegenheit des Herzens, nicht des Kopfes ist.

„Daſs sie nicht darin besteht, daſs wir über das göttliche Wesen grübeln und streiten, sondern daſs wir uns bestreben den Willen Gottes zu thun.

„Daſs (nach dem klaren Ausspruch Christi und seines Lieblingsjüngers) reine und thätige Liebe der Menschen, die wir sehen, das untrüglichste Kennzeichen unserer Liebe zu Gott, den wir nicht sehen, ist; und daſs wir unsern Glauben nicht durch Bekenntnisse und Formulare, sondern durch unsere Werke zu zeigen angewiesen sind.

„Dafs Gott an unserm Geschwätz und Gezänke was er sey oder nicht sey, an unserm kindischen Lallen über sein Wesen, seine Eigenschaften, seine Wirkungen, seine Ökonomie, seine Absichten, und was er wolle oder nicht wolle, könne oder nicht könne u. s. w. in der heiligen Schrift nirgends sein Wohlgefallen bezeigt, hingegen auf alle mögliche Art erklärt hat: wer fromm sey und recht thue, der sey ihm angenehm; und

„Dafs, mit Einem Worte, nicht Übereinstimmung in religiösen Meinungen und Formeln — sondern thätiger Glaube an Gott und den von ihm zu den wohlthätigsten Zwecken auf die Welt gesandten Christus, thätige Liebe der Menschheit und lebendige Hoffnung eines bessern Lebens für diejenigen, die sich dessen in dem gegenwärtigen fähig machen, — der wahre Vereinigungspunkt der Christen, und jene Gesinnungen in diesen zu bewirken das Ziel desjenigen seyn müsse, der des ehrwürdigen Nahmens eines Lehrers der unverfälschten Christusreligion würdig seyn will.“

XXXIX.

Da die Anwendung meiner bisherigen Betrachtungen auf unsre gegenwärtige Zeit sehr leicht zu machen ist, so überlasse ich sie dem eigenen Nachdenken meiner Leser, und setze, zu Vermeidung alles möglichen Mifsverstandes, nur noch dieses hinzu.

Meine Meinung ist keinesweges, irgend einem protestantischen Regenten zu rathen, dafs er, durch ein öffentliches Proklama, alle Arten und Unterarten von Arianern, halben und ganzen Pelagianern, Eutychianern, Nestorianern, Manichäern, Gnostikern, mit allen andern Anern, Äern und Isten, die es vom Jahre Christi 34 an bis auf diesen Tag in der lieben Christenheit gegeben hat, in seine Staaten einladen, ihnen Kirchen erbauen, Lehrer besolden, und sich recht herzlich angelegen seyn lassen solle, die möglichste Verschiedenheit in Religionsmeinungen unter seinem Volke zu veranlassen und sorgfältig zu unterhalten.

Mein unmafsgeblicher Rath — wenn ich einen zu geben hätte — würde blofs dahin gehen:

Gelehrten und hell denkenden Männern, besonders unter denen die zum Lehramte öffentlich berufen sind, eine durch keine willkührliche, oder alte nicht mehr passende Gesetze eingeschränkte Freyheit zu lassen, die Religionslehren ihrer Einsicht und Überzeugung gemäſs vorzutragen.

Die Anwendung aller bereits erfundenen Ketzernahmen auf irgend einen jetzt Lebenden und die Erfindung neuer öffentlich bey schwerer Strafe 21) zu verbieten.

Nicht zu erlauben, daſs irgend ein so genannter Ketzer der vergangenen Zeiten, wegen seiner Abweichung von dem, was in Kirchenversammlungen als die wahre Lehre über die geheimniſsvollen und unerklärbaren Artikel des Glaubens festgesetzt worden, auf Lehrstühlen oder in Schriften

21) Zum Beyspiele des Schiffziehens. Nur wollte ich, im Nahmen der Menschlichkeit, bitten, einige Sorge dafür zu tragen, daſs die armen Leute besser genährt würden, und ein etwas bequemeres Dach und Fach bekämen, als die unglücklichen Schiffzieher an der Donau.

für einen Feind Gottes erklärt, oder mit andern verhaſsten Benennungen belegt werde, die in dem christlichen Volke die Meinung erwecken müssen, als ob es Sünde und Verbrechen sey, sich in Religionssachen zu irren, oder anders zu denken als wir.

Zu verordnen, daſs man von den mehr besagten geheimniſsvollen und über alle Vernunft gehenden Glaubensartikeln nie anders als in Worten der Schrift rede, sich aller Erklärung und spitzfindigen Spekulazionen über diese Dinge enthalte, und sie überhaupt nur in so fern, als sie dem moralischen Zwecke der Religion förderlich seyn können, vortrage.

Sich in die gelehrten Streitigkeiten, die über spekulative Sätze, Auslegung dieser oder jener Schriftstellen u. s. w. entstehen mögen, nicht einzumischen, keine öffentliche Partey darin zu nehmen, und nur dahin zu sehen, daſs die Herren Disputanten nicht aus den Schranken der allgemeinen Wohlanständigkeit hinaus gerathen, und aus einer bescheidenen Erörterung kein Stiergefechte werde.

Dafür zu sorgeu, daſs der öffentliche Religionsunterricht in Schulen und Kirchen von allen Überbleibseln der alten Barbarey gereinigt, und in allem dem groſsen Endzweck der innerlichen moralischen Besserung der Menschen (welcher offenbar der Zweck Jesu war) gemäſs eingerichtet werde.

Auſserdem würde ich mir die Freyheit nehmen, sie, wo möglich, zu überzeugen: daſs unter den Lehrern diejenigen, die einen groſsen Eifer für die Sache Gottes, eine besondere Frömmigkeit, und eine eigene, aus allem, was in der Bibel am unverständlichsten ist, zusammen gesetzte Sprache affektieren, immer gegen Aufklärung und Aufklärer griesgramen, über die Gefahr des christlichen Zions und den Verfall der reinen Lehre stönen, und den weltlichen Arm gegen die vermeintlichen Wölfe, die dem Schafstall Christi drohen sollen, auffordern, entweder übel organisierte Köpfe, oder arme kranke Leute sind, die mit ihrem Arzt von der Sache sprechen sollten, oder zu einer Gattung gehören, die ein andrer, der nicht so höflich wäre als ich, Heuchler,

Farisäer, Baalspriester und Tartüffen nennen würde; Leute, die, wenn sie vor tausend sieben hundert sieben und neunzig Jahren die Ehre gehabt hätten im hochwürdigen Synedrium zu Jerusalem zu sitzen, aus wirklichem oder affektiertem Eifer für die Sache Gottes, das Kreuzige ihn! über den unschuldigsten und besten der Menschen, über den ersten Gegner aller Gleifsnerey, vermuthlich so laut als Kaifas und Klopstocks Filo geschrieen haben würden. Vor dieser Art Menschen würde ich den Fürsten rathen, sich wohl in Acht zu nehmen, und mich übrigens versichert halten, daſs auf dem angerathenen Wege am Ende mehr Übereinstimmung des Glaubens heraus kommen werde, als auf demjenigen, den einige Zeloten so gern eingeschlagen wissen möchten.

XL.

Und nun — noch ein paar wohlgemeinte Worte an die Filosofen, für deren Freyheit ich bisher so laut gesprochen habe.

Anstatt die Filosofie mit Cicero als die Wissenschaft der göttlichen und menschlichen Dinge zu definieren, möchte

ich sie lieber die Wissenschaft aller Begriffe nennen, welche sich die Menschen von natürlichen und göttlichen Dingen machen können, und die Kritik aller Begriffe, die sie sich von jeher wirklich davon gemacht haben.

Ich kann mich unmöglich an Gott oder Christus, oder an der Unsterblichkeit der Seele, oder an Himmel und Hölle, an den guten oder bösen Geistern, an Sonne und Mond, noch am Mann im Monde (wenn einer ist) versündigen, wenn ich die Vorstellungen, Meinungen, Einbildungen, die sich diese oder jene Menschenkinder von ihnen gemacht haben, auf die Kapelle bringe, und nach den Gesetzen des vernünftigen Denkens untersuche, was davon wahr oder falsch seyn, was in die Luft verfliegen, oder als Schaum und Schlacken oben schwimmen, oder als *Caput mortuum* zu Boden sinken möchte.

Es bleibt ewig dabey: Nichts in der Welt ist so heilig, daſs es sich dem Richterstuhl der Vernunft entziehen, daſs es nicht untersucht und auf die Probe gebracht werden dürfte: denn es sind nicht die Sachen, sondern die Begriffe und Meinungen der

Menschen von den Sachen, die wir in Untersuchung nehmen.

Aber, liebe Herren und Freunde, wiewohl wir in gewissem Sinne alles dürfen, so frommet doch nicht alles.

Halt Maſs in allem, denn in allem giebts
Ein Mittel, dessen Linie, was recht ist,
Bezeichnet: dies - und jenseits wird gefehlt!

sagt Horaz. Ein weiser Mann untersagt sich alle Spekulazionen, die zu nichts helfen, wohl aber zufälliger Weise viel schaden können.

In einem christlichen Staate die Frage: ob ein Gott sey? aufwerfen, oder, welches auf Eins hinaus läuft, von dem Daseyn Gottes als einem Problem sprechen, weil die Beweise desselben keine mathematische oder apodiktische Demonstrazionen sind, ist etwas eben so weises, als wenn einer zu Rom die Frage: was ist der Papst? aufwerfen, oder zu Frankfurt am Main öffentlich disputieren wollte: ob es nicht besser wäre, die kaiserliche Würde eingehen zu lassen?

Der Glaube an Gott, nicht nur als an die erste Grundursache aller Dinge, sondern auch als unumschränkten und höchsten Gesetzgeber, Regenten und Richter der Menschen, macht, nebst dem Glauben an einen künftigen Zustand nach dem Tode, die ersten Grundartikel der Religion aus. Diesen Glauben auf alle mögliche Weise zu bekräftigen und zu unterstützen ist eines der würdigsten und nützlichsten Geschäfte der Filosofie, ist in Rücksicht der Unentbehrlichkeit desselben sogar Pflicht: ihn anzufechten und durch alle Arten von Zweifeln und Scheingründen in den Gemüthern der Menschen wankend zu machen oder gar umzustofsen, kann nicht nur zu gar nichts helfen, sondern ist im Grunde um nichts besser, als ein öffentlicher Angriff auf die Grundverfassung des Staats, wovon die Religion einen wesentlichen Theil ausmacht, und auf die öffentliche Ruhe und Sicherheit, deren Stütze sie ist.

Die Filosofie hat nützlichere Dinge zu thun, als die Schärfe ihrer Werkzeuge an den Grundpfeilern der moralischen Ordnung, und an dem, was zu allen Zeiten der Trost und die

Hoffnung der besten Menschen gewesen ist, zu probieren; und der Filosof ist kaum dieses Nahmens werth, der nicht bedenkt, daſs gegen Einen Menschen, der der Religion ohne Nachtheil seiner Moralität und Gemüthsruhe entbehren kann, zehn tausend sind, die, wofern sie auch ihren edelsten Zweck an ihnen verfehlte, doch ohne den Zaum, den sie ihnen anlegt, schlimmer, oder ohne die Hoffnung, die sie ihnen giebt, unglücklicher seyn würden, als sie sind.

BEYLAGEN
ZU DER
VORGEHENDEN ABHANDLUNG.

An Herrn v. *** zu Br**.

Sie wünschen zu wissen, was ich von der Unterscheidung zwischen Preſsfreyheit und Preſsfrechheit denke, welche (wie Sie mir melden) vor kurzem bey einer durch die Zeitungen schon bekannt gewordenen Gelegenheit geltend gemacht worden, und einen kleinen Panischen Schrecken in Ihren Gegenden verbreitet haben soll. Da das Recht, über alles Denkbare zu denken, und das Gedachte andern mitzutheilen so gut man beides kann, unter die Rechte gehört, die mit der Ehre

ein Mensch zu seyn nothwendig verbunden sind: so nehme ich keinen Anstand Ihnen freymüthig zu eröffnen, wie ich die Sache ansehe.

Ich halte mich versichert, daſs der Urheber dieser Unterscheidung etwas ganz bestimmtes dabey gedacht, und einen ganz guten Zweck dabey gehabt haben oder zu haben vermeinen konnte, (welches, wie Sie wissen, in Absicht des Willens auf Eins hinaus läuft) und daſs es eben daher schwerlich seine Meinung war, sie jemahls gegen die Freyheit der Presse geltend zu machen. Kajus oder Tizius könnte ja wohl (wie uns allen im Eifer etwas menschliches begegnen kann) in einem an sich gerechten, aber zu leidenschaftlichen Eifer für das, was er für Wahrheit und Recht und also für Sache der Menschheit erkannte, — in einer zu raschen Bewegung der Lebensgeister und der Einbildungskraft, wovor ein Schriftsteller, der mit beiden reichlich versehen ist und über eine äuſserst interessante Sache schreibt, sich nicht immer genug hüten kann — ich sage, dieser Kajus, oder wie er heiſst, könnte ja wohl in einer solchen

Stimmung hier und da, gegen seinen Vorsatz, ein wenig über die Aristotelische Linie der Höflichkeit und des Respekts hinüber gekommen seyn, ein wenig hyperbolisiert, und mehr gesagt haben, als etwa ein seine Ruhe liebender Römer einem Augustus oder Titus — geschweige einem ihrer Diener (die es natürlicher Weise mit Beleidigungen immer schärfer nehmen als die Auguste selbst) — hätte ins Gesicht sagen mögen, wiewohl man jenen Cäsarn mitunter ziemlich starke Sachen ins Gesicht sagen durfte. Kajus könnte es also einem Asinius Pollio oder Lucius Piso (oder wen Sie ihm sonst gegenüber stellen wollen) mit Recht nicht sehr verdenken, wenn dieser Minister Augusts solche leidenschaftliche (wiewohl gar nicht übel gemeinte) Extravasazionen, in so fern sie über die gewöhnlichen Grenzen der Freyheit merklich hinaus gehen, mit einem Nahmen belegte, womit nach Adelungs Wörterbuche diejenigen bezeichnet werden, welche sowohl die Gefahr unbesonnener Weise verachten, als die Gesetze des Wohlstandes und der Ordnung ohne Scheu

verletzen. Kajus würde selbst nicht läugnen können, daſs es Fälle giebt, wo dergleichen Unbesonnenheiten und Übereilungen eine verhältniſsmäſsige Rüge nach sich zu ziehen pflegen. Freylich könnte er sich mit seinem gerechten Eifer für die Sache der Menschheit entschuldigen: aber man würde ihm antworten, ein weiser Mann müsse seine Leidenschaften, wie gerecht und gut auch ihr Gegenstand und Zweck seyn möge, in den gehörigen Schranken zu halten wissen. Vielleicht würde es ihm nicht an einer scheinbaren Gegenantwort fehlen: aber auf alle Fälle bleibt es eine groſse Regel, seinem Gegentheile keine Blöſse zu geben.

Nichts ist indessen natürlicher, als daſs so leidenschaftliche Wesen, wie wir armen Menschlein, bey Gelegenheiten wo unser Eifer gar zu stark gereitzt wird, uns mehr erhitzen als nöthig oder räthlich war. In vorliegendem Falle scheint wohl — wie allemahl, so oft die Menschen *in partes* gehen — die Horazische Bemerkung Statt zu finden:

Iliacos intra muros peccatur et extra.

Der Mann (sagt ein Sprichwort meiner Landsleute) zerbricht die Schüsseln und die Frau die Töpfe. Gewöhnlich kommt bey einer solchen Wirthschaft nichts heraus — als Scherben. Übrigens, mein Freund, werde ich immer dabey bleiben, daſs man auch die stärksten Wahrheiten ungestraft sagen könne, wenn man sie in einem gelaſsnen Tone und ohne persönliche Beleidigung der anders denkenden vorbringt. Ich will nicht, daſs man Wahrheiten, von denen das Wohl der Menschheit abhängt, kalt und gleichgültig sage: aber man kann sie mit aller Wärme des Gefühls, im Ton der eignen Überzeugung und des reinen Wohlwollens, und doch mit Ruhe und Mäſsigung sagen, und man wird niemand dadurch beleidigen; oder, falls jemand eigensinnig und unbillig genug wäre, sich durch einen bescheidenen Widerspruch beleidiget zu finden, würde man die ganze vernünftige Welt auf seiner Seite haben. Es ist unsäglich, wie viel der besten Sache durch eine heftige, trotzige und die Eigenliebe der Gegner kränkende Art sie zu behaupten geschadet wird. Schadeten wir bloſs uns selbst dadurch, so möchte es hingehen; wir hätten

wenigstens den Trost, uns als Märtyrer der Wahrheit zu betrachten: aber die gute Sache leidet darunter. — Doch, verzeihen Sie mir eine Moral, die, wiewohl man sie nie genug predigen kann, derjenige, den sie trifft, uns immer mit dem Terenzischen *Tu si hic esses aliter sentias* zurück zu geben pflegt.

Sie sehen, mein Herr, daſs ich die besagte Unterscheidung, welche vielen so anstöſsig gewesen ist, in einem Sinne nehme, worin sie für sehr unschuldig gelten kann; welches sie keineswegs wäre, wenn ich ihr den gefährlichen Sinn zutraute, den man darin zu finden glaubt; nehmlich, als ob es darauf abgesehen sey, um deſswillen, weil dieser oder jener sich der Freyheit zu denken mit einiger Unbescheidenheit bedient habe, die Schriftsteller überhaupt einer Art von Inquisizion zu unterwerfen, und der Preſsfreyheit, unter dem Vorwande die Preſsfrechheit zu verhindern, willkührliche Fesseln anlegen zu wollen.

Ich weiſs nicht, was manche wackere Leute für Ursache haben mögen, so arges in

ihrem Herzen zu denken: aber das bin ich gewiſs, daſs Augustus oder Titus es sehr übel genommen haben würden, wenn ihnen jemand nur den Gedanken zugetraut hätte, die Freyheit zu reden und zu schreiben, um des allzu kühnen Gebrauchs willen, den ein Laberius davon gemacht hatte, unterdrükken zu wollen. Was würde man von der Weisheit eines Solon gedacht haben, wenn er seinen Athenern täglich bey Unzen und Skrupeln hätte vorwägen lassen wollen, wie viel sie essen sollten, weil die leidige Erfahrung lehrt, daſs der eine oder der andere zuweilen mehr iſst als recht ist? Und glauben Sie, daſs Solon selbst (falls er die Vorsicht so weit zu treiben fähig gewesen wäre) mit der Distinkzion zwischen Eſsfreyheit und Freſsfreyheit bey den Groſsvätern der Sokraten und Aristofanen durchgekommen wäre?

Ich hoffe Sie durch diese kleine Betrachtung völlig beruhiget zu haben. Wer die Eſsfreyheit zur Fresserey gemiſsbraucht hat, muſs sich gefallen lassen, ein Digestivpulver oder ein Brechmittel zu schlucken; wer die

Preſsfreyheit zur Frechheit gemiſsbraucht hat, verdient nach Beschaffenheit des Vergehens eine verhältniſsmäſsige Züchtigung: aber die Preſsfreyheit bleibt dem ungeachtet, so gut wie die Eſsfreyheit, so uneingeschränkt als zuvor — oder — — desto schlimmer!

An Ebendenselben.

Wer einen Erfahrungskreis von vierzig bis funfzig Jahren um sich her hat, wie Ihr gehorsamster Diener, findet sich alle Tage mehr überzeugt, daſs es keinen goldnern Spruch in der Welt giebt, als das berühmte *Ne quid nimis* des weisen Chilon. Mich dünkt, alle praktische Weisheit der ganzen Welt sey in diesen drey Wörtchen, „Nichts zu viel," oder in dem einzigen Wörtchen „mäſsig" enthalten; und ich bin vollkommen überzeugt, daſs man — mit allen Eigenschaften, welche erfordert werden, um der gröſste Feldherr, Staatsmann, Finanzminister, oder der gröſste Dichter, Mahler, Tonkünstler, oder der erste aller Schneider und Schuster, kurz in jedem Fach und jeder Profession der Erste zu seyn — in jedem Fach und jeder Profession nur ein Pfuscher ist, wenn man sich den tiefen Sinn dieses

mehr als goldnen Sprüchleins nicht ganz eigen gemacht, und sich gewöhnt hat, es nie aus den Augen zu verlieren. Ein einziger Moment, wo uns dieses Unglück begegnet, ist hinlänglich, das schönste Leben, so wie das schönste Werk, zu verunstalten.

Ich gestehe Ihnen gern, daſs so ein Sprüchlein leichter zu sagen als auszuüben ist, und daſs nicht jedermann ein so abgekühltes Blut haben kann, als der alte Chilon und seine funfzigjährigen Bewunderer. Aber der alte Chilon hat darum nicht weniger Recht; und gewiſs würde er, wenn er noch lebte, auch Ihren beiden Parteyen sein *Ne quid nimis!* zurufen. Mag doch jede glauben, daſs sie allein Recht habe, daſs ihre Sache die gute Sache sey: wenn die Leute nur auch glauben könnten, daſs die beste Sache durch Unbescheidenheit, Übereilung und Übertreibung endlich zu einer sehr schlechten Sache wird. Ein Wort zu viel kann eine sonst wahre Behauptung falsch machen; ein zu starkes Wort, ein Grad von Hitze über dem Temperierten, kann etwas zur Beleidigung machen, was, mit Mäſsigung gesagt, den Gegner wo nicht gewonnen, doch nicht

erbittert hätte. Aber in Leidenschaften noch gar filosofieren wollen, ist eine groſse Unweisheit; und wer die Sache der Vernunft auch in den wichtigsten Dingen nicht so ruhig und gelassen führen kann, als ob es um die Auflösung einer arithmetischen Aufgabe zu thun wäre, der thäte immer besser, er schwiege.

Überhaupt giebt es, wie Salomo sagt, eine Zeit zu reden und eine Zeit zu schweigen. Schweigen nützt der guten Sache oft mehr, als deklamieren wie ein Cicero, und immer unendliche Mahl mehr, als sich erhitzen, und in dem Feuer, in welches man sich selbst hinein geschrieben hat, wahres und falsches unter einander mengen, und, um sich recht stark und kräftig auszudrücken, mehr sagen als man verantworten kann. Was halfen Cicero's *Philippicae* der Republik? Nichts. Aber ihm selbst kosteten sie seinen grauen Kopf.

Mit Leuten, die ihre Partey ein - für allemahl genommen haben, oder die so weit getrieben sind, daſs sie sich nicht überwunden geben können ohne ihre ganze Existenz

zu verlieren, ist nicht rathsam zu streiten: oder wenn man ja unglücklicher Weise in einen solchen Streit gerathen ist, so thut man wohl, in dem Augenblicke aufzuhören, wo man merkt daſs die Galle rege wird. Und auch bey dem vernünftigsten und kaltblütigsten Manne kann und muſs endlich die Galle rege werden, wenn er es entweder mit ausgemachten Schwärmern zu thun hat, oder mit Leuten, die sich nur durch Sofismen und Sykofantenstreiche retten können. Denn gegen die einen und gegen die andern hilft kein Räsonieren. Zudem spielt der gröſsere Theil des Publikums bey solchen Gelegenheiten immer die Rolle des Volkes bey einer Exekuzion. Dieses läuft herbey, um einem interessanten Schauspiele zuzusehen, und schwebt, indem es zusieht, in einer nicht unangenehmen Bewegung zwischen dem Gefühl der Billigkeit, daſs dem Verbrecher sein Recht angethan werde, und den sympathetischen Regungen der Menschlichkeit. Aber so bald es glaubt, dem armen Sünder geschehe zu viel, so hört auf einmahl alles Schweben auf; das Gefühl der Unbilligkeit und Grausamkeit fällt in die Schale des Mit-

leidens, sie sinkt zu Boden, alle Hände heben sich mechanisch auf, die beleidigte Humanität an dem Handlanger der Gerechtigkeit zu rächen, und wehe ihm, wenn man Ursache zu der Meinung zu haben glaubt, daſs er den armen Sünder nicht aus Ungeschicklichkeit, sondern vorsetzlich, härter und länger habe leiden lassen, als recht und billig war. — Ich überlasse Ihnen die Anwendung dieses Gleichnisses selbst zu machen, und bin u. s. w.

AUFSÄTZE

welche sich auf die Französische Revoluzion von 1789 beziehen, oder durch dieselbe veranlaſst wurden.

Geschrieben in den Jahren 1789 — 94.

VERZEICHNISS
der Aufsätze über die Französische Revoluzion, u. s. w.

I. Eine Unterredung zwischen Walther und Adelstan. August 1789.

II. Kosmopolitische Addresse an die Französische Nazionalversammlung. Oktober 1789.

III. Zufällige Gedanken über die Abschaffung des Adels in Frankreich. Julius 1790.

IV. Sendschreiben an Herrn P. E. in K. Januar 1792.

V. Die Französische Republik. September 1792.

VI. Betrachtungen über die gegenwärtige Lage des Vaterlandes. Januar 1793.

VII. Worte zu rechter Zeit, u. s. w. Fragmente von Briefen an Freunde.

VIII. Über Deutschen Patriotismus. 1793.

IX. Über Krieg und Frieden. 1794.

I.

UNTERREDUNG
über die Rechtmäſsigkeit des Gebrauchs, den die Französische Nazion dermahlen von ihrer Aufklärung und Stärke macht.

Geschrieben im August 1789.

WALTHER.

Ärger können doch die Franzosen nicht verleumdet und verschrieen werden, als es seit einigen Jahren von vielen ihrer eigenen Schriftsteller geschehen ist! — Da sehen Sie einmahl, was einer von diesen Herren in acht Zeilen für ein scheuſsliches Gemählde von der

sittlichen Verdorbenheit ihrer Hauptstadt macht!

„Das Laster und die Verderbnifs der Sitten werden so weit getrieben, dafs die schüchterne Tugend es nicht wagen darf sich zu zeigen, ohne lächerlich gemacht zu werden. Es ist beynahe unmöglich, dafs die verwegenste, die zügelloseste Imaginazion zu der gegenwärtigen Verdorbenheit noch etwas hinzu thue. Die frechste Ungebundenheit (*la licence*) kann im ersten so wie im letzten Rang der Staatsbürger (*citoyens*) beynahe keinen Schritt weiter gehen.“ 1)

Und doch ist es diese so äufserst verdorbene Nazion, die seit etlichen Monaten ganz Europa durch Äufserungen eines Patriotismus, einer Weisheit, Tapferkeit und Standhaftigkeit, die in der Geschichte ohne Beyspiel sind, in Erstaunen setzt —

ADELSTAN einfallend. — und mit Grauen und Abscheu erfüllt, können Sie hinzu setzen. Eine ganze grofse Monarchie in Aufruhr ist freylich ein Schauspiel, das die allgemeine

1) S. *Cahiers de Lecture* 1786. *N. IV. p.* 98.

Aufmerksamkeit erregen und beschäftigen muſs: aber ich müſste mich sehr irren, mein lieber Walther, oder gerade diese fürchterlichen und kannibalischen Scenen, die wir theils in und um Paris, theils in den Provinzen spielen sehen, sind der stärkste Beweis, daſs der Ungenannte, dessen Worte Sie mir eben vorgelesen haben, die Verderbniſs und Zügellosigkeit seiner Mitbürger nicht übertrieben hat. Mich dünkt, die unerhörten Anmaſsungen der Nazionalversammlung anf der einen, und die bekannten gräſslichen Ausbrüche der Volkswuth auf der andern Seite, sind gerade dieser einzige Schritt, welchen jene Zügellosigkeit, über die er klagt, weiter gehen konnte, und dessen Möglichkeit er, um seiner Nazion nicht zu viel zu thun, bezweifelte.

WALTHER. Die Bewegungen eines zur Verzweiflung gebrachten Volkes sind ihrer Natur nach stürmisch, und niemand kann für ihre Folgen verantwortlich gemacht werden, als der- oder diejenigen, die das Volk durch unverständige und tyrannische Maſsregeln zu dieser Verzweiflung getrieben haben. Was Sie den Ständen hierbey zur Last

legen wollen, ist mir unbegreiflich. Mir wenigstens scheint es unmöglich, in der gröſsten, wichtigsten und schwersten Nazionalangelegenheit, wobey es um nichts geringeres als um die Wiedergeburt einer mit dem politischen Tode ringenden Monarchie zu thun ist, sich sogar in Augenblicken, wo der beste Kopf die Tramontane verlieren könnte, mit mehr Weisheit, Mäſsigung, Behutsamkeit, Delikatesse und Gegenwart des Geistes zu betragen, als die Nazionalversammlung von ihrer ersten Sitzung an bis auf diesen Tag gethan hat. Ich pflegte sonst immer zu sagen: Man versammle nur die respektabelsten Männer einer Nazion unter Ein Dach, und sie werden Pöbel werden. Die Geschichte beynahe aller Versammlungen dieser Art, besonders aller ökumenischen und nazionalen Kirchenversammlungen, war sehr geschickt mich in dieser Meinung zu bestätigen. Aber die hohe Vernunft, womit die dermahlige Versammlung der Repräsentanten der Französischen Nazion zu Werke geht, der feste Gang, womit sie sich, Schritt für Schritt, ohne auf die eine oder andere Seite zu schwanken, ihrem groſsen Endzweck nähert, die

scharfe Richtigkeit der Grundbegriffe und Principien, nach welchen sie mit einer Konsequenz, die man der Französischen Lebhaftigkeit und Leichtigkeit nie zugetraut hätte, in ihren Deliberazionen und Beschlüssen verfährt, nöthigt mich, zu gestehen, dafs sie die Ausnahme von jenem Erfahrungssatze mache; und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, dafs noch nie eine grofse Nazion würdiger repräsentiert, noch nie der gröfsere Theil eines aus zwölf hundert Männern bestehenden Konciliums von einem männlichern Geiste beseelt, und von aufgeklärtern Köpfen und edlern Menschen geleitet worden sey.

Adelstan. Wie Sie warm werden, Walther!

Walther. Ich bin es in der That, und Sie werden mirs zu gut halten. Nie, ich wiederhohle es, nie hat eine Nazionalversammlung nicht nur ihren Konstituenten, sondern der ganzen Menschheit so viel Ehre gemacht als diese!

Adelstan. Ich machte Sie blofs deſswegen auf Ihre Wärme aufmerksam, Freund, weil sie sich so leicht aus dem Herzen in

den Kopf verbreitet, und den Operazionen des Geistes eine gar zu schnelle Bewegung giebt. Oder würden Sie sonst haben übersehen können, daſs der Aufruhr in Paris, der so schreckliche Auftritte nach sich zog und das Zeichen zu einer beynahe allgemeinen Empörung in den Provinzen ward, eine ganz natürliche Wirkung der raschen Anmaſsungen war, welche sich die Nazionalversammlung gegen die königliche Autorität erlaubte? Mehr als Einmahl war unter Ludwig XV. ein Minister, der das Vertrauen des Volks hatte, abgedankt worden, ohne daſs widergesetzliche und gefährliche Bewegungen darüber unter dem Volk entstanden wären; und Herr Necker selbst, als er dem Herrn von Calonne Platz machen muſste, trat ganz ruhig und ohne die mindeste Erschütterung des Reichs vom Schauplatz ab, wiewohl er schon damahls ein Günstling des dritten Standes war, der allerdings Ursache hat, auf ihn stolz zu seyn. Allein damahls existierte auch noch keine Nazionalversammlung, die das Volk mit dunkeln oder grenzenlosen Erwartungen einer alle seine Hoffnung übersteigenden Verbesserung seines Zustandes

erfüllte, und einen König, dessen unbeschränkte Autorität noch nie bestritten worden war, nicht nur ahnen liefs, dafs seine Gewalt nur so lange daure als sein Volk Lust habe sich von ihm beherrschen zu lassen, sondern ihm sogar in der berühmten Addresse vom zehnten Julius in den ehrerbietigsten und politesten Ausdrücken gerade ins Gesicht sagte: Die Nazion fühle ihre eigenen Kräfte zu stark, um sich länger durch den Popanz der Autorität schrecken zu lassen; sie gestehe ihm keine andere Gewalt zu, als die ihm die Liebe und das Vertrauen des Volkes gebe; und er möge sich nur auf die schrecklichsten Auftritte gefafst machen, wenn er die (zu Erhaltung der Ordnung und Ruhe zusammen berufenen) Truppen nicht sogleich wieder entferne, d. i. wenn er sich in einer lediglich von der ausübenden Macht abhangenden Sache nicht von den Repräsentanten des Volks Gesetze vorschreiben lassen wolle. Mich dünkt, lieber Walther, wer solche Schritte wagt, sich solche Eingriffe in das königliche Amt erlaubt, dem Volk solche Beyspiele giebt, es so laut und nachdrücklich an die fysische Übermacht erinnert, die es sich selbst alle

Augenblicke geben kann so bald es als Masse wirken will, — der kann allerdings für die Unordnungen und Gräuel, die ein ohnehin schon nur zu sehr gereitzter Pöbel bey der ersten Veranlassung von Seiten des Hofes begeht, verantwortlich gemacht werden.

Walther. Sie drücken Sich, für die Kälte womit Sie zu sprechen scheinen, etwas hart aus, Adelstan. Sie sprechen von Pöbel, von Aufruhr und Empörung, von Anmaſsungen und Eingriffen, und scheinen zu vergessen, daſs zwischen Volk und Pöbel, zwischen Aufruhr und Aufstand zu rechtmäſsiger Selbstvertheidigung, zwischen Anmaſsung und Behauptung seiner Würde, ein sehr wesentlicher Unterschied ist. Sie vermengen den Rath und die Bürger von Paris, die sich, in einem Augenblicke der das Wohl oder Weh der ganzen Nazion entschied, mit einer schnellen, aber (so viel den Umständen nach möglich war) zweckmäſsigen Bewegung zum Schutz der versammelten Reichsstände bewaffneten, — mit dem tumultuarischen Sturm einer Rache - schnaubenden Volksmenge, die ein paar verhaſste Unglückliche ihrer nur zu lange und zu sehr

gereitzten Wuth aufopfert. Sie nennen Anmaſsungen, was die offenbaren Pflichten einer von dem Könige selbst zusammen berufenen und von der ganzen Nazion mit ihren wesentlichsten unverlierbarsten Rechten beladenen Versammlung sind. Wie ist es möglich, daſs Sie die nothgedrungenen, mit eben so viel Ehrerbietung und Delikatesse als Würde und Freymüthigkeit vorgetragenen Vorstellungen, welche die Nazionalversammlung dem Könige wegen der ohne alle Noth um Versailles und Paris gelagerten Truppen zu machen gezwungen war, Eingriffe nennen können? Als ob der König wohlgesinntere, getreuere, unbefangnere, und von den gegenwärtigen Zeiterfordernissen besser unterrichtete Rathgeber haben könnte als die Repräsentanten der Nazion? Oder als ob diejenigen nicht eben so berechtigt als verpflichtet gewesen wären, ihm die reine Wahrheit zu sagen, die er bloſs deſswegen zusammen berufen hatte, damit sie ihm und dem Reiche zu Hülfe kommen sollten, da er selbst keinen Rath mehr zu schaffen wuſste?

Es würde eine etwas weitläuftige Arbeit seyn, das Betragen der Nazionalversammlung

seit dem vierten und fünften May, an welchem dieser auf ewig denkwürdige Französische Reichstag eröffnet wurde, bis hierher, so weit die öffentlichen Nachrichten gehen, Schritt für Schritt zu recensieren: aber ich getraue mir zu behaupten, daſs sie in dieser ganzen Zeit, bis zu der bekannten Mozion des Grafen von Lally-Tolendal, keinen Schritt gethan hat, wozu sie nicht vollkommen berechtigt, keinen, der nicht zweckmäſsig und den Erfordernissen der Zeit angemessen gewesen wäre, keinen, den man mit Grund übereilt, gewagt, zweydeutig oder nur problematisch nennen könnte. Die Verwerfung der besagten Mozion ist der einzige, der einigem Zweifel unterworfen zu seyn scheint. Aber wenn man ihn mit der wahren Lage der Sachen vergleicht; wenn man bedenkt, daſs die Sicherheit und Freyheit der Nazionalversammlung, ohne die Gewiſsheit in jedem sich ereignenden Nothfalle von einem für die Sache des Vaterlandes bewaffneten Volke unterstützt zu werden, nur an einem Spinnefaden hing; wenn man bedenkt, wie beträchtlich noch unter der hohen Geistlichkeit und dem hohen Adel die

heimlichen Freunde des Despotismus sind; wie unzuverlässig der gute Wille eines Königs ist, der zu den Schritten, die ihm die Liebe des Volks wieder erworben haben, augenscheinlich bloſs durch die eiserne Nothwendigkeit gedrungen wurde; wie leicht man Vorwürfe finden kann, seinen Worten und Handlungen eine andere Deutung zu geben und andere Maſsregeln einzuschlagen; — kurz, wenn man die Schwierigkeiten, Ungewiſsheiten und Gefahren bedenkt, womit die Nazionalversammlung von allen Seiten umringt ist: so wird man den gröſsern Theil derselben schwerlich tadeln können, daſs er Bedenken trug, durch eine Verordnung, deren Wirkung auf das Volk unter den gegenwärtigen Umständen, nicht zu berechnen war und sehr nachtheilig seyn konnte, sich selbst seiner einzigen Stütze zu berauben.

ADELSTAN. Verzeihen Sie mir, mein Freund, wenn ich das Betragen der Partey, für die Sie Sich so warm erklären, in keinem so milden Lichte sehen kann. Für die Sicherheit der Reichsstände war, dächte ich, durch die bereits errichtete Nazionalmiliz zu Paris hinlänglich gesorgt;

und das erste, das dringendste Bedürfnifs war nun, unverzüglich auch für die Sicherheit der Nazion selbst zu sorgen, die in so grofser Gefahr ist, durch die Unterbrechung, oder sollte ich nicht vielmehr sagen die Suspension der königlichen Autorität, in den unseligen Zustand einer gänzlichen Anarchie zu gerathen, den fürchterlichen Folgen der gegenseitigen Erbitterung der aristokratischen und demokratischen Partey immer mehr ausgesetzt, vielleicht in kurzem ein allgemeiner Schauplatz der wildesten Leidenschaften zu werden, und der zügellosen Gewaltthätigkeit herum streifender Räuberbanden (deren Anzahl die dermahlige traurige Lage der meisten Provinzen täglich vermehren mufs) Preis gegeben zu seyn. Diesem Unheil so viel möglich zuvorzukommen, hätte jetzt die erste Sorge der Nazionalversammlung seyn sollen, so wie es ihre dringendste Pflicht war; nicht die Modellierung einer Platonischen Republik, einer metafysischen Konstituzion, mit welcher es auf eine gänzliche Umkehrung der bisherigen abgesehen ist; einer Arbeit, wobey die Herren Demagogen, wenn sie nur erst von der Höhe

ihrer abstrakten Spekulazionen zum Besondern herab zu steigen genöthigt seyn werden, so viele und so schwer aufzulösende Knoten finden dürften, daſs inzwischen der arme Pazient, den sie in Medeens Zauberkessel regenerieren wollen, wofern ihm nicht irgend ein *Deus ex Machina* noch zu Hülfe kommt, leichtlich gar gestorben und verdorben seyn könnte.

Walther. Hoffentlich wird es dieses *Deus ex Machina* so wenig bedürfen, Freund Adelstan, als des Zauberkessels der Medea. Es müſste übel gehen, wenn eine Nazion wie die Französische, die an Geist, Muth und Ehrgefühl jeder andern den Vorzug streitig machen kann, und in ihrer Volksmenge, Lage und innerlichem Zusammenhange, so wie in den unverlierbaren Reichthümern der Natur und des Kunstfleiſses, noch immer unermeſsliche Mittel sich selbst zu helfen besitzt, in dem entscheidenden Zeitpunkte, wo sie von den aufgeklärtesten, edelsten, tapfersten Männern des ganzen Reichs berathen und geleitet wird, wo solche Männer wie ein Düc de Liancour, ein Bailly, ein Lally-Tolendal, ein La Fayette,

ein Clermont-Tonnere, ein Mounier, an ihrer Spitze stehen, — die Mittel zu Erhaltung und dauerhafter Verbesserung ihres Zustandes, die in ihrer Gewalt sind, nicht zu gebrauchen wissen sollte.

ADELSTAN. Lassen Sie uns, wenn ich bitten darf, die Sache ohne Deklamazion ruhig und kaltblütig überlegen. Wenn Frankreich seit so vielen Jahrhunderten als sie eine Monarchie ist, eine freye Republik gewesen wäre; wenn Ludwig der Sechzehnte, anstatt ein Abkömmling des heiligen Ludwigs zu seyn, ein Dionysius oder Aristion wäre, der sich einer willkührlichen Alleinherrschaft bemächtigt und seine Mitbürger durch alle Gräuel einer übermüthigen, grausamen, und zügellosen Tyranney gemiſshandelt und aufs äuſserste gebracht hätte: dann sollte michs nicht befremden, wenn die Nazion in einem allgemeinen Aufstande das Joch des Usurpators abschüttelte, und sich wieder in ihre vorige Freyheit und gesetzmäſsige Verfassung setzte. Aber in unserm vorliegenden Falle ist doch alles ganz anders! Ludwig der Sechzehnte ist kein Tyrann, kein Usurpator, sondern der anerkannte Erbe und Nachfolger

einer langen Reihe von rechtmäſsigen Königen. Er hat sich nie einer gröſsern Autorität und Gewalt angemaſst, als diejenige war, die seine Vorfahrer gehabt und ausgeübt hatten, ohne daſs sichs die Nazion jemahls hatte einfallen lassen, sie ihnen streitig zu machen. Er hat sich in seiner ganzen Regierung als ein guter König, dem das Beste seiner Unterthanen nicht gleichgültig ist, bewiesen, und man kann ihm nichts zur Last legen als unvorsetzliche Fehler von derjenigen Art, wovon kein Mensch, geschweige einer der ein König, und ein König der nur ein Mensch ist, frey seyn kann. Der traurige Zustand zu welchem das Reich unter ihm herab gesunken, ist nicht sein Werk. — Die Staatsschuld war schon bey seiner Thronbesteigung unermeſslich; sie nahm unter seiner Regierung durch den Amerikanischen Krieg (den die Nazion mit Enthusiasmus billigte und beförderte) beträchtlich zu; die Vermehrung der ohnehin schon beynahe unerschwinglichen Auflagen war die nothwendige Folge hiervon, und wurde durch ihre ungleiche Vertheilung (woran der König

keine Schuld hat) noch empfindlicher. Zufällige Kalamitäten kamen hinzu, den Zustand des Volks und der Provinzen in einem Grade zu verschlimmern, der eine schleunige Hülfe dringend nothwendig machte. Eine allgemeine Unruhe, ein übertriebenes Verlangen nach Neuerungen bemächtigte sich der Gemüther, und würde die Meinungen ganz irre gemacht haben, wenn man nicht darauf dächte, sie durch vereinigte weise und gemäſsigte Belehrungen festzusetzen. Dieſs war es, weſswegen der König die Stände des Reichs zusammen berief. Er wollte ihnen den Zustand der Finanzen zur Untersuchung vorlegen, und versah sich zu ihnen, daſs sie ihm die wirksamsten Mittel vorschlagen würden, eine dauernde Ordnung darin herzustellen und den öffentlichen Kredit zu befestigen. Er sah die Gemüther in Bewegung: aber er hoffte zuversichtlich, eine Versammlung der Repräsentanten der Nazion werde gewiſs nur den Rath der Weisheit und Klug-

heit hören. 2) — Und nun bitte ich Sie, wie erwiederte die Nazionalversammlung dem Könige dieses in sie gesetzte Vertrauen? Wie erledigte sie sich des Auftrags, um dessentwillen der König sie versammelt hatte? Denn Sie werden mir zugeben, daſs die Stände kein Recht hatten, sich selbst eigenmächtig zu versammeln. Der König muſste sie zusammen berufen. Eben so wenig waren sie, nachdem sie nun versammelt waren, berechtigt, über andere Gegenstände, zu andern Zwecken zu arbeiten, als diejenigen, wozu der König sie berufen hatte. Aber was that die Nazionalversammlung? Sie fing gleich damit an, die Hauptsache, oder vielmehr, die einzige Sache, um derentwillen sie versammelt worden war, als eine Nebensache auf die Seite zu legen, und sogleich unmittelbar an dem Umsturz der bisherigen monarchischen Verfassung zu arbeiten. Sie sprach von

2) Alle mit durchschossener Schrift gedruckte Worte sind die eigenen Ausdrücke des Königs in der Rede, womit er den fünften May die erste Sitzung der Reichsstände eröffnete.

einer *neuen Konstituzion.* Sie liefs Grundsätze hören, die bisher in Frankreich nie anders als *in verbotenen Schriften* gehört worden waren. Die *Nazion* ward jetzt auf einmahl *Alles*, der *König* ein bloſser Nahme ohne bestimmten Sinn, ein wahrer *Kulissenkönig*. Die *Nazion* hieſs nun die Quelle aller Autorität; und wenn gleich das fürchterliche Wort *Majestät des Volks* öffentlich noch aus dem Munde keines Deputierten gegangen ist, so fällt doch einem eden in die Augen, daſs die bisherigen Handlungen der Nazionalversammlung keine andere Grundlage haben können. Hat sie sich nicht deutlich genug erklärt, daſs sie keine höhere Macht über sich erkennt? Daſs der Wille des Königs nur in *so* fern etwas gelten kann, als er mit dem Willen der Nazionalversammlung Eins, oder der Wiederhall derselben ist? Sind dieſs etwa keine Anmaſsungen, keine Eingriffe? War nicht der Augenblick, da der König durch die Entlassung des Herrn Neckers einen wesentlichen und vorher nie bestrittenen Akt der königlichen Autorität ausübte, auch der Augenblick eines fürchterlichen Aufstandes von einigen

hundert tausend Menschen, an deren Spitze sich die Nazionalversammlung stellte? — Nun sagen Sie mir, lieber Walther, ist es wahrscheinlich, ist es nur denkbar, daſs sich der König seiner angeerbten, verfassungsmäſsigen, immer anerkannten, nie bestrittenen königlichen Rechte und Prärogativen berauben lassen werde, wenn er es verhindern kann? Und wenn seine Partey (denn ganz gewiſs ist er noch nicht von der ganzen Nazion verlassen) in diesem Augenblicke noch nicht mächtig genug ist, sich einem durch die Anmaſsungen seiner Repräsentanten aufrührisch gemachten Volke entgegen zu stellen, wird sie lange, wird sie immer so ohnmächtig bleiben? Ist der Adel nicht der natürliche Beschützer des Throns? Werden die übrigen Fürsten einer Revoluzion, die ihnen einen so fürchterlichen Spiegel vorhält, so gelassen wie einer Schauspielertragödie zusehen? Können sie unthätig dabey bleiben, wenn man ihnen nicht etwa bloſs in müſsigen Spekulazionen auf gedrucktem Papier, sondern durch die That selbst demonstriert, daſs es alle Augenblicke in der Macht ihrer Völker steht, ihnen den Gehorsam aufzukündigen, und ihrem ein-

zelnen Arm Millionen bewaffneter Arme entgegen zu stellen? dafs sie, wenn es einmahl dahin gekommen ist, sich selbst auf ihre besoldeten Kriegsheere nicht mehr verlassen können; und kurz, dafs weder Erbrecht noch Krönung und Salbung, noch beschworne Unterthänigkeit und Treue der Unterthanen, die geringste Gültigkeit mehr haben, so bald es der Nazion einfällt, sich eine andere Konstituzion geben zu wollen. Ich wiederhohle es, werden die mächtigern Monarchen Europens einer Revoluzion, in welcher sie ihr eigenes oder ihres Nachfolgers Schicksal voraus sehen können, so gelassen zusehen, als Nero dem Brand von Rom, den er selbst veranstaltet hatte? Es ist nicht wahrscheinlich. Und wenn es denn endlich, wie man die gröfste Ursache zu befürchten hat, zu einem allgemeinen Bürgerkriege kommen wird, was wird das Schicksal von Frankreich seyn? Die Menschheit fährt vor dem blofsen Gedanken zusammen! — Und auf wem mufs alsdann die Schuld alles Unheils, das über die unglückliche Nazion kommen wird, liegen bleiben, als auf diesen ihren Repräsentanten, die, anstatt das Vertrauen des Königs durch

ihre Klugheit und Mäſsigung zu rechtfertigen, durch den ehrsüchtigen Gedanken, alles vermögende Demagogen und Schöpfer einer neuen Konstituzion zu seyn, (worin sie, wie natürlich, die höchste Gewalt in ihre eigenen Hände zu spielen wissen werden) sich verführen lieſsen, das geblendete und taumelnde Volk in diesen Labyrinth hinein geführt zu haben.

WALTHER lächelnd. Der Himmel wende alle böse Vorbedeutung ab, lieber Adelstan! Aber ich hoffe, daſs alles noch einen fröhlichern Ausgang nehmen soll; und inzwischen bin ich gewiſs, Sie, wenn Sie Zeit und Lust haben, die Sache genauer und tiefer mit mir zu erwägen, überzeugen zu können, daſs die Französische Nazion und ihre Repräsentanten Recht haben, und daſs die Könige, die sich dermahlen zwischen Ludwig den Sechzehnten und sein Volk stellen, oder gar dem ersten behülflich seyn wollten, das andere vollends aufzureiben, sehr Unrecht daran thun würden.

ADELSTAN. Ich bin begierig zu hören, wie Sie diesen Beweis führen werden, und verspreche Ihnen alle Aufmerksamkeit, die ein

so ernsthafter und für alle Menschen interessanter Gegenstand erfordert.

WALTHER. Sie haben in Ihrer Rede, worin ungefähr alles, was ein eifriger Royalist, in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes, sagen kann, ins Kurze zusammen gefaſst ist, eine Menge Begriffe, theoretische Sätze und Thatsachen in Verbindung gebracht, die theils deutlicher bestimmt, theils genauer aus einander gesetzt, und von allen ihren Seiten betrachtet werden müssen. Erlauben Sie mir, den Anfang mit dem Auszuge der Rede des Königs vom fünften May zu machen, den Sie zum Grund Ihres lebhaften Ausfalls gegen die Repräsentanten der Französischen Nazion gelegt haben. Die Rede darf und soll jetzt nicht seyn, wie viel Antheil das Herz des Königs an den Gesinnungen gehabt haben möge, die er in dieser Rede äuſsert; oder wie eine gewisse Hofpartey, die unter dem Nahmen der Kabale ein Gegenstand der Verwünschungen der Nazion ist, die auf Schrauben gesetzten Ausdrücke, die in dieser Rede vorkommen, ausgelegt haben würde, wenn sie die Oberhand hätte bekommen können. Das Haupt

einer grofsen Nazion spricht in einem Zeitpunkte, wo es um nichts geringeres als die Verhütung einer gänzlichen Zerrüttung des Reichs und um seine politische Wiedergeburt zu thun ist, mit den Repräsentanten derselben: und diese sind berechtigt, alle Gesinnungen die er hier äufsert, für seinen wahren Willen, und alle seine Worte in dem natürlichen Sinne, den sie in Rücksicht auf die dermahlige Lage der Sachen haben können und müssen, zu nehmen, und ihnen alle die Kraft und alle die Ausdehnung zu geben, die sie haben müssen, wenn sie nicht leere Komplimente seyn sollen.

Der König also sagte: „Dieser Tag, an welchem er sich von den Repräsentanten der Nazion, welche zu kommandieren (eine militarische Frasis!) er sich zur Ehre mache, umgeben sehe, sey ein Tag, nach dem sich sein Herz schon lange gesehnt habe. — Er habe kein Bedenken getragen, in der Zusammenberufung der allgemeinen Stände einen Gebrauch wieder herzustellen, von welchem das Reich eine neue Stärke ziehen, und welcher der Nazion eine neue Quelle des Wohlstandes

öffnen könne. — Er werde ihnen den Zustand seiner Finanzen vorlegen; nehmlich den jämmerlichsten, worin sich jemahls das Finanzwesen einer einst so reichen und mächtigen Nazion befunden hat; einer Nazion, die unter einer weisen Regierung die erste in der Welt zu seyn bestimmt war, und nun unter der seinigen durch bekannte Ursachen bis an den Rand der politischen Vernichtung herab gesunken war." — Er hoffte und erwartete von den Reichsständen, daſs sie ihm die wirksamsten Mittel vorschlagen würden, diesem Jammer abzuhelfen und eine dauernde Ordnung in seinen Finanzen herzustellen; und endigte mit einer Versicherung die entweder nichts oder alles sagt: „Alles was man von dem zärtlichsten Antheil an dem öffentlichen Wohl, alles was man von einem Suverän verlangen kann, welcher der erste Freund seines Volkes ist, das können und sollen Sie von meinen Gesinnungen erwarten."

Nun frage ich Sie: hatten diese königlichen Worte den Sinn, den sie haben müssen, wenn sie mehr als täuschende Vorspie-

gelungen seyn sollen? Sprach der König mit einem Haufen läppischer Knaben, oder mit Männern? mit Sklaven, oder mit Menschen, die dem unauslöschlichen Karakter der Menschheit, dem freyen Gebrauch ihrer Vernunft in Dingen, wovon ihre Existenz, ihr Wohl oder Weh, abhängt, nie entsagt haben? nie entsagen wollten? nie entsagen konnten? — Die Antwort giebt sich von selbst.

Die Repräsentanten der Nazion waren also berechtigt, diese Erklärung des Königs als eine vorläufige allgemeine Einstimmung zu den Mitteln anzusehen, welche sie, nach der Weisheit und Klugheit, die ihnen der König billig zutraut, für die wirksamsten halten würden, die allgemeine Ruhe wieder herzustellen und eine dauernde Ordnung in der Staatshaushaltung zu bewirken.

Freylich hatte der König in eben dieser Rede sich verschiedener unbestimmter verschraubter Ausdrücke bedient, worin er sich einen krummen Seitenweg offen zu halten scheinen konnte. Er sprach von einem übertriebenen Verlangen nach Neuerungen, das sich der Gemüther bemächtigt

habe, es war, seiner Meinung nach, nöthig, die Meinungen durch weise und gemäſsigte Belehrungen zu fixieren, wenn sie nicht ganz irre gemacht werden sollten; und eben zu diesem Ende hatte er die Herren, in vollem Vertrauen auf ihre Weisheit und Klugheit, zusammen berufen. — Aber was meinte der König unter einem übertriebenen Verlangen nach Neuerungen? Wollte er dadurch die fast allgemeine Stimme der Nazion bezeichnen, die sich schon seit mehrern Jahren immer lauter hatte hören lassen, und besonders seit den famösen Edikten vom 8ten May 1788 sich durch das Organ der Parlamente, und durch verschiedene schon sehr lebhafte Ausdrücke der erschöpften Geduld des Volkes ziemlich kategorisch erklärt hatte: „Daſs die Nazion nicht gesonnen sey, den immer weiter um sich greifenden Anmaſsungen des Despotismus und dem über ihr schwebenden Untergang länger ruhig zuzusehen.“ — Sollten also diese Ausdrücke so viel sagen: Der nicht länger zu verhehlende und vor den Augen des ganzen Europa offen da liegende jämmerliche Zustand meines Reichs und meiner Finanzen,

der die Nazion schon lange allarmiert, hat endlich die meisten zur Überzeugung gebracht, wenn der Staat noch gerettet werden solle, müsse alles anders, alles besser, alles neu werden. Dabey würden aber die Herren und Damen, die sich von Zeit zu Zeit meiner Autorität zu bemächtigen gewuſst haben, ihre Rechnung nicht finden, und nicht ermangeln, eher alles aufs äuſserste zu treiben, als die Einschränkung ihrer willkührlichen Gewalt, womit die Nazion umzugehen scheint, gutwillig zuzugeben. Ich erwarte also von der Klugheit der Herren Repräsentanten, daſs sie sich beeifern werden, der gar zu hell sehenden Nazion die nöthigen Scheuleder vor die Augen zu hängen, und allerley ersprieſsliche Palliative zu erfinden, vermittelst deren die Sachen noch eine Zeit lang so wie bisher fortgetrieben werden können, ohne daſs man zu Versailles alle Augenblicke in Gefahr sey, sich von einigen Millionen zur Verzweiflung gebrachter Menschen die Häuser über dem Kopf anzünden zu lassen, u. s. w. — Doch das konnte der König nicht bey seinen Worten denken; wenigstens sind wir ihm, und war also die Nazio-

nalversammlung noch vielmehr ihrem Könige so viel Respekt schuldig, zu glauben, daſs dieſs seine Meinung schlechterdings nicht habe gewesen seyn können. Aber kein Respekt vor der königlichen Majestät kann weder sie noch uns verhindern, höchst wahrscheinlicher Weise zu vermuthen, daſs nicht die Nazion übertriebene Meinungen von ihrem Elend und von dem einzigen noch übrigen Rettungsmittel, wohl aber der König selbst etwas verworrene, schwankende und übertriebene Meinungen von den Grenzen der ihm rechtmäſsig gebührenden Autorität gehabt haben könnte, welche, da sie bisher die Quelle von sehr groſsen und verderblichen Irrungen gewesen, von der Nazionalversammlung nothwendig durch weise und gesetzmäſsige Belehrungen berichtiget, und auf das Wahre, das Könige so selten zu hören bekommen, fixiert werden müssen.

Daſs dieſs wirklich der Fall gewesen sey, werden Sie, lieber Adelstan, um so weniger bezweifeln, wenn Sie Sich der Maximen und der Verfahrungsart erinnern, die der Hof schon seit mehrern Jahren den Parlamen-

tern entgegen setzte, welche bisher noch die einzige wiewohl unzulängliche Schutzwehre der Rechte der Nazion gewesen waren: besonders, wenn Sie Sich erinnern, mit welcher Zuversicht, in der durch ihre Folgen so wichtig gewordenen königlichen Parlamentssitzung vom 19ten November 1787, der damahlige Groſssiegelbewahrer Lamoignon, in seiner langen Rede, die despotischen Sätze, daſs die gesetzgebende Macht in der Person des Suveräns ohne Abhängigkeit, ohne Theilnahme von andern, sich befinde, und daſs der König, als suveränes Haupt der Nazion, nur Gott allein von der Ausübung seiner höchsten Gewalt Rechenschaft zu geben habe, für unveränderliche Grundsätze der Französischen Monarchie erklärte. Dieſs hörte der gegenwärtige König seinem in Ceremonie versammelten Parlament ins Gesicht sagen: und wiewohl der Herr Groſssiegelbewahrer sehr verlegen gewesen seyn sollte, wenn er die Urkunde des Grundgesetzes, d. i. des deutlich und bestimmt ausgedruckten Willens der Nazion, „dem Könige die unumschränkte gesetzgebende, richterliche und ausübende

Gewalt auf ewig zu überlassen," auf den Parlamentstisch hätte legen müssen; so hatte doch der König nie was andres gehört, hatte wohl nie einen Augenblick daran gezweifelt, dafs er von der Ausübung seiner unumschränkten Alleinherrschaft und Allgewalt nur Gott allein Rechenschaft zu geben habe, 3) und mufs also natürlicher Weise unendlich befremdet seyn, nun auf einmahl von seinen getreuen Nazionalständen belehrt zu werden, man könne und müsse von ihm erwarten, und erwarte wirklich von ihm, dafs er diesen

3) Man würde sich, Dank sey dem Himmel! in unsern Tagen lächerlich machen, wenn man es noch für nöthig fände, alle die Ungereimtheiten zu entwickeln, die in dieser unaussprechlichen Absurdität liegen, die nur von einem Menschen, der gar nichts bey seinen Worten denkt, ausgesprochen werden kann. Ich begnüge mich also nur so viel davon zu sagen, dafs nach dieser Maxime der König von Frankreich noch despotischer und willkührlicher mit seinen Unterthanen verfahren dürfte, als der Grofssultan selbst, der seinen Türken für die Art, wie er seine höchste Gewalt ausübt, sogar mit seinem Kopfe stehen mufs.

anmaſslichen unveränderlichen Grundsätzen der Französischen Monarchie auf immer entsage, und sich gefallen lasse, daſs die Nazion, da sie nun einmahl der stärkere Theil ist, sich in den Genuſs ihrer unverlierbaren Rechte wieder einsetze, sich eine Konstituzion gebe, die vernünftiger Wesen würdig ist, und ihren König von der traurigen Möglichkeit erlöse, sie, gegen seine Absicht, durch den bloſsen Gebrauch, den etliche Wenige von seinem Nahmen machen, zu Grunde richten zu lassen, ohne daſs er selbst begreift wie es damit zugeht. Ich wiederhohle es, solche unerhörte Neuerungen mögen wohl einem Monarchen, der immer nur *uno minor Jove* zu seyn glaubte, sehr auf die Brust fallen: aber sein guter natürlicher Verstand wird sich, eher als man glaubt, darein zu finden wissen. Er wird sich (wenigstens ist es für **seine** und seines Reiches Ruhe zu wünschen) mit dem groſsen Grundsatz aller Monarchien, — „**die Nazion sey nicht um ihres Königs, sondern der König um der Nazion willen in der Welt,**“ — so gut als mit allen natürlichen Folgerungen aus demselben, unvermerkt, wie die ersten Araber mit dem

ersten Kamehl, familiarisieren; kurz, er wird zuletzt selbst finden, daſs der Fall, worin er sich befindet, gerade die Auflösung jenes berühmten Hesiodischen Räthsels und in seiner Lage die Hälfte unstreitig mehr als das Ganze ist.

ADELSTAN. Sie sind so gut im Zuge, lieber Walther, daſs ich Sie ungern unterbreche: aber ich kann mich nicht erwehren, Sie an den sehr merkwürdigen Umstand zu erinnern, den auch der Siegelbewahrer dem Parlament unter die Augen zu halten nicht vergessen hat, „daſs die despotischen Grundsätze, gegen welche sich die Nazion nun so heftig auflehnt, sich wörtlich in einem *Arreté* des Pariser Parlaments vom 20sten März 1766 befinden.“ Was können Sie einer solchen Autorität entgegen setzen?

WALTHER. Schon im Jahre 1751 gaben vierzig Parlamentsadvokaten zu Paris die förmliche Erklärung von sich: daſs das Königreich Frankreich ein bloſs monarchischer Staat sey, und daſs die höchste Gewalt sich allein in der Person des Königs befinde. Hiergegen behauptete im Junius 1788 die *Commission intermediaire de Bretagne* in ihrem

gedruckten *Memoire*, wie billig: „Vierzig Pariser Advokaten könnten fünf und zwanzig Millionen Menschen ihrer Rechte nicht durch einen blofsen Spruch berauben.“ Eben dasselbe gilt von dem Pariser Parlamente selbst, das seit der sonderbaren Rolle, die es in den Unruhen der Fronde spielte, mehr als Einmahl seinen Grundsätzen durch seine Handlungen, oder seinen Handlungen durch seine Grundsätze widersprochen hat, aber wenigstens in den letzten Jahren Ludwigs des Funfzehnten und im Lauf der jetzigen Regierung in standhafter Behauptung gesunder Grundsätze sich selbst immer gleich geblieben ist.

Allein, wenn diefs auch nicht wäre, was könnten die Beschlüsse oder Handlungen des Parlaments den Rechten der ganzen Nazion benehmen, da nicht einmahl die Nazion selbst — wenn sie auch jemahls unsinnig genug gewesen wäre, ihrem Recht an Freyheit und Sicherheit ihres Eigenthums förmlich zu entsagen — ihren Nachkommen das geringste dadurch hätte vergeben können? Auch der schamloseste Anhänger des Despotismus kann sich nicht einfallen lassen, dafs die Franzö-

sische Nazion diese unverlierbaren Rechte des Menschen und des Bürgers nicht habe. Aber sie hatte bisher keine Konstituzion, die ihr den wirklichen Genuſs derselben hinlänglich versicherte; und die Könige hatten sich seit dem Tode Heinrichs des Vierten, einer willkührlichen Gewalt über das Vermögen und die persönliche Freyheit der Bürger, aller Vorstellungen, Reklamazionen und Protestazionen ihrer getreuen Parlamente ungeachtet, angemaſst, die mit jenen Rechten unverträglich ist. Unendliche Miſsbräuche dieser willkührlichen Gewalt, welche sich dem gänzlichen Despotismus immer mehr näherte, mit einer eben so willkührlichen, unordentlichen und verderblichen Verwaltung der Staatseinkünfte, hatten das Reich endlich an den Rand des Verderbens gebracht. Es war kein anderes Rettungsmittel mehr übrig als die Zusammenberufung einer allgemeinen Reichsversammlung: und was für ein anderes Mittel könnte diese, wenn sie auch aus lauter Göttern bestände, ausfündig machen, dem seiner gänzlichen Auflösung so nahe gebrachten Staatskörper neues Leben mitzutheilen, als eine Konstitu-

zion, welche sowohl die bisher unbestimmten Rechte des Thrones, als die zu oft verletzten Rechte der Nazion bestimmt und auf immer befestiget?

Wer den Zweck will, der will auch die Mittel, ohne welche jener nicht erhalten werden kann. Die Nazionalversammlung konnte, durfte, mußste also jene Worte des Königs als eine allgemeine Beystimmung zu allem, was sie nach ihrer Weisheit und Klugheit zu Herstellung einer dauernden Ruhe und Ordnung unumgänglich nöthig finden würde, aufnehmen. Es ist wahr, der König, von Personen, die immer eine grofse Gewalt über sein Gemüth gehabt hatten, gegen die Gesinnungen des dritten Standes (der sich selbst unter dem Nahmen der *Assemblée Nationale* für die wahren Repräsentanten der Nazion erklärt hatte) misstrauisch gemacht, und von einem ansehnlichen Theile der beiden ersten Stände selbst irre geleitet, vernichtete in seiner Sitzung vom 23sten Junius die Beschlüsse der Nazionalversammlung vom 17ten, und schrieb den versammelten Repräsentanten aller drey Stände Gesetze vor, deren Beobachtung den grofsen Zweck ihrer Versammlung

unfehlbar vereitelt, und aus der ganzen Sache ein schales Possenspiel, das sich bloſs zu Vaudevillen und Pontneufs-Gesängen qualificiert hätte, gemacht haben würde. Aber offenbar wurde bey diesem und allen folgenden gewaltsamen Schritten, wozu ihn die Hofpartey vermochte, seinem natürlichen guten Verstand und seinem Herzen Gewalt angethan, — wie er in der Folge selbst bekannte. Man spiegelte ihm falsche Begriffe von der Ausdehnung seiner rechtmäſsigen Machtgewalt vor; man zeigte ihm die Absichten und Handlungen des dritten Standes in einem falschen Lichte; schilderte ihm denselben als einen fanatischen Haufen aufrührischer Republikaner ab, die auf nichts geringeres ausgingen als den Thron umzustürzen, oder wenigstens dem Könige nichts als den bloſsen Nahmen übrig zu lassen, u. s. w.

Sie können Sich vorstellen, ob es der Kabale, von welcher der gute König überall umringt war, an Kunstgriffen fehlen konnte, solchen Vorspiegelungen Farbe und Haltung zu geben, und wie das alles auf einen Fürsten wirken muſste, der von Kindheit an

nur verworrene Begriffe von der königlichen Allgewalt bekommen hatte, und sich nun durch seine Ehre verbunden hielt, den Anmaſsungen eines aufrührischen Volkes seine ganze Standhaftigkeit entgegen zu setzen.

Adelstan. O sehr gut kann ich mir das vorstellen! Aber verzeihen Sie mir, daſs ich Sie schon wieder unterbrechen muſs. Da Sie wohl selbst nicht läugnen wollen, daſs sich der König seit mehr als Einem Jahrhundert im Alleinbesitz der suveränen Machtgewalt befand, und da die zwey ersten Stände allem beystimmten, was er in jener Sitzung vom 23sten Jun. als seinen höchsten königlichen Willen (welcher immer für die Quelle der Gesetze anerkannt worden war) erklärt hatte: mit welchem Rechte konnte der dritte Stand sich dem, was der Wille des Königs und der zwey ersten Stände war, entgegen setzen? Berechtigte dieser hartnäckige Widerstand die Rathgeber des Königs nicht ganz natürlich zu allen den nachdrücklichen Maſsregeln, die man ihn nehmen lieſs? Muſste man die Repräsentanten des dritten Standes, die sich selbst zur Nazionalversammlung aufgeworfen hatten, und durch den

erfolgten Beytritt der Majorität der Klerisey und der Minorität des Adels noch übermüthiger geworden waren, nicht billiger Weise als aufrührische und mit höchst gefährlichen Anschlägen schwanger gehende Demagogen betrachten? Und würde nicht selbst ihre (wie es scheint) beschlossene Verhaftnehmung für einen Schritt, den die Ruhe des Staats nothwendig gemacht habe, angesehen worden seyn, wenn der Erfolg die Maſsregeln der königlichen Partey gerechtfertigt hätte?

WALTHER. Lassen Sie uns also, um mit diesen Dingen ins Klare zu kommen, Fakta und Recht im eigentlichen Verstande des Wortes, wohl von einander unterscheiden. Nicht der Wille eines Menschen, sondern die allgemeine Vernunft (welche allein entscheiden kann, was die wahre *Ratio Status* sey) — sie mag sich nun durch das Organ eines Einzigen oder mehrerer mit hinlänglichen Verstandeskräften und Einsichten begabter Menschen erklären — ist die Quelle aller Gesetze für vernünftige Wesen. Der Wille der Hofpartey, durch welche auch dieſsmahl (wie schon so oft) das gute

Gemüth des Königs überrascht oder überwältigt worden war, — der Wille der Minorität der Klerisey, d. i. der vornehmsten Prälaten, die immer auf die Hofseite hinken, und der Wille der Majorität des Adels, dessen Privatinteresse bey dem bisherigen Despotismus des Hofes seine Rechnung besser fand als bey einer auf das wahre Nazionalinteresse gegründeten Konstituzion, dieser dreyfache Wille war freylich: daſs alles (so viel nur immer möglich) beym Alten bleiben sollte. Und dabey würde es auch geblieben seyn, wenn der dritte Stand sein Recht nicht so männlich und standhaft zu behaupten gewuſst hätte.

Aber — ich bitte Sie, diesen groſsen Punkt nie aus den Augen zu verlieren — die Nazion war nicht zusammen berufen worden, Palliative für die tödtlichen Gebrechen und Wunden des Staats zu erfinden, sondern sie von Grund aus zu heilen. Der Grund des Übels lag erweislich, oder vielmehr augenscheinlich, in dem Mangel einer geschriebenen, vom Könige und der Nazion anerkannten und beschwornen Grund-

verfassung. Blofs aus Mangel derselben, war die unbestimmte königliche Autorität nach und nach über alle rechtmäfsige Grenzen, — d. i. über die Grenzen, in welche das Naturrecht, der erste Zweck aller bürgerlichen Gesellschaft, das allgemeine Beste, kurz die Natur der Dinge und die Vernunft sie einschliefst, — ausgedehnet worden; und blofs aus dieser unrechtmäfsigen Ausdehnung waren alle Misbräuche der höchsten Gewalt, so wie aus dieser alle Gebrechen des Staats und ihr Resultat, ein unbeschreibliches Nazionalelend, natürlicher Weise entstanden.

Eine Konstituzion mufste also errichtet werden. Alle drey versammelte Stände des Reichs waren schuldig, an derselben mit vereinigten Kräften zu arbeiten. Da aber die beiden ersten Stände (oder vielmehr, die Minorität des ersten und die Majorität des andern) ihre Abgeneigtheit, Hand an dieses grofse Werk zu legen, deutlich genug gezeigt hatten, sollte es nun um dessentwillen liegen bleiben? Wenn ein Volk, wie das Französische, durch seine besten, d. i. aufgeklärtesten, geschicktesten, und

rechtschaffensten Männer repräsentirt werden soll, ist es da nicht (vermöge der Natur der Sache) der kleinere Theil des hohen Adels (verzeihen Sie mir, lieber Adelstan, daſs ich eine Thatsache, die Sie selbst nicht läugnen werden, so gerade heraus sage) und der gröſsere Theil der Vorzüglichsten unter den beiden übrigen Ständen, der dazu erwählt werden muſs? — Oder, soll in einer Nazionalsache die überwiegende Zahl entscheiden, ist es auch alsdann nicht der dritte Stand? Unter den vier oder fünf und zwanzig Millionen freyer Menschen, woraus die Französische Nazion besteht, macht der gesammte Adel mit der gesammten hohen Klerisey, der Zahl nach, nur ein sehr kleines Häufchen aus. Der König würde, auch ohne Erzbischöfe und andere groſse Prälaten, auch ohne Ducs, Markis, Comtes, Vicomtes und Barons mit dem Rest der Nazion ein sehr groſser Monarch bleiben: aber was würde er ohne den dritten Stand seyn?

Es war also Natur der Sache, daſs sich der dritte Stand zur Nazionalversammlung konstituirte; zumahl, da man bereits sehr wohl wuſste, daſs der gröſsere

Theil der Klerisey und die aufgeklärtesten und edelgesinntesten des Adels sich in kurzem mit ihm vereinigen würden; wie es auch (ungeachtet der abschreckenden Anstalten, die der Hof zu machen anfing) binnen wenigen Tagen erfolgte.

So viel, lieber Adelstan, von dem was in diesen Begebenheiten recht ist. Und nun lassen Sie uns die Sache aus dem gewöhnlichen Gesichtspunkte der Politiker betrachten, wo die überwiegende Macht entscheidet was gelten soll, und wo Der Recht hat, für den sich der Erfolg, oder (wie Lukan sagt) die Götter erklären.

Wer hatte also seine wirkliche Übermacht besser berechnet, die Hofpartey oder die Nazionalversammlung? Der Erfolg entschied es in wenigen Stunden. Den drey und zwanzigsten Junius, Vormittags um zehn Uhr, kassierte und annullierte der König in der Versammlung aller drey Stände alles was der dritte Stand bisher beschlossen hatte. — An eben diesem Tage erschien Abends um neun Uhr der König auf einem Balkon des Schlosses zu Versailles, und kündigte dem Volke an: „Daſs die des Vormittags gehaltene

königliche Sitzung als nicht geschehen betrachtet werden sollte." — Die Repräsentanten hatten also den Willen des Volkes sehr wohl verstanden, und seine Machtgewalt sehr richtig überrechnet. Freylich ging es stürmisch dabey zu. Aber wir sprechen jetzt auch bloſs von dem, der Recht behält weil er die meisten Arme und den entschlossensten Willen hat.

Billig hätten der Hofpartey, deren böse Räthe und Zudringlichkeiten die königliche Autorität an diesem Tage so entsetzlich bloſs gestellt hatten, die Augen nunmehr aufgehen sollen. Aber sie verlieſsen sich auf die Armee, auf das Kanonenrecht und auf die unüberwindliche Bastille. Der Erfolg zeigte abermahl daſs sie falsch gerechnet hatten. Ein groſser Theil der versammelten Truppen wollte nicht gegen seine eigene Nazion fechten; die Kanonen kamen in die Hände des Volks, und die furchtbare Bastille war binnen drey Stunden gestürmt und erobert. Als der König den siebzehnten Julius nach Paris kam, um sich in die Arme seines Volkes zu werfen, und, so zu sagen, sich auf ewig mit demselben auszusöhnen, fand er über zwey-

mahl hundert tausend Menschen in Waffen, unter welchen vielleicht dreyſsig tausend Soldaten waren, die von der königlichen Armee zur Nazionalmiliz übergegangen waren. Hätte ihm sein guter Genius (der noch in der Nacht vom funfzehnten durch die Herzoge von Liancourt und Villeroi die Oberhand über die so genannte Kabale erhielt) nicht dieses einzige Mittel sich und das Reich zu retten eingegeben; hätten die Eingebungen seiner bösen Dämonen den Sieg erhalten: was hätten alle seine Armeen gegen eben so viel Heere, als Intendancen in Frankreich sind, ausrichten wollen? „Die Nazion, sagte damahls ein Pariser Blatt, ist ein Riese, der alle Tage um hundert Ellen wächst; der Hof ein Zwerg, der so lange abnehmen wird, bis er gar nichts mehr ist; dann bleibt nichts übrig als der König und die Nazion; und mehr ist auch nicht nöthig.“

Alles dieſs hatte die Nazionalversammlung nach ihrer Weisheit und Klugheit voraus gesehen!

Glücklicher Weise kann Frankreich hoffen, daſs der neuliche verhaſste Ausbruch der Volkswuth, dessen Opfer ein paar Unglück-

liche geworden sind, welche freylich nicht schlimmer als so viele andere ihres gleichen waren, die letzte Scene dieser Art in Paris seyn werde. Alles nähert sich seit dem entscheidenden Schritte, den der König am siebzehnten Julius gethan hat, einem zum Vergnügen sowohl des Königs als seines Volkes ausschlagenden Ausgange. Der König hat in seinem Schreiben an Herrn Necker 4) anerkannt, daſs er getäuscht worden, daſs man seinem Karakter Gewalt angethan habe. Er hat sich, wie die Nazionalversammlung in ihrem *Arreté* vom vier und zwanzigsten Julius sagt, gröſsere Rechte als jemahls auf das Vertrauen seiner getreuen Unterthanen erworben; er hat alle Rathgeber, welche ein Gegen-

4) Dieses Schreiben des Königs ist zu merkwürdig, um es hier nicht wörtlich einzurükken. Es lautet so: „*J'ai été trompé sur vôtre compte; on a fait violence à mon caractere. Me voilà enfin éclairé. Venez, venez, Mr. sans delai reprendre vos droits à ma confiance, qui vous est acquise à jamais. Mon coeur vous est connu. Je vous attends avec toute ma Nation, et je partage bien sincerement son impatience. Sur ce, etc.* Louis.

stand der Beunruhigung für die Nazion seyn konnten, von seiner Person entfernt; er hat diejenigen, deren Wiederkunft sie wünschte, zurück berufen; er ist (am funfzehnten Julius) in der Nazionalversammlung mit dem unbeschränkten Vertrauen eines Vaters, der sich mitten unter seinen Kindern sicher weiſs, erschienen, und hat sie ersucht, daſs sie ihm den Staat retten helfen möchten. Mit eben dieser Gesinnung ist er in seine Hauptstadt gekommen, um sich mitten unter sein Volk zu mengen, (es ist unmöglich die ganze Energie der Französischen Redensart, *pour se confondre avec son peuple*, auszudrücken) und durch seine Gegenwart alle Besorgnisse desselben zu zerstreuen. Seine Absichten sind eines Abkömmlings von Heinrich dem Vierten würdig; und alles müſste uns täuschen, oder Er ist eben so willig die gerechten Forderungen der Nazion anzuerkennen, als diese es ist, die wesentlichen Rechte des Thrones auf immer zu befestigen. „Auf diese (sagt ein Französisches Blatt) eben sowohl als auf die unverjährbaren Rechte der Nazion und ihre Liebe zu ihrem Suverän, wird die Freyheit des Französischen Volkes gegründet werden,

und auf diesem Grunde wird sie unerschütterlich seyn. Auf demselben wird die Nazionalversammlung das Monument aufführen, das dem ganzen Europa ankündigen wird, Frankreich habe sich frey gemacht — nicht von dem Gehorsam, der seinem gesetzmäſsigen Suverän gebührt, als dessen wahres Interesse ist, über ein glückliches Volk, nicht über Sklaven, zu regieren, — sondern von dem Joch einer verkappten Aristokratie, unter welchem es in den beiden letzten Regierungen geseufzet hat, — dem einzigen Joche, dem sich die Franzosen zu entziehen Ursache hatten, und welches sie endlich so glücklich gewesen sind abzuschütteln."

Adelstan. Wollte doch der Himmel, daſs diese schöne Weissagung in die vollständigste Erfüllung gehen, und der Altrömische Gott *Bonus Eventus* (der die Miſsgriffe und falschen Schritte der armen Sterblichen so oft wieder gut machen muſs) auch dieses Mahl alles, was auf allen Seiten und von allen Parteyen gefehlt worden ist, durch einen so wünschenswürdigen Ausgang zum Besten kehren möchte! Aber ich weiſs nicht welche

geheime Ahnung mir nicht erlauben will, mich einer süſsen Hoffnung zu überlassen, und den Führern der Parteyen so viel Tugend, den Aristokraten so viel Edelmuth, dem Volke so viel Mäſsigung, der Nazionalversammlung so viel Weisheit, und dem guten König Ludwig dem Sechzehnten so viel Muth und Festigkeit zuzutrauen, als sie alle besitzen müſsten, wenn diese für Frankreich, für ganz Europa, für die ganze Menschheit so unendlich wichtige Revoluzion ein so gutes Ende nehmen sollte, als Sie, mein Freund, aus wohlmeinendem Herzen hoffen, und ich, ohne es zu hoffen, mit Ihnen wünsche. 5)

5) Wie weit das Französische Volk am 7ten November 1796 noch von dem beneidenswürdigen Wohlstand entfernt war, der ihm im Jahre 1789 von seinen damahligen politischen Wundärzten als ganz nahe angekündigt wurde, scheint der Bürger Richard, Mitglied des *Conseil de* 500, auſser allem Zweifel gesetzt zu haben, da er an besagtem Tage dem Conseil folgendes Gemählde von dem Zustande der meisten Departements machte: „*La plupart des Departemens sont devastés par des*

bandes de brigands, qui d'un bout de la France à l'autre s'entendent pour la ravager. Des vols et des assassinats journaliers, des crimes dont on ne trouve des exemples que dans les tems de barbarie et chez les peuples les plus sauvages, des tortures qui ſont ſremir, — tel est le tableau raccourci des horreurs, auxquelles se trouvent exposés les malheureux habitans des campagnes." etc. Anmerkung des Herausgebers im Jahre 1796.

II.

KOSMOPOLITISCHE ADDRESSE
an die Französische Nazionalversammlung, von Eleutherius Filoceltes.

Im Oktober 1789.

Hochmögende Herren!

Ich bin zwar nur ein einzelner unbedeutender Weltbürger, und spiele, Dank sey den Göttern! in den tragikomischen oder komitragischen Haupt- und Staatsakzionen, die auf dem allgemeinen Weltschauplatze aufgeführt werden, weder eine grofse noch kleine Rolle. Da ich aber gleichwohl die Ehre habe ein Mensch zu seyn, und als solcher genöthigt bin, an allen menschlichen Dingen mehr oder

weniger Antheil zu nehmen: so habe ich mich nicht entbrechen können, auch bey dem höchst interessanten und in seiner Art einzigen grofsen Drama, welches Ew. Hochmögenden dem übrigen Europa auf Unkosten Ihrer Nazion zum Besten zu geben geruhen, von dem Augenblicke, da der Vorhang aufgezogen wurde, bis zu dieser Stunde, einen der aufmerksamsten und wärmsten Zuschauer abzugeben.

Vermöge des Ordens, zu welchem ich mich bekenne, hege ich sowohl von den Rechten und Pflichten des Menschen als von dem letzten Zweck aller bürgerlichen Einrichtungen mit Ew. Hochmögenden ziemlich einerley Begriffe. Ich konnte also denjenigen unter Ihnen, die seit der Eröffnung des Reichstages mit eben so viel Weisheit als Muth und Standhaftigkeit den geheimen Bemühungen, wodurch eine andere Partey die wohlthätigen Absichten Ihrer Zusammenberufung vereiteln zu wollen schien, entgegen arbeiteten, meinen Beyfall nicht versagen. Ich gestehe sogar, dafs die vorbelobten Eigenschaften, und der heldenmüthige, zu jeder Aufopferung eigener Vortheile bereitwillige Patriotismus, der alle Ihre Reden zu beseelen, alle Ihre Schritte zu

leiten schien, mir eine so leidenschaftliche Bewunderung für Sie, und so warme Wünsche für den glücklichen Erfolg der weisen Entwürfe einflöſste, die ich Ihnen zuzutrauen mich verbunden glaubte, daſs ich auch da, wo mir Ihre Schritte zu rasch, Ihre Maſsnehmungen zu gewagt zu werden schienen, lieber ein Miſstrauen in die Richtigkeit meines Urtheils als in die Weisheit des Ihrigen setzte. Mit Einem Wort — es gehörte die enthusiastische Scene der berühmten Nacht vom vierten August dazu, um meine Augen zu entzaubern, und mir die ganze Reihe von Handlungen, wodurch Sie Sich seit der Entfernung und Wiederkunft des Herrn Neckers karakterisiert haben, in dem Lichte zu zeigen, worin sie, so viel ich wahrnehmen kann, allenthalben von allen unbefangenen und kaltblütigen Zuschauern gesehen wird.

Seit dieser Zeit sind, ich kann es nicht bergen, einige Zweifel über die Art und Weise, wie Sie das Werk der Palingenesie der Französischen Monarchie angefangen haben, in mir aufgestiegen; und diese Zweifel haben sich bey einigem Nachdenken

in eine Anzahl von Fragen aufgelöst, wovon ich mir hiermit die Freyheit nehme Ew. Hochmögenden eine kleine Probe vorzulegen. Nicht als ob ich so eitel und zudringlich wäre mir zu schmeicheln, daſs Sie es der Mühe werth finden sollten, sie einer von Ihren vielen *Comités* zur Untersuchung zu übergeben, um auf erstatteten Bericht darüber zu debattieren, und nach einer Anzahl für und wider gehaltener eleganter Reden den Beschluſs zu fassen: *qu' il n' y a lieu à deliberer;* sondern weil es, da diese Fragen doch an Jemand gerichtet seyn müssen, am natürlichsten schien, sie an diejenigen zu richten, die den Anlaſs dazu gegeben haben.

Ich nehme mir also die kosmopolitische Freyheit, in aller geziemenden Ehrerbietung zu fragen:

I.

Ist das Recht, dessen Sich Ew. Hochmögenden im Nahmen des Französischen Volkes dermahlen bedienen, der Französischen Monarchie eine neue Konstituzion zu geben, ein allgemeines unverlierbares Naturrecht, das allen Völkern ohne

Ausnahme zu allen Zeiten zukommt, so bald sie sich dessen zu bedienen Lust und Belieben tragen? Oder kommt es allen Völkern nur in dem Falle zu, wenn sie ihren Zustand unter der gegenwärtigen Staatsverfassung nicht länger erträglich finden? Oder ist es etwa ein besonderes ausschliefsliches Vorrecht, dessen sich die Französische Nazion ganz allein zu erfreuen hat?

Die Beantwortung dieser drey Fragen — in welche die grofse Fragen aller Fragen: „worauf gründet sich das Recht der Franzosen, im Jahre 1789 ihre alte Konstituzion von Grund aus umzustürzen und eine ganz neue zu errichten?“ von selbst zerfällt — scheint einigen Schwierigkeiten unterworfen zu seyn. Wie man sie auch auflöset, so entstehen neue Fragen, auf welche die Antwort immer schwerer wird.

Wenn das besagte Recht ein allgemeines Naturrecht ist, folgt daraus nicht unmittelbar:

Dafs jede grofse oder kleine Nazion auf dem Erdboden, ohne Ausnahme, zu allen Zeiten, so bald sie es für gut befindet, befugt ist, dasselbe in Ausübung zu bringen?

Folgt nicht ferner: daſs, da der Wille des Menschen so veränderlich ist als seine Vorstellungsart, und als die Eindrücke die er von auſsen empfängt, ein jedes Volk die Konstituzion, die es sich heute gegeben hat, in vier Jahren oder vier Monaten oder auch in vier Wochen oder Tagen, kurz so oft es ihm einfällt, wieder einwerfen und eine neue machen kann und darf?

Und muſs nicht endlich, als eine dritte ganz natürliche Folgerung, zugegeben werden: daſs mehr besagtes Recht sich auf jede besondere Provinz, jede Stadt, jeden Marktflecken, jedes Dorf, kurz auf jede besondere Gemeinheit, ja sogar auf jede einzelne Familie erstreckt? sintemahl ihnen allen, kraft ihrer natürlichen Freyheit, die Autonomie, oder das Recht sich selbst Gesetze zu geben, eben so gut und eben so unverlierbar zukommt als der gröſsten Nazion in der Welt, und dergestalt zukommt, daſs sie sich desselben niemahls auf eine nur für sich selbst, geschweige für ihre Nachkommen verbindliche Art begeben können?

Wenn es nun, wie ich glaube, mit diesen spekulativen Folgerungen seine Richtigkeit hat, was für praktische Folgen möchten sich wohl daraus — zumahl wenn man von den Erfahrungen, welche die Französische Nazion seit acht Wochen hierüber zu machen das Glück gehabt hat, auf ähnliche Fälle schliefsen darf — auf die Ruhe und den Wohlstand, ja selbst auf die Sicherheit des Eigenthums und Lebens der Bürger eines jeden Staats in Europa verbreiten?

Wofern aber das mehr besagte Recht einem jeden Volke nur alsdann zukommt, wenn demselben — wie dermahlen bey den Franzosen der Fall gewesen zu seyn scheint — sein bisheriger Zustand unerträglich geworden ist; so fragt sich:

Liegt der Grund, warum wir uns übel befinden, immer aufser uns? Oder haben wir ihn nicht vielmehr in den meisten Fällen, auch wenn wir ihn aufser uns zu finden vermeinen, in uns selbst zu suchen?

Ist es nicht eine Regel der Weisheit, seinen gegenwärtigen Zustand, so lang' er

noch erträglich ist, nicht mit Gefahr eines weit schlimmern zu verändern?

Wer soll darüber erkennen, ob der Fall, wo die gegenwärtige Konstituzion nicht länger erträglich ist, wirklich eingetreten sey oder nicht? Giebt es hierüber einen andern rechtmäſsigen Richter als eines jeden Gefühl und Urtheil? Oder wer hat das Recht, einem freyen Volke zu sagen: So viel muſst du erträglich finden! Diese Bedrückung muſst du dir gefallen lassen!

Wenn es nun (wie bisher die allgemeine Erfahrung seit so manchen Jahrtausenden selbst in den freyesten Staaten gelehrt hat) fysisch und moralisch unmöglich ist, daſs eine Nazion im Ganzen und in allen ihren Theilen immer mit ihrem Zustande zufrieden sey;

Wenn es unmöglich ist eine Konstituzion zu erfinden, kraft deren die Menschen aufhören den Irrthum und den Leidenschaften, woraus ihre meisten Übel entspringen, unterworfen zu seyn;

Wenn es keine Konstituzion giebt, welche die Ungleichheit unter den Bürgern einer

grofsen politischen Gesellschaft aufhebe; und wenn es unläugbar ist, dafs blofs aus dieser Ungleichheit, in ihrer unvermeidlichen Verbindung mit den übrigen Ursachen die auf den Zustand der Menschen wirken, nach und nach eine unzählige Menge von Partikular- und Individualübeln entspringen, die denjenigen, die davon gedrückt werden, oft äufserst lästig fallen: wenn alles diefs unläugbar ist —

Was läfst sich anders erwarten, als dafs die Bürger des Staats (zumahl wenn ihnen ihre ewigen und unverlierbaren Menschenrechte so deutlich und nachdrücklich, wie Ew. Hochmögenden in Ihrer Weisheit zu thun für gut gefunden haben, deklariert und eingeschärft worden sind) jeden äufsern Druck, jedes Ungemach ihrer Lage, jede Kollision ihres Privatnutzens mit dem gemeinen Besten, ihrer Leidenschaften mit den Gesetzen, ihrer Wünsche und Erwartungen mit dem was ihnen wirklich von der Konstituzion gewährt wird, unerträglich finden, und also, bey jeder etwas mehr als gewöhnlich auffallenden Veranlassung, sich selbst helfen, ihre gesetzgebende Macht in Ausübung bringen, und die

Konstituzion vortheilhafter für sich eingerichtet zu sehen verlangen werden?

Ich kann Ew. Hochmögenden nicht bergen, der weltbürgerliche Antheil, den ich an dem Wohl und Weh der sämmtlichen Einwohner von Europa (als des verhältnifsmäfsig aufgeklärtesten und glücklichsten Theils unsers Planeten) zu nehmen genöthigt bin, macht mich nicht wenig für die Folgen besorgt, die aus solchen Grundsätzen ganz natürlich entspringen dürften.

Es bedarf eben keiner übernatürlichen Exaltazion der natürlichen Vorhersehungskraft unsrer Seele, um zu weissagen: dafs eine jede Konstituzion (wie sie auch entstanden seyn mag) auf einem sehr unsichern Grunde stehe, wenn jedes Gefühl von Unbehaglichkeit und Druck dem Volke das Recht giebt, das Joch der bisherigen Gesetze, der bisherigen Verfassung und Einrichtung, worauf die Ruhe und Sicherheit des Staats gegründet war, abzuschütteln, in den Stand der natürlichen Freyheit und Anarchie zurück zu treten, und alle diejenigen als seine Feinde zu behandeln, die mit der bisherigen Konstituzion entweder zufrieden sind, oder sie

wenigstens erträglich genug finden, um keine andere — die das Volk ebenfalls wieder umwerfen kann so bald es will — für einen so hohen Preis erkaufen zu wollen, als — derjenige ist, für welchen Ew. Hochmögenden dem Pariser Volke die Satisfakzion verschafft haben, Se. Allerchristlichste Majestät zu seinem Subdelegierten zu machen und Dero Staatsräthe an Laternenpfähle aufzuhängen.

Ich gestehe demnach, daſs ich um der allgemeinen Ruhe und Sicherheit willen aufrichtig wünsche, Ew. Hochmögenden möchten so glücklich seyn, in den Archiven der groſsen Göttin Natur (oder des höchsten Wesens, in dessen Gegenwart und unter dessen Auspicien Sie die Rechte des Menschen und Bürgers zu deklarieren angefangen haben) das Original eines Freybriefes zu finden, vermöge dessen das Recht, sich eine neue Konstituzion zu geben so oft es dem Volke beliebt, — ein ausschlieſsliches Privilegium der Französischen Nazion wäre, das von keiner andern zum Grunde oder Vorwande gebraucht werden dürfte, hinzugehen und deſsgleichen zu thun.

II.

Sie haben Recht, Hochmögende Herren, Sich so unerschrocken und eifrig gegen **monarchischen** und **aristokratischen Despotismus** zu erklären: nur, erlauben Sie mir zu fragen, worin der **demokratische** Ihrer Meinung nach **besser** ist, und ob er eine Nazion glücklicher, reicher und mächtiger machen kann als jene?

Die Franzosen werden zwar das erste Beyspiel einer Nazion von vier und zwanzig Millionen Menschen seyn, die unter einer **demokratischen Konstituzion** glücklich wäre; und die **Erfahrung** (die in Sachen dieser Art das zuverlässigste Orakel ist) kann uns also noch nicht belehren, wie gegründet die Hoffnung sey, die Sie Sich von der **Größe** und **Dauer** dieser Nazional-Glückseligkeit machen, und wie bald und wie lange Frankreich das *Païs de Cocagne* seyn und bleiben werde, wovon das Volk in seinem neuen Freyheitsrausche so süße Träume träumt. Bis dahin mag es also immer erlaubt seyn ein wenig zu zweifeln, ob ein Reich, das seit mehrern Jahrhunderten eine der mächtigsten Monarchien auf dem Erdboden war, sich so

leicht und ohne grofse Nachtheile in eine Demokratie werde umschaffen lassen, und ob überhaupt irgend eine grofse Nazion geschickt sey, unter einer demokratischen Konstituzion glücklich zu seyn?

Ehe ich meine kleinen Zweifel über diese bedenkliche Materie vortrage, mufs ich einer, wiewohl sehr unbedeutenden Einwendung zuvorkommen, die mir — wo nicht von einem Mitgliede der augusten Nazionalversammlung zu Versailles — wenigstens von manchen wackern Leuten, die sich durch Worte und Nahmen irren lassen, gemacht werden dürfte; „als ob nehmlich die neue Französische Konstituzion noch immer monarchisch bleibe, weil die königliche Würde durch dieselbe ja nicht gänzlich aufgehoben und abgeschafft worden sey." Ich habe hierauf nichts zu sagen, als dafs die Athener, selbst in den Zeiten da die Demokratie gänzlich das Übergewicht bekommen hatte, unter ihren neun Archonten einen, der der König hiefs, und die aristokratisch-demokratischen Römer einen *Rex sacrificulus* hatten. Ein altes Sprichwort sagt: ein Mann kann sein Stroh Heu nennen. Die Franzosen

können ihren Subdelegierten zur ausübenden Gewalt titulieren wie sie wollen: aber sie werden uns nicht bereden, daſs ein Monarch, der sich von seinen treugehorsamsten Unterthanen ihren Subdelegierten schelten lassen muſs, — ein Monarch, dem der Maire von Paris anstatt des Eides der Treue schwört: daſs er seine gesetzmäſsige Gewalt ehren wolle, (er kann doch auch ungeschworen nicht wohl weniger thun?) — ein Monarch, dem die Pariser Bürger nicht einmahl das Recht Nein zu sagen lassen wollen, — nicht ein Monarch sey, der mit dem ehrlichen Könige Petaud 6) so ziemlich in Einer Linie steht, und vielleicht in seinem Herzen lieber mit etwas mehr Ansehen König von Yvetot, als, auf dem Fuſse wie seit dem 16ten Julius, Titularmonarch der neuen Französischen Monarchie seyn möchte.

Indem ich dieses schreibe, sehe ich aus einem öffentlichen Pariser Blatte, daſs es in

6) In einem Mährchen des Grafen Caylus, genannt *Cadichon* oder *Tout vient à point qui peut attendre.*

Hochdero Versammlung den 28sten August über diesen grofsen Punkt wirklich zur Sprache gekommen ist. Die *Comité de Constitution* legte ihr Projekt vor, dessen Artikel also lautet:

„Die Französische Regierung (*le Gouvernement François*) ist monarchisch. Es giebt in Frankreich keine Autorität die über das Gesetz ist; der König regiert blofs durch dasselbe, und wenn er nicht in seinem Nahmen befiehlt, so kann er keinen Gehorsam verlangen.“

Die Verfechter der Demokratie rochen politische Ketzerey in diesem Artikel. Man trug erst auf Verbesserungen an: aber bald wollte man ihn ganz abgeändert wissen, und mehr als zwanzig verschiedene neue Redakzionen wurden nach und nach vorgelesen. Beynahe alle Kritiken fielen auf die ersten Worte: „Die Französische Regierung ist monarchisch. Ungeachtet Herr von Virieu schon Tages zuvor, da dieser Artikel zum ersten Mahl verlesen worden war, die verfängliche Frage gethan hatte: „ob jemand in der ganzen Versammlung sey, der es streitig machen

könne daſs Frankreich ein monarchisches Gouvernement sey?" und damahls eine allgemeine Stille statt der Antwort erfolgt war: so bemerkte man doch jetzt, (da man indessen Zeit gehabt hatte sich zusammen zu nehmen) daſs diese Worte einen sehr unbestimmten und vieldeutigen Sinn darböten. Vor zehn Jahren, sagte man, hieſs Frankreich auch ein monarchisches Gouvernement; und wahrhaftig, was wir jetzt haben wollen, ist doch wohl keine Monarchie von jenem Schlage! u. s. w. Nach langen Debatten proponierte endlich ein Herr Rousier, dem Streite durch folgende Redakzion ein Ende zu machen:

„Frankreich ist ein monarchischer Staat, worin die Nazion das Gesetz giebt und der Monarch es zur Vollziehung bringt. Diese Absonderung der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt macht das Wesentliche der Konstituzion von Frankreich aus."

Diese Redakzion fand bey einem Theile der Versammlung so groſsen Beyfall, daſs sie haben wollten, man sollte sogleich darüber deliberieren: aber ein andrer Theil bestand darauf, daſs die Redakzion der *Comité* ein

Prioritätsrecht habe, und nach langem und hitzigem Streiten wurde endlich letzteres durch die Mehrheit der Stimmen durchgesetzt, die nähere Erörterung der Hauptfrage aber auf den 29sten August ausgesetzt. Es war also damahls wenigstens noch unentschieden, ob Frankreich ein monarchischer Staat sey oder nicht.

Wie die Entscheidung ausgefallen oder vielmehr auf welche Art die Pille vergoldet worden seyn mag, — so viel ist aus dem bisherigen Gang der Sachen zu vermuthen, daſs die Demagogen sich über den Nahmen um so gefälliger werden finden lassen, da sie gewiſs sind, daſs die Sache selbst darum weder mehr noch weniger nach ihrem Sinne gehen wird. Konnte Cäsar Oktavianus seine neue Monarchie in Rom unter republikanische Formen verbergen: warum sollte die monarchische Form nicht eben so gut der neuen Demokratie in Frankreich zur Maske dienen können? Hier liegt also die Schwierigkeit nicht.

Aber, Hochmögende Herren, es vergeben sich einige andere Anstände, welche — wenn sie mit eben der metafysischen Spitzfindigkeit,

womit Ew. Hochmögenden die Rechte des Menschen ins Reine gebracht haben, erörtert werden sollten — die Nazion leicht in neue Unruhe setzen, und das ganze glorreiche Werk der Wiedergeburt Frankreichs unfröhlich machen könnten.

Die Nazion ist, nach allen Symptomen zu urtheilen, seit etlichen Monaten, in einer seltsamen Art von Freyheitsfieber begriffen, welches mit dem berühmten Abderitenfieber viele Ähnlichkeit zu haben scheint: mit dem einzigen Unterschiede, daſs das letztere (nach Tristrams Berichte) die vorher rohen und in den grausamsten Lastern ersoffenen Abderiten so sanft, mild und liebreich machte, daſs kein Waffenschmid mehr das Herz hatte ein einziges Werkzeug des Todes zu verfertigen: das Freyheitsfieber hingegen die Pariser, das artigste und politeste Volk in der Welt, so grimmig und nach aristokratischem Blute durstig machte, daſs alle Waffenschmiede der ganzen Welt kaum zugereicht hätten, ihre friedlichen Kunst- und Kücheninstrumente schnell genug in Werkzeuge des Todes umzuschmieden.

Mit welcher Art von Raserey man behaftet seyn mag, dieſs ist immer gewiſs, daſs es ein Zustand ist, worin der menschliche Verstand nicht sehr klar sieht, und die Vernunft Sprünge im Schlieſsen macht, die ihr nicht natürlich sind. Kein Wunder also, wenn die vom Freyheitstaumel ergriffene Nazion nicht sah, daſs sie, indem sie ein unerträgliches Joch abschüttelte, nur ihre gebietenden Herren wechselte, und den monarchischen Despotismus nur mit einem andern vertauschte, den sie in kurzem vielleicht noch drückender finden wird.

„Wie sollte das möglich seyn?" — Auf die simpelste Art von der Welt.

Nach Ew. Hochmögenden eigenen festgesetzten Konstituzionsartikeln ist die Nazion, das ist, jeder einzelne Bürger der Nazion, berechtigt, „keinen andern Gesetzen zu gehorchen, als denen, zu deren Errichtung er entweder persönlich oder durch seine Repräsentanten mitgewirkt hat." — Aber es ist nicht weniger einer von den Artikeln Ihrer Konstituzion, daſs alle Bürger des Staats einander an Rechten gleich sind."

Hier ergeben sich also gleich einige Fragen. Was verstehen Ew. Hochmögenden unter persönlich mitwirken? Wollen Sie durch diesen Ausdruck etwa den Antheil, den Sie selbst, als die Nazionalversammlung, an der Gesetzgebung haben, bezeichnen? Aber diesen hat ein jeder von Ihnen — nicht als *Monsieur un tel*, Bürger der demokratischen Monarchie von Frankreich — sondern bloſs als Repräsentant. Nun repräsentiert aber niemand seine eigene Person, sondern immer einen andern; und wiewohl die Repräsentanten der Nazion unstreitig Personen sind, so konkurrieren sie doch zur Gesetzgebung nicht für ihre eigenen Personen, sondern bloſs in so fern jeder von ihnen seine Wähler, als einen konstituierenden Theil der Nazion, vorstellt. Die obige Distinkzion zwischen persönlich oder durch seine Repräsentanten ist also in dieser Voraussetzung ohne Grund. Die ganze Nazion konkurriert nicht persönlich, sondern bloſs durch Repräsentanten; und Sie selbst, Groſsmächtige Herren, müssen, in so fern Sie Bürger des Staats sind, repräsentiert werden. Soll aber das Wort persön-

lich so viel sagen, als, es gebe Personen in der Monarchie, die vermöge eines besondern Vorrechts für sich selbst zur Gesetzgebung zu konkurrieren befugt wären: worauf könnte sich in Ihrer neuen, blofs auf die ursprünglichen Menschenrechte gegründeten Konstituzion ein solches Vorrecht vor andern Staatsbürgern stützen? — Auf die ehemahlige Verfassung? Diese ist ja aufgehoben und vernichtet. Auf Herkommen und Observanz? Was gelten diese gegen das grofse Naturgesetz, welches allen Menschen gleiche Rechte giebt, und gegen Ihre neue Verfassung, die allen Bürgern diese Gleichheit garantiert? Das Wahre von der Sache (ich spreche blofs nach Ew. Hochmögenden eigenen Grundsätzen) ist also:

Ein jeder Bürger, (*Citoyen*) d. i. die vier bis fünf Millionen Gallofranken, denen ihr Geschlecht und Alter das Stimmrecht in der Nazion giebt, sind berechtigt, als eben so viele Solone und Lykurge, in eigener Person zu Versailles zu erscheinen und Gesetze geben zu helfen: oder, wofern sie auch, ihrer Geschäfte oder Bequemlichkeit wegen, und vielleicht grösern

Theils, weil es nicht allzu anständig wäre in hölzernen Schuhen und zerrissenen Hosen in einer so augusten Versammlung aufzutreten, wofern sie, sage ich, aus dieser oder jener Ursache lieber durch müſsigere und stattlichere Repräsentanten erscheinen wollen; so haben doch diese letztern nicht mehr Recht, als ihre Konstituenten ihnen geben können und wollen; und es wäre ein wahres *Crime de leze Nation*, wenn zwölf hundert bloſse Stellvertreter sich anmaſsen wollten, ihre Vollmacht zu überschreiten oder auszudehnen, und sich selbst als die gesetzgebende Macht im Staate zu gerieren, da sie doch nichts als Diener, Werkzeuge und Worthalter derselben sind.

Gesetzt aber auch, alle die vielen hundert tausend Gesetzgeber — mit Zimmeräxten und Fleischermessern, Hämmern und Hobeln, Nähnadeln und Schusterahlen, in Schurzfellen, leinenen Kitteln und hölzernen Schuhen, die am Ende doch immer den zahlreichsten und handfestesten Theil der Nazion ausmachen, hätten sich, aus Unkunde ihrer Majestäts-

rechte, und weil das Gesetzgeben ein noch so neues Handwerk für sie ist, in ihren Vollmachten nicht genug vorgesehen, und ihren Repräsentanten eine gröſsere Gewalt anvertraut als die Klugheit erlauben konnte: wäre es nicht abermahls ein wahres *Crime de leze Nation*, wenn die Repräsentanten sich der Unwissenheit oder Übereilung ihrer hohen Obern und Kommittenten prävalieren, und den Buchstaben ihrer Vollmacht gegen den Geist derselben zum Nachtheil der Nazion geltend machen wollten?

Dieſs voraus gesetzt, frage ich:

Lieſs sich wohl, als die sämmtlichen Deputierten der drey Stände zur Versammlung der *Etats Generaux* bevollmächtiget wurden, der gröſste Theil des Adels, der Geistlichkeit, und des dritten Standes auch nur im Traum einfallen, ihre Repräsentanten nach Versailles zu schicken, um die uralte Verfassung der Französischen Monarchie von Grund aus umzuwerfen, den König seiner Autorität zu entsetzen, den Adel und die Geistlichkeit ihrer von undenklichen Zeiten her ohne Widerspruch inne gehabten

Rechte und Besitzungen zu berauben, jede bisher rechtmäſsige Gewalt aufzuheben oder zu suspendieren, sich selbst die höchste Macht im Staate zuzueignen, und nicht nur eine unzählige Menge einzelner Bürger der Monarchie, sondern Korporazionen, Gemeinheiten und ganze Provinzen aus dem Besitz ihrer uralten wohl hergebrachten Rechte, Freyheiten und Vorzüge, d. i. ihres unstreitigen Eigenthums, durch die schwärmerischen und nur von Schwärmern so hoch gepriesenen Beschlüsse vom 4ten August auf einmahl heraus zu werfen? — Und dieſs alles, ehe die Herren noch selbst wissen oder einverstanden sind, wie sie den daraus natürlich entstehenden Unordnungen, Nachtheilen und Miſsbräuchen zuvorkommen oder abhelfen, wie sie die Beraubten entschädigen, und nach welchem Grundrisse sie, anstatt des eingestürzten alten Gothischen Staatsgebäudes, ihre neue Platonische oder fysiokratische Republik aufführen wollen? Und wenn sie zu allem diesem nicht von der ganzen Nazion ausdrücklich bevollmächtiget waren, haben sie nicht den

4ten Julius in Einer Stunde sich eines zehnmahl gewaltsamern Despotismus angemaſst, als Ludwig der Sechzehnte in seiner ganzen langen Regierung?

Wofern sich aber auch behaupten lieſse, die Nazionalversammlung sey berechtigt gewesen, alle diese Veränderungen, als nothwendige Bedingungen der neuen Konstituzion, die sie zu Rettung und Wiederbelebung der in den letzten Zügen liegenden Monarchie für nöthig hielt, in Vorschlag zu bringen: erforderte nicht die Ehrfurcht, die sie der von ihr selbst anerkannten oder vielmehr geschaffenen Majestät des Französischen Volkes schuldig war, diese Vorschläge vor allen Dingen überall, in allen Provinzen, Städten und Gemeinen des Reichs, den sämmtlichen Gliedern der Nazion vorzutragen, und zu hören, ob dieſs alles wirklich der Wille derselben sey? um es auf diesen allein ankommen zu lassen, ob und was von den vorgeschlagenen Veränderungen die Kraft eines Grundgesetzes erhalten solle oder nicht?

Da diefs nun nicht geschehen ist; da die Nazionalversammlung sich in allem als die höchste gesetzgebende Macht beträgt; da sich diese Anmafsung nicht sowohl auf die von ihren Kommittenten empfangene Vollmacht zu gründen scheint, als auf die momentane Gewalt, die ihr der fanatische Aufstand eines durch alle mögliche Mittel aufgebrachten und wüthend gemachten Pöbels in die Hände spielte;

Da es augenscheinlich ist, dafs vom 16ten Julius an die Anmafsungen mit jedem Tage immer weiter getrieben wurden, und der Muth der Subdelegierten der Nazion plötzlich so hoch stieg, dafs sie sich selbst als eben so viele Könige, den König hingegen als einen Subdelegierten der Nazion ansahen;

Da alle Behutsamkeit und künstliche Wendungen ihrer öffentlichen Blätter der Welt doch nicht verbergen können, dafs es oft sehr tumultuarisch in der augusten Nazionalversammlung zugeht, und dafs es eigentlich die kleinere Anzahl ist, welche die gröfsere, weniger durch die Stärke

ihrer Argumente als durch den *horror naturalis* der menschlichen Natur vor — Laternenpfählen, zu der Majorität, die seit einigen Wochen so seltsame Dinge beschliefst, zu disponieren gewufst hat:

Sollte da wohl die Nazion, wenn sie über kurz oder lang wieder zu sich selbst kommt, nicht ganz natürlich auf den Gedanken gebracht werden, dafs sie, bey allen den schönen Wiegenliedern von Freyheit und Freyheit, womit man sie in den Schlummer zu singen sucht, noch immer unter dem Druck einer despotischen Obergewalt liegt? Dafs alles, was sie vor der Hand beym Tausche gewonnen hat, darin besteht, dafs die so genannte Aristokratie einer demokratischen Oligarchie Platz machen mufste, und dafs die vier und zwanzig Millionen Menschen, — die mit aller Majestät, Herrlichkeit und Allgewalt, womit sie von den redseligen Demagogen dekoriert werden, noch immer gröfsten Theils sehr arme Wichte sind, — anstatt eines einzigen Königs, nun die Ehre haben von zwölf hundert kleinen Melks

(mit Hrn. von Voltaire zu reden) an der Nase geführt zu werden?

III.

Mit Ew. Hochmögenden Vergünstigung, nur noch ein paar kleine Fragen über den künftigen König von Frankreich.

Was Sie aus dem guten König Ludwig dem Sechzehnten gemacht haben, wissen Sie am besten. Ich gestehe, daſs die sentimentalischen Fastnachtsspiele, die seit dem 16ten Julius mit ihm gespielt worden sind, besonders die sollenne Belehnung Sr. Majestät mit dem Titel eines Wiederherstellers der Französischen Freyheit und das *Te Deum* das er deſswegen mitsingen muſste, mich immer an das grausame Spiel erinnern, das die Römischen Kriegsknechte mit Jesu von Nazareth trieben, da sie ihm einen alten Purpurmantel um den gegeiſselten Rücken warfen, ihm ein Rohr statt des Zepters in die Hand gaben, eine Krone von Dornen auf sein Haupt drückten, und, wenn sie ihn dann genug angespieen und mit Fäusten geschlagen hatten, vor ihm niederfielen und sagten: Gegrüſset seyst du der Juden König! — Wie

ihm selbst dabey zu Muthe seyn mag, wollen wir an seinen Ort gestellt seyn lassen. Aber, wenn Ihre Absicht (wie es den Anschein gewinnt) etwa seyn sollte, die königliche Würde unvermerkt, oder vielleicht mit dem Ableben des gegenwärtigen Königs, gar eingehen zu lassen: wäre es nicht genug, ihm die Krone und den Zepter seiner Vorfahren abgenommen zu haben, ohne ihm noch durch einen allzu grausamen Spott sogar ein Verdienst aus seiner Degradazion machen zu wollen?

Doch was sage ich von Degradazion? Das, was ehemahls der König von Frankreich war, ist nicht mehr; dieſs ist weltbekannt. — Die Konstituzion, welche erklären und festsetzen soll, was ein König von Frankreich künftig seyn werde, ist noch nicht gemacht. — Was aus diesen beiden unläugbaren Sätzen nothwendig folgt, kann auch ein Blinder sehen.

Hätte sich wohl vor drey und zwanzig Jahren, als das Parlament zu Paris förmlich erklärte,

„daſs die gesetzgebende Macht in der Person des Königs, als suveränen Hauptes

der Nazion, sich ohne Theilnahme von andern befinde, und daſs dieſs ein unveränderlicher Grundsatz der Französischen Monarchie sey,"
irgend ein sterblicher Mensch in allen Gallien einfallen lassen dürfen, die Frage aufzuwerfen:

„Ist das Gouvernement in Frankreich monarchisch oder nicht?"

Kann dieſs in einem Lande, wo ein rechtmäſsiger Erbkönig den Thron wirklich inne hat, die Frage seyn?

Und Sie, Erlauchte Herren, haben gleichwohl noch Bedenken getragen, diese Frage mit Ja oder Nein zu beantworten?

Was ist also der Monarch in diesem Augenblicke? Ist er? ist er nicht? Ist er entsetzt? oder suspendiert? Oder stellt er einsweilen nur den Quasi-König vor, den Sie dermahlen noch in der Mache haben? Die Majestät des Volks ist das groſse Wort, das jetzt in Frankreich am lautesten gehört wird. Die Nazionalversammlung selbst, oder vielmehr gewisse Demagogen, die den Ton angeben nach welchem das Volk singt, haben es Mode gemacht. Was für einen Sinn hat

also der Titel Ew. Majestät, der dem König noch von den emancipierten Franzosen, die sich nicht mehr für seine Unterthanen halten, gegeben wird? Giebt es zweyerley Majestäten in Einer Monarchie? Da die Majestät des Volks, Dero Grundsätzen zu Folge, die ursprüngliche und höchste ist, so ist die königliche doch wohl nur ein Wiederschein von jener? Wie viel Ehrerbietung wird denn künftig ein Schuhflikker zu Versailles, der sich bewuſst ist ein konstituierender Theil der Volksmajestät zu seyn, vor der königlichen Majestät haben, die vermöge des neuen politischen Katechismus sich zu jener nur wie der Mond zur Sonne verhält? die ja (nach den erbaulichen Ausdrücken eines ganz neuen Pamflets) die Majestät eines bloſsen Dieners, Prokurators und Hausverwalters der Nazion ist? 7) Zur Zeit wenigstens scheint

7) Hier sind die eigenen Worte dieses feinen Schriftstellers: *Sire qui êtes vous? La nation vous a fait ce que vous êtes! Hugues-Capet, dont vous tirez votre droit, étoit sujet comme nous; elle l'a reconnu pour Roi; et si vous l'ignorez, elle peut faire éprou-*

das Pariser Volk von dem Gefühl seiner neu erlangten Majestät mächtig durchdrungen zu seyn, da, laut der neuesten Berichte, das bloſse Gerücht, daſs eine Partey in der Nazionalversammlung sey die dem Könige das *Veto* zugestehen wolle, beynahe einen neuen Aufstand in Paris veranlaſst hätte. Wir werden allem Anschein nach noch manche sonderbare, für den Ruhm und das Glück der Französischen Nazion nicht gleichgültige Wirkungen der Majestätsrechte, in deren Besitz das Volk sich gesetzt hat, zu sehen bekommen!

IV.

Die Staatsschuld, und die traurige Nothwendigkeit, sie bey dem fürchterlichen Deficit der Staatseinnahme immer noch vermehren zu müssen, hat bekannter Maſsen die Zusammenberufung der Stände, und also mit-

ver à votre maison le sort qu' a éprouvé celle de Charlemagne. La France ne vous appartient pas; c'est vous qui lui appartenez, vous êtes son homme, son procureur, son intendant. etc. V. Lettre à un Censeur Royal sur la liberté de la Presse.

telbarer Weise die gegenwärtige Revoluzion veranlaſst, wiewohl sie eigentlich der einzige Gegenstand Ihrer Deliberazionen hätte seyn sollen. Erlauben Sie mir, in Absicht dieser nur allzu reichen Quelle von Fragen, bloſs diese einzige:

Ist die Staatsschuld, die unter den vorigen Regierungen und der jetzigen bis zur Revoluzion vom 15ten Junius vom Gouvernement gemacht worden, eine wirkliche Nazionalschuld, d. i. eine Schuld, für welche die ganze Nazion zu haften verbunden ist, oder nicht? — Doch, Verzeihung! indem ich sie niederschreibe, sehe ich, daſs diese Frage eigentlich keine Frage ist: denn sie beantwortet sich von selbst. Die Nazion, weit entfernt die mindeste Ahndung von ihrer dermahligen Majestät zu haben, hatte damahls, als diese Schuld gemacht wurde, keinen Antheil an der gesetzgebenden Gewalt, und bezahlte lauter Auflagen in welche sie nicht eingewilligt hatte. Überdieſs rührte der gröſste Theil der Schuld (wie die Demokraten laut genug behaupten) bloſs von übermäſsiger Pracht, Verschwendung und schlimmer Haushaltung des Hofes her; und die Nazion hatte

so wenig dadurch gewonnen, daſs, während im Ganzen etliche hundert Familien sich auf Kosten der Nazion bereicherten, etliche Millionen in der gröſsten Dürftigkeit schmachteten. Es ist also klar, daſs eine Schuld, die von der Nazion weder gemacht, noch bewilligt, noch in ihren Nutzen verwendet worden, keine Nazionalschuld ist noch seyn kann.

Und Sie, Hochmögende Herren, Sie, denen die Nazion die Behauptung aller ihrer Rechte anvertraut hat, Sie, von welchen ein äuſserst gekränktes und dem Untergang nahe gebrachtes Volk (ich rede bloſs Ihre Sprache) seine Rettung und Wiederherstellung erwartet, Sie erdreisten Sich, durch drey wiederhohlte Beschlüsse der ohnehin erschöpften Nazion eine ungeheure Schuld aufzubürden, die wider ihren Dank und Willen gemacht wurde, und durch die sie, anstatt Vortheil von ihr zu haben, beynahe zu Grunde gerichtet worden ist? Was würde ein Privatmann, dessen Vermögen während seiner Kindheit und Minderjährigkeit von leichtsinnigen, wollüstigen und ungetreuen Vormündern, Verwaltern und Bedienten durch-

gebracht worden wäre, was würde er dazu sagen, wenn man ihm zumuthen wollte, sogar noch die Schulden zu bezahlen, womit diese treulosen Haushalter seine Güter belastet hätten, während die Güter selbst durch ihre schlechte Aufsicht in den äuſsersten Verfall gerathen wären, und der arme Unmündige für seine Person sogar an dem nöthigsten hätte Mangel leiden müssen? — Ist dieſs etwa nicht der wirkliche, eigentliche Fall der Französischen Nazion? Sind unter den fünf und zwanzig Millionen freyer Bürger und Bürgerinnen, woraus sie besteht, nicht wenigstens vier und zwanzig Millionen, von denen man mit eben so viel Recht verlangen könnte die Schulden des Kaisers im Monde zu bezahlen, als diejenigen, die der Hof zu einer Zeit machte, da die Nazion noch in der Wiege lag, und der König niemand als Gott allein von seinem Thun und Lassen Rechenschaft zu geben hatte? Ist es nicht genug, daſs man während ihrer politischen Kindheit so übel mit ihrem Gute gewirthschaftet hat? Sollen die guten Franzosen, nun, da sie ihre eigenen Herren geworden sind, sich noch für fremde Schulden verbürgen, und dadurch vollends zu

Grunde richten lassen? — anstatt daſs sie, durch die einzige positive Erklärung, „daſs sie diese Schuld weder anerkennen noch zu bezahlen gesonnen seyen," sich auf einmahl wieder in den vorigen Stand setzen, und bey den mäſsigen Abgaben, die das wahre Bedürfniſs des Staats unter einer weisen und redlichen Administrazion erfordert, nach und nach wieder zu dem Grade von Wohlstand gelangen könnten, ohne welchen eine Nazion mit allen ihren Menschen - und Bürgerrechten nur ein Haufen armer Teufel ist.

Dieſs sind, däucht mich, Gedanken, die einem seit kurzem aus der drückendsten Sklaverey in die ungebundenste Freyheit übergegangenen Volke über lang oder kurz nothwendig einfallen werden. Die abermahligen achtzig Millionen, womit Ew. Hochmögenden die bereits unerschwingliche Schuld einer Regierung, die nicht mehr ist, neuerlich zu vermehren sich genöthiget sahen, sind wahrlich kein sehr reitzender Beweggrund, die Nazion zur Übernahme einer so ungeheuern Last zu bewegen; einer Last, welche wenigstens der gegenwärtigen Generazion alle Hoffnung benimmt, des Segens der Freyheit, in

welche sie sich gesetzt hat, jemahls froh werden zu können. Wie? Die Nazionalversammlung hält sich ermächtiget, die beiden ersten Stände, die Klerisey und den Adel, durch einen bloſsen Machtspruch ihrer seit tausend Jahren besessenen Rechte und Besitzungen zu berauben; und sie trägt Bedenken, einen Strich durch eine Schuld zu machen, wodurch die ganze Nazion aller Früchte ihres Bodens und ihres Fleiſses auf ein halbes Jahrhundert wenigstens zum voraus beraubt wird? Sie trägt Bedenken eine Schuld zu vernichten, welche das Volk so wenig zu tilgen verbunden ist, als ein Lehensfolger angehalten werden kann, die muthwilligen Schulden zu bezahlen, womit sein Vorfahrer ohne seine Einwilligung die Lehengüter belästigt hat? War denn die Regierung berechtigt diese Schulden zu machen? — Ohne Zweifel, wofern sie zur Erhaltung des Staats nothwendig waren. Aber ist dieſs hier der Fall? Weiſs oder behauptet nicht ganz Frankreich das Gegentheil? Oder war es nicht wenigstens eine der ersten Pflichten der Nazionalversammlung, vor allen Dingen die Beschaffenheit dieser Schuld, die wirkliche

Verwendung aller seit der Regierung Ludwigs des Funfzehnten nach und nach aufgenommenen Summen zu untersuchen, und das, was die Bedürfnisse des Staats davon verzehrten, von dem, was ein übermäſsiger Hofstaat, unordentliche Wirthschaft, falsche Politik, Mätressen, Günstlinge, Parasiten, Spione, und privilegierte Blutigel des Staats verschlungen haben, abzusondern? Mit welchem Schatten eines Rechtes können diese letztern der unschuldigen Nazion aufgehalset werden? Geht nicht vom funfzehnten Julius eine ganz neue Ordnung der Dinge in Frankreich an? Ist es nicht eben so, als ob die ganze Nazion neu erschaffen aus dem Chaos hervorgegangen wäre? Und man will sie für Kontrakte verantwortlich machen, die ein König, der nur Gott von seinen Handlungen Rechenschaft zu geben hatte, zu einer Zeit einging, da die jetzige freye Nazion, in moralischem Sinne, gar nicht existierte?

Ich gestehe, daſs ich — weil es doch einmahl auch über diesen wichtigen Artikel zwischen der Nazion und ihren erlauchten Repräsentanten zur Sprache kommen muſs, sehr begierig bin, zu sehen, was die Reprä-

sentanten für Wendungen nehmen werden, ein so despotisches und mit ihren eigenen Grundsätzen in so offenbarem Widerspruch stehendes Verfahren gegen die Nazion, die in Kraft ihrer fünf und zwanzig Millionen Fäuste sich einer sehr respektabeln Obermacht bewuſst ist, zu rechtfertigen.

Ehe ich mich von Ew. Hochmögenden beurlaube, sey mir vergönnt, noch ein paar Worte zu meiner eigenen Rechtfertigung zu sagen. Ich bin — der Zweifel ungeachtet, die ich gegen die Weisheit, Konsequenz und Schicklichkeit einiger Schritte, welche Sie seit ungefähr acht Wochen gethan haben, laut werden zu lassen mir die weltbürgerliche Freyheit genommen habe — weder ein Sklave, noch ein Neider des Glücks und Ruhms der Gallofränkischen Nazion. Sie selbst, meine Herren, können nicht überzeugter seyn, als ich es bin:

Daſs eine Nazion, die sich über ein Jahrhundert lang so mitspielen lieſs wie der Ihrigen

mitgespielt worden ist, sehr Unrecht hatte, es so lange mit anzusehen;

Daſs das allgemeine Beste in einem monarchischen Staat eine solche Konstituzion erfordert, wodurch die drey Mächte der Staatsverwaltung, die gesetzgebende, richterliche und vollziehende, einander in gehörigem Gleichgewichte halten;

Daſs folglich die gesetzgebende Gewalt von der vollziehenden abgesondert seyn muſs, und die letztere in keinem Falle berechtigt seyn darf Eingriffe in die richterliche zu thun;

Daſs ein jedes Volk ein unverlierbares Recht an so viel Freyheit hat, als mit der nöthigen Ordnung bestehen kann, und daſs Freyheit mit Subordinazion, und Subordinazion mit Freyheit, die nothwendigste Bedingung des Wohlstandes eines jeden Volkes ist;

Daſs die Person und das Eigenthum eines jeden Bürgers unter der Garantie der Konstituzion oder der Gesetze (welchen alle Glieder des Staats ohne Ausnahme unterworfen seyn müssen) vor aller willkührlichen Gewalt und Bedrückung sicher seyn muſs;

Dafs jeder Bürger des Staats, ohne Ausnahme, zu den Lasten desselben nach Proporzion dessen, was er über das Unentbehrliche besitzt oder einzunehmen hat, beyzutragen schuldig ist; und endlich,

Dafs Ungleichheit der Stände, des Vermögens, der Kräfte, der Vortheile die man von der bürgerlichen Gesellschaft zieht, und des Drucks den man von ihr zu erleiden hat, nicht nur etwas unvermeidliches, sondern auch zur Wohlfahrt des Ganzen unentbehrliches ist.

So übereinstimmig meine Überzeugung in diesem allen mit der Ihrigen seyn mag, so wenig kann ich mich hingegen von der Richtigkeit verschiedener anderer Begriffe und Grundsätze überzeugen, mit welchen die Demokraten, die dermahlen in Frankreich den Meister spielen, ein so grofses Geräusch machen, und wovon die Nazion bereits so traurige Folgen erfahren hat. Zum Beyspiel mögen für jetzt nur die Begriffe von Freyheit und Majestät dienen.

Meines Erachtens ist es mit der Freyheit wie mit der Gesundheit. Ein Volk, das sich seit Jahrhunderten unter das Joch einer

willkührlichen Regierung geschmiegt, und sich mit seinem Enthusiasmus für Könige, die nur Gott von ihrer Regierung responsabel waren, noch gebrüstet hat, — ein solches Volk auf einmahl für frey erklären, ist eben so viel, als wenn man einen Haufen kränkelnder, durch Ausschweifungen entnervter oder durch übermäſsige Arbeit und schlechte Nahrung geschwächter Menschen für gesund erklären wollte. Freyheit hängt (so wie Gesundheit) von zwey nothwendigen Bedingungen ab, die beysammen seyn müssen; von einer guten Konstituzion und von einer guten Lebensordnung. Die erste kann man einem Volke geben; zu der andern muſs es durch den Zwang der Gesetze genöthiget werden. Taugt eure Konstituzion nichts, so macht eine bessere, wenn ihr könnt; die Freyheit sey eine natürliche Folge der Subordinazion der Bürger unter weise und gerechte Gesetze in einer vernunftmäſsigen Konstituzion! Aber fangt nicht damit an, Sklaven auf einmahl in Freyheit zu setzen! Denn die unvermeidliche Folge davon wird seyn, daſs sie sich eigenmächtig auch von den Gesetzen und von allen Pflichten frey machen, über

alle Schranken springen, und sich in ihrem ersten Freyheitstaumel die brutalsten Ausschweifungen erlauben werden. Die Nazionalversammlung hat diese Regel der Klugheit für unnöthig gehalten, und sieht bis auf diesen Tag die schönen Folgen davon!

Was die Majestät betrifft, so wird über dem Begriff, den das Volk mit diesem Worte verbindet, immer ein heiliges Dunkel hangen müssen, oder seine magische Kraft verschwindet, und die Majestät wird — was sie jetzt in Frankreich ist. Es ist lächerlich von der Majestät des Volks zu faseln. Die wahre Majestät, das Ehrfurchtgebietende, Heilige, Unverletzliche, was dieses Wort in sich schliefst, liegt in dem Gesetze, welches nicht (wie man jetzt in Frankreich zu sagen beliebt) der allgemeine Wille des Volks, sondern der Ausspruch der allgemeinen Vernunft ist, und welchem folglich alle Bürger des Staats die unverbrüchlichste Unterwürfigkeit schuldig sind. Aber das Gesetz kann sich nicht selbst handhaben; nur durch die vollziehende Macht wirkt es das was es wirken soll. Es ist also nichts nöthiger, als der vollziehenden Macht das höchste Anse-

hen, die gröfste Ehrerbietung, die unverletzlichste Heiligkeit, mit Einem Worte, die Majestät, ohne Widerspruch einzuräumen. Das Volk mufs keinen Begriff davon haben, dafs man sich ihr widersetzen dürfe; und Unordnung, Frechheit, wilde Gewaltthätigkeit, allgemeine Anarchie sind die Folgen davon, wenn man unvorsichtig genug ist, diesen Talisman zu zerbrechen.

Die Majestät ist also vermöge der Natur der Sache ein Eigenthum desjenigen — dessen Händen die vollziehende Gewalt anvertraut wird. Ob jemand im Staate diese Gewalt und die mit ihr nothwendig verbundene Majestät haben soll, hängt selbst bey der ersten Einrichtung einer Monarchie oder Republik nicht von der Willkühr des Volkes ab. Jemand mufs sie haben, sey es nun Karl oder Ludwig, Einer oder mehrere. Wer dieser Jemand seyn solle, mag immer von dem Vertrauen und der freyen Wahl des Volkes abhangen: genug, nicht der Wille des Volks, sondern die Natur und das Wesen der vollziehenden Gewalt enthält den Grund der Majestät. So soll und mufs jedes Volk denken, oder es denkt falsch;

und der Franzos, der zu seinem Könige spricht: *Sire, qui ètes vous? — vous appartenez à la France, vous ètes son homme, son Procureur, son Intendant* — dieser Mensch, wenn gleich die Pariser finden, daſs er *infiniment d' esprit* hat, gehört — ins Tollhaus.

Die Nazionalversammlung hat durch ihre Deklarazionen und Handlungen, vielleicht gegen ihre Absicht, zu dieser Geringschätzung Anlaſs gegeben, in welche die königliche Majestät gefallen ist. — Was sind die Folgen davon gewesen? Alle öffentlichen Blätter, alle Privatnachrichten, sind davon voll. Die Unordnung, die Gährung der Gemüther, die schädlichen Wirkungen der Neuerungssucht, des Miſstrauens, des demokratischen Taumels, dauern noch immer fort — sie sind unübersehbar. Man hat dem Volke, welches, vermöge der Natur der bürgerlichen Gesellschaft, gehorchen muſs, die Zügel schieſsen lassen: es regiert — oder thut was es will, und will nichts mehr thun was es soll. Man hat die neue Konstituzion damit angefangen, die alte gänzlich aufzulösen, das königliche Ansehen unter die vorgebliche Volksmajestät

herab zu würdigen, alle Subordinazion willkührlich zu machen, mit Einem Worte, die Monarchie in eine Anarchie zu verwandeln, um auf den Ruinen der alten Verfassung eine neue aufzuführen, über deren Plan und Einrichtung die fünf und zwanzig Millionen Menschen, die sich inzwischen der höchsten Gewalt bemächtigt haben, wahrscheinlicher Weise vor dem Ende dieses Jahrhunderts nicht einverstanden seyn werden — Hat man wohl daran gethan? Hätte man nicht, manches wenigstens, besser machen können? Wird die neue Ordnung, die aus diesem Chaos — wenn endlich einmahl *Deus et melior Natura* die Oberhand gewinnen — entspringen wird, die unzähligen Wunden, welche der demokratische Kakodämon der freyheitstrunknen Nazion geschlagen hat, bald und gründlich genug heilen können, um als eine Vergütung so vieles Übels angesehen zu werden?

Die Zeit allein kann auf diese Fragen die wahre Antwort geben.

III.

ZUFÄLLIGE GEDANKEN über die Abschaffung des Erbadels in Frankreich.

Im Julius 1790.

Die Französische Nazionalversammlung hätte meiner politischen Sagacität keinen schlimmern Streich spielen können als durch das schreckliche Dekret vom neunzehnten Junius, wodurch sie den erblichen Adel in Frankreich auf immer abgeschafft, und verordnet hat, „daſs die Titel, Prinz, Duc, Marquis, Comte, Vicomte, Vidame, Baron, Chevalier, Ecuyer, von nun an von niemand mehr gebraucht und niemanden mehr

gegeben werden dürfen; daſs es nicht mehr erlaubt seyn solle irgend jemanden, wer er auch sey, Monseigneur, Messire, Altesse, Grandeur, Eminenz und Excellenz zu schelten; und daſs also von besagtem neunzehnten Junius an, aller Unterschied der Stände, und alle Vorrechte, welche die Meinung seit so vielen Jahrhunderten an gewisse Nahmen und das, was man eine adeliche Geburt nennt, zu heften pflegte, auf ewig aufgehoben, und kein Bürger des Französischen Reichs künftig einen andern als seinen wahren ursprünglichen Familiennahmen führen, auch diesem zu Folge alle adelichen Wappen abgeschafft seyn, und niemand seinen Domestiken mehr eine so genannte Livree geben solle;" — also und dergestalt, daſs von diesem neunzehnten Junius des laufenden Jahres 1790 an, alle Franzosen einander so gleich sind, als die Einwohner von Neuseeland, oder die Schatten in Lucians Reich der Todten; daſs persönliche Eigenschaften und Vermögen künftig den einzigen Unterschied zwischen ihnen ausmachen, und nichts als die freye Wahl des Volks durch Ertheilung öffent-

licher obrigkeitlicher Ämter und Würden einem Franzosen vor dem andern einen politischen Vorzug geben kann.

Diefs geht so weit, (und, wenn die demokratischen Gesetzgeber konsequent seyn wollten, mufs es so weit gehen) dafs sogar die Brüder des Königs, wenn ich anders die Meinung des Herrn la Fayette recht verstanden habe, den Titel Königliche Hoheit nicht mehr erhalten, und anstatt Graf von Provence, Graf von Artois, schlechtweg der erste und zweyte Herr Bruder des Königs heifsen werden. Und wie sollten sie anders, da der König selbst, wenn er nicht durch den einstimmigen Willen der Nazion zur ersten Magistratsperson des Reichs erklärt wäre, vermöge dieses Dekrets weder mehr noch weniger als Louis Capet seyn würde?

Zu den zwey Kammern nach dem Modell des Englischen Parlaments, die wir uns noch vor kurzem aus wahrem Wohlmeinen mit dem Französischen Volke träumen liefsen, ist die Hoffnung also nun auf immer verschwunden!

Nach dem sonderbaren Eindruck, den dieser den Grundsätzen einer reinen Demokratie so angemessene, schon so lange vorbereitete, so leicht voraus zu sehende, und dennoch so unerwartete Schritt der Nazionalversammlung auf uns biederherzige Deutsche gemacht hat, kann man sich vorstellen, was für Gemüthsregungen er am Hofe zu St. Cloud, und überhaupt unter dem gesammten Französischen Adel veranlaſst haben müsse.

Indessen traten doch mitten aus diesem letztern einige hervor, welche Stolz genug hatten, sich sogar zu Verfechtern einer Mozion aufzuwerfen, durch welche sie — nichts zu verlieren glaubten.

Der Abbé Maury zog alle Stränge seiner Beredsamkeit an, um die Titel, Duc, Marquis, Comte, Baron u. s. w. in seinen heiligen Schutz zu nehmen; und wer war es, der den Abbé Maury widerlegte? — Kein geringerer als der erste Baron der Christenheit, 8) Herr Matthieu von Mont-

8) Die Familie Montmorency führt über ihrem Geschlechtswappen die Devise: *Dieu aide*

morency; also gerade der, welcher, wenn irgend einer, sich am meisten berechtigt halten konnte, die Vorzüge seiner Abstammung von dem ältesten und glänzendsten Hause in Frankreich bey dieser Gelegenheit geltend zu machen. In der That stand es aber einem Montmorency am besten an, einer der ersten zu seyn, der den übrigen weiland *Hauts et Puissants Seigneurs* (worunter nicht wenige sind, deren Vorältern im

le premier Baron Chretien! Vermöge einer uralten Tradizion gehörte der Ort Montmorency schon unter dem Kaiser Grazian im Jahre Christi 377 einem vornehmen Gallischen Herrn zu, welcher, wo nicht der erste, doch einer der ersten seines gleichen war, die sich zur christlichen Religion bekannten. Gewiſs ist, daſs Bouchard (Burkhart) von Montmorency, der erste dieses Nahmens, schon unter König Robert ein ansehnlicher Seigneur in Frankreich, und Matthieu der Erste (der eine Tochter von König Heinrich dem Ersten von England, und nach ihrem Tode die Wittwe König Ludwigs des Sechsten von Frankreich zur Ehe hatte) schon unter König Ludwig dem Siebenten Connetable von Frankreich war.

vierzehnten Jahrhundert schwerlich gut genug gewesen wären, einem der seinigen die Lanze zu tragen) ein Beyspiel gäbe, wie wenig Werth ein wahrhaftig edler Mann auf Vorzüge legt, die bloſs von der Meinung der Menschen abhangen, und nur zu oft mit Leuten ohne allen persönlichen Werth getheilt werden.

Ich weiſs nicht, was dieser merkwürdige Abkömmling von Matthieu Montmorency dem Ersten in der Nazionalversammlung über die vorliegende Frage wirklich gesprochen hat: aber ich weiſs, wie ich Erdensohn, wenn ich die Ehre hätte Mattheus Montmorency zu heiſsen, mich in aller Stille mit mir selbst darüber besprochen hätte. 9)

9) Man weiſs aus Shaftesburys Characteristiks, daſs sich alle Selbstgespräche (wenigstens alle, die des Aufschreibens werth sind) darauf gründen, daſs man in jedem Menschen zwey Seelen, eine bessere (d. i. die vernünftige) und eine schlechtere (d. i. die unvernünftige) annehmen kann, die ein ganz entgegen gesetztes Interesse haben, und nicht selten scharf an einander kommen.

Die Nazionalversammlung will also — hätte ich zu mir selbst, oder vielmehr hätte meine vernünftige Seele zu der unvernünftigen gesagt — den erblichen Adel in Frankreich abgeschafft wissen; und diesem zu Folge nimmt sie dir den Grafentitel und das Familienwappen an deiner Kutsche, und stellt dich in so fern wir uns, du und ich, nicht durch persönliche Vorzüge und Verdienste unter unsern Mitbürgern hervorthun, mit den geringsten unter ihnen in eine und eben dieselbe Klasse.

U. Das ist es eben, worüber ich toll werden möchte.

V. Lafs doch hören, worin das Unrecht besteht, das sie dir dadurch anthut!

U. Fürs erste: Sie nimmt mir meine Geburt —

V. Wie meinst du das, Freund Matthieu? Du wärst also durch dieses Dekret in den Stand der Ungebornen versetzt? Wo denkst du hin? Da du einmahl geboren bist, so bist und bleibst du geboren, und der liebe Gott selbst kann nun nicht mehr machen, dafs du nicht geboren seyst. Alles was du in

diesem Stücke verlierst, ist eine höchst lächerliche, alberne, nonsensikalische Redensart, die sonst unter deines gleichen üblich war, und so klang, als ob die Leute, die keine offne Helme, Fahnen, Straufsfedern und Schildhalter im Wappen führen, nicht einmahl geboren wären, 10) weil der Zufall sie von keiner *haute et puissante Dame*, auf den Nahmen und die Verantwortung eines ihr priesterlich angetrauten *haut et puissant Seigneur*, geboren werden liefs.

U. Aber die Nazionalversammlung nimmt mir doch Vorzüge vor vielen Millionen Menschen, die ich kraft meiner Geburt und Abstammung mit auf die Welt brachte!

10) Wer kennt nicht die Formel, *avoir de la Naissance?* und die unter uns üblichen Deutsch-Französischen, *est-il de Naissance? — elle n'est pas de Naissance.* — Die stockdeutsche Redensart, „er ist nicht von Familie," setzt alle Nichtadelichen doch wenigstens mit Melchisedek, dem König von Salem, in Eine Linie; denn der war auch nicht von Familie, da er bekannter Mafsen weder Vater noch Mutter, Brüder noch Vettern hatte.

V. Das wollen wir, mit Erlaubnifs, etwas näher untersuchen, lieber Matz! Vor allen Dingen also, wie wolltest du es wohl anfangen, wenn du irgend einem ehrlichen Zweifler deine Abstammung von Bouchard dem Ersten, oder wenigstens von Matthieu dem Ersten beweisen solltest?

U. Ich würde ihm meinen Stammbaum vorlegen!

V. Bravo! Und — zugestanden, dafs er keine genealogischen noch heraldischen Einwendungen dagegen zu machen hätte — was wolltest du ihm antworten, wenn er dir sagte: der Stammbaum sey zu seiner Überzeugung noch nicht hinreichend; du müssest ihm auch beweisen, dafs keiner einzigen von deinen Grofsmüttern und Altermüttern (bis in welchen Grad aufsteigender Linie du willst) nie auf die eine oder andere Art etwas — menschliches begegnet sey. Lies die Schilderungen, welche die Geschichtschreiber von den Ausschweifungen des Französischen Hofes unter der berüchtigten Königin Isabelle von Bayern machen! Lies Brantomes *Memoires des Dames galantes de son tems*, und zittre!

U. Gut für dich, daſs ich mich nicht mit dir schieſsen kann! Aber dem Fremden, der mir solche Zweifel blicken lieſse, würde ich mit einer Kugel in seine Zähne antworten.

V. Kindskopf! Was hättest du damit bewiesen? Bliebe die Möglichkeit des Zweifels nicht dem ungeachtet in den Hirnschädeln aller übrigen Menschen sitzen? Wolltest du dich mit dem ganzen menschlichen Geschlechte herumschieſsen, um zu beweisen, daſs keine deiner Urältermütter, wenigstens im Schlaf, oder in einer Ohnmacht, oder wenn sie auf einem Ball etliche Gläser Champagner zu viel getrunken hätte, — zum Nachtheil deines Stammbaums, von wem es auch sey, hätte überrascht werden können? Denn wenn es auch ein König gewesen wäre, so siehst du —

U. *Mordieu!* Mach mir den Kopf nicht länger warm, oder — ich schieſse mich — mit mir selbst!

V. Nur ruhig, Bruder Matthieu! Es ist so schlimm nicht gemeint. — Du hast ja bisher immer gesehen, was für eine gutherzige Art von Schafen diese, wie Pilze, aus der Erde gewachsenen Leute sind. Wie klar es am Tage liegt, daſs es dir in Ewigkeit unmöglich seyn

würde, ich will nicht sagen vor dem Richterstuhle der Themis, sondern nur vor dem Lehrstuhl der Fysik zu beweisen, daſs auch nur ein einziger Blutstropfen von Matthieu dem Ersten in deinen Adern flieſse: so ist doch noch keinem Gebornen noch Ungebornen eingefallen, dir die eheliche Zuverlässigkeit und Unüberraschbarkeit deiner erlauchten Ahnfrauen, von Aline Montmorency, gebornen Prinzessin von Groſs- und Kleinbritanien, an, bis auf die Dame, die dich geboren hat, streitig zu machen. Und diese höfliche gutherzige Meinung ist es auch, worauf, was diesen Punkt betrifft, alles ankommt. Also zugestanden, du stammest, ohne jemands Widerrede, von allen den edlen, groſsen und glorreichen Männern ab, die wir Montmorencys in unserer Ahnentafel führen, was kann dir das für deinen eigenen Adel helfen?

U. Was für eine Frage das ist!

V. Nicht so ungereimt, als du dir vielleicht einbildest. Aber erst müssen wir uns verstehen. Ich meine, worin du deſswegen ein edlerer, vortrefflicherer, eminenterer Mensch geboren bist, als Meister Knieriemen,

der dir diesen Morgen ein Paar Stiefeln anmaſs? Bist du etwa deiner Mutter aus dem Ohre gekrochen, wie Gargantua? Oder machtest du lauter Konfekt und *Creme à la Fleur d'Orange* in deine Windeln, wie Prinz Biribinker? — Denn daſs du keinen Sinn und kein einziges Glied an deinem Leibe mehr hast als dein Schuster, wirst du nicht zu läugnen begehren? Oder kannst du auch nur wenigstens das behaupten, daſs du, kraft deines Archi-Urältervaters Mattheus des Ersten, einen bessern Magen, ein schärferes Gesicht, gesundere Eingeweide, stärkere Knochen und Sehnen auf die Welt gebracht habest als dein Jäger oder Kutscher? Oder bist du etwa darum mit feinern innern Sinnen, mit einer lebhaftern Einbildungskraft und einem festern Gedächtniſs, mit mehr Witz, Verstand und Vernunft, oder mit einer wärmern Liebe für die Wahrheit, mit einem festern Willen nichts zu thun als was recht und edel ist, geboren, als hundert tausend andre, die ohne Stammbaum empfangen und geboren werden?

U. Wer sagt denn das?

V. Oder hast du deſswegen alle die groſsen Fähigkeiten, Talente, Tugenden, militarischen

und politischen Verdienste, um derentwillen so viele deiner Vorfahren in den Jahrbüchern Frankreichs glänzen, als ein angebornes Erbgut mit aus Mutterleibe gebracht?

U. Das hab' ich mir nie träumen lassen.

V. Nun, um aller Annasen, Mattheussen und Heinrichen Montmorency willen! worin soll denn der Adel bestehen, den du von ihnen geerbt haben willst?

U. Es ist doch offenbar, dafs mir die Ehre, von einer so langen Reihe grofser und berühmter Männer, die seit mehr als zehen Jahrhunderten immer zunächst an unsern Königen standen, mit so vielen königlichen und fürstlichen Häusern verschwägert waren, und zum Theil die gröfsten Rollen auf dem Weltschauplatze spielten, abzustammen, in den Augen aller Menschen, die sich einer solchen Ehre nicht rühmen können, einen Vorzug giebt!

V. Deine Geburt giebt dir, wie du eingestanden hast, keinen wirklichen, an deiner Person haftenden Vorzug vor andern gemeinen Leuten; der Vorzug liegt also, nach dir, blofs in der Meinung oder Einbildung dieser Leute, dafs du Vorzüge habest die du nicht hast?

U. Das ists nicht, was ich sagen wollte. Es ist in der Meinung der Welt ein wirklicher Vorzug, von einer langen Reihe edler Ahnen abzustammen, und es sind wirkliche und ansehnliche Vorrechte damit verbunden.

V. Lafs uns einen kleinen Unterschied machen! Der grofse Haufen der Leute, die sich im Ernst einbilden, sie glaubten, dafs du deiner Geburt wegen eine andre und höhere Art von Wesen seyst als sie, sind die embryonischen Menschen, (wahre Ungeborne) deren Vernunft noch unentwickelt in verworrenen Wahnbegriffen und kindischen Vorurtheilen, wie ein Sommervogel in seiner Puppe, eingewickelt liegt. Wie ists möglich, dafs du dir auf die Meinung solcher Leute etwas zu gut thun kannst? Wenn Rothkäppchen zum Wolfe sagt: *ah! ma Mere-grand', que vous avez de grandes pattes!* so spricht Rothkäppchen wie ein sehr dummes Kind. Aber bilde dir darum nicht ein, dafs alle, oder nur der gröfste Theil von denen, die sich ehemahls stellten als ob sie alle Montmorencys der letzten sieben Jahrhunderte in dir verehrten, solche Roth-

käppchen wären. Sie wuſsten sehr gut was für ein Unterschied zwischen Gold und Tomback ist, und sehnten sich, das kannst du mir glauben, schon lange nach einem neunzehnten Junius, der die Sache zwischen dir und ihnen ins Reine brächte. Gesetzt aber auch, es wäre ihnen mit allem, was sie dir deiner Geburt halben einräumten, Ernst gewesen: was für ein Kind müſstest du seyn, um dich durch Ehrenbezeigungen geschmeichelt zu finden, die man dir bloſs deſswegen erweiset, weil man dich für einen andern ansieht? die bloſs den berühmten Männern gelten, deren Nahmen du trägst? Wahrhaftig eben so wohl möchte ich mir was darauf einbilden, wenn ich der Stock wäre, an welchem die groſse Perücke des berühmten Marschalls von Luxemburg gehangen hätte! Aber du siehst nun aus dem Erfolge, was es mit dem Wähnen und Meinen der Menschen für eine Sache ist. Wenn sie auch sechs hundert Jahre lang steif und fest geglaubt hätten, daſs du und ich und unsere ganze Familie in gerader Linie von dem groſsen Bären am Himmel abstammte, und wenn sie uns dieses Glaubens wegen immer hundert

Schritte weit aus dem Wege gegangen wären: so brauchte es nur einen neunzehnten Junius, nur so viel Zeit als man nöthig hat sich zu besinnen, daſs zweymahl zwey viere macht, — und weg ist der Glaube! Sie sehen klar, und Matthieu Montmorency, wofern er weiter nichts als Matthieu Montmorency ist, ist in ihren Augen nichts besser als ein *Fesse-Matthieu.* — Was aber die wirklichen ansehnlichen Vorrechte betrifft, die in unsern Europäischen Staaten bisher mit dem erblichen Adel und dem, was man eine glänzende Geburt nennt, verbunden waren, —

U. Die sind es eben, die mir am Herzen liegen!

V. — so weiſs man ja wann, wie, von wem und weſswegen wir sie eigentlich erhalten haben, mit was für Leuten wir sie theilen, und wie wenig wir uns, wenn wir auch nur das mindeste Gefühl von wahrer Ehre besitzen, auf Vorrechte einzubilden haben, die unsere Vorfahren in barbarischen Zeiten (da es immer die Gewalt war, die das Recht machte) von schwachen Regenten, von welchen man fordern konnte

was man wollte, oder von herrschsüchtigen, die den unentbehrlichen Beystand ihrer Vasallen mit Prärogativen und Auszeichnungen auf Unkosten des unterdrückten Volkes wohlfeil zu erkaufen glaubten, erworben haben. Sind nicht die meisten dieser Vorrechte offenbare Usurpazionen über die wesentlichen Menschheitsrechte, welchen niemand, der in den gesellschaftlichen Verband eintrat, zu entsagen gemeint seyn konnte? Usurpazionen über Rechte, um welche das Volk, überall wo es sie verlor, entweder listiger Weise betrogen wurde, oder sie den räuberischen Klauen einer stärkern Gewalt gezwungen überlassen mufste! Denn was hätten in jenen rohen Zeiten, wo Polizey und Kultur noch unbekannte Nahmen waren, unbewaffnete Landleute und Handarbeiter gegen die Lanzen und Schwerter dieser eisernen Männer ausrichten können, deren einziges Handwerk und liebster Zeitvertreib rauben und morden war? — Lafs uns ehrlich gegen uns selbst seyn! Die Zeiten der Täuschung sind vorbey. Was könnt' es uns helfen, uns wissentlich durch Schimären hintergehen zu wollen, die nur so lange für etwas gelten konnten, als sie

von der Welt für etwas anerkannt wurden? Wofür wollten wir uns durch eine Anhänglichkeit an Götzen, an die kein Mensch mehr glaubt, lächerlich machen? Noch einmahl, Bruder Matthieu, laſs uns ehrlich seyn! Was verlieren wir, wenn wir Vorzüge und Titel verlieren, die uns in den Augen aller Vernünftigen nur Schaden thun, so bald sie ihren Werth und Glanz nicht von uns selbst erhalten? Ein groſser Titel, eine Würde, ein Ordensband dekorieren (wer von uns allen darf es läugnen?) nur den Mann der keiner Dekorazion bedarf, der auch ohne sie gerechte Ansprüche an allgemeine Hochachtung hat, und, anstatt Ehre von Titeln zu empfangen, ihnen dadurch Ehre macht, daſs er sie führt. Hast du persönliche Verdienste, wofür wolltest du dich mit fremden brüsten! Hast du keine, — was könnte unverschämter und zugleich schmählicher für dich selbst seyn, als Geburtsrechte geltend zu machen, die dich der Mühe überheben sollen, einen eigenen Werth zu haben? Dich eines Geburtsrechts an Ehrenstellen anzumaſsen, zu welchen du nicht tauglich wärest? an Unterschei-

dungen und Gnadenbezeigungen, die du nicht um den Staat verdient hättest? Oder willst du etwa gar behaupten, darin bestehe eben dein Prärogativ, daſs du keiner Talente noch Verdienste nöthig habest, um an alle diese Vortheile Anspruch machen zu können? Wie? du wolltest dich auf ein angestammtes Recht berufen, um diejenigen, die keine andern Titel als ihre eigenen Talente und Verdienste aufzuweisen haben, von solchen Ehrenstellen und Vortheilen zu verdrängen oder gänzlich auszuschlieſsen, die ihrer Natur nach nur dem Talente, nur dem persönlichen Verdienste gebühren? Du wolltest dich, zu ihrem und (was noch mehr ist) des gemeinen Wesens Nachtheil, des Vortheils über sie bedienen, daſs deine Familie mehr Gelegenheit gehabt hat, sich auf Unkosten des Staats zu bereichern als die ihrige? Nein, das kannst du nicht, Bruder Matthieu! Unsre edeln Vorfahren würden dich mit Füſsen von sich stoſsen, dich für einen Bastard erklären, wenn sie nur argwohnen müſsten, daſs du dich ihres Adels, der nie der deinige seyn kann, auf eine so unedle Art prävalieren wolltest, gesetzt auch die Zei-

ten eines Ludwigs des Vierzehnten und Funfzehnten wären noch die unsrigen. Sey edel gesinnt wie sie; zeichne dich vor deinen Mitbürgern und Zeitgenossen durch Verdienste, durch Tugenden, durch rühmliche Thaten aus, wie einige von ihnen; erwirb dir das Vertrauen, die Liebe, die Hochachtung, den Dank deines Vaterlandes; verdiene in seinen Jahrbüchern eine Stelle unter den Männern, die das eiserne Joch des Despotismus zerbrochen, die schimpflichen Narrenseile des blinden Vorurtheils zerrissen, eine Jahrhunderte lang getäuschte, irre geführte und gemifshandelte Nazion in Freyheit gesetzt, und die zuverlässigste Hoffnung besserer Zeiten auf eine Verfassung und Gesetzgebung zu bauen gedenken, die auf den ewigen Aussprüchen der Vernunft und Erfahrung, als auf unzerstörbaren Grundpfeilern, ruhen soll: 11) Das thue,

11) Ich bitte mich nicht mifszudeuten. Eine solche Verfassung erwartete der vernünftigere Theil der Nazion von ihren Repräsentanten, und eine solche gedachten ihr auch die Vernünftigsten unter den letztern zu geben. Von dem, was sie nach und nach wirklich unter dem unseligen Kampfe des Parteygeistes

mein Freund, und dann nenne dich Matthieu Montmorency oder Lukas Asnier, du wirst ein edler Mann seyn, und von dem ganzen Menschengeschlechte dafür erkannt werden!

U. Ich glaube du hast Recht, Bruder Ich! Du bist immer in allen Dingen klüger als ich gewesen; ich fühle die Wahrheit alles dessen was du mir da gesagt hast, und ich schäme mich vor dir, daſs ich nur einen Augenblick anders denken konnte.

V. Da wir also Eins sind, und du und ich nun wirklich nur Eine Person ausmachen, so laſs uns stehendes Fuſses auf die Tribune steigen, und diesem Stentor Maury, der uns Dinge weiſs machen will wovon er selbst kein Wort glaubt, zeigen, daſs ein Montmorency, der sich seines Nahmens würdig fühlt, keinen andern Titel nöthig hat, und nichts zu verlieren glaubt, indem er, auf der Laufbahn nach allem was schön und groſs ist, sich mit dem unscheinbarsten seiner Mitbürger in Eine Linie stellen läſst.

und der Privatleidenschaften geworden ist, ist jetzt noch nicht die Rede.

Es versteht sich von selbst, daſs einem jeden, Franzosen oder Deutschen, der dazu Recht und Lust haben mag, frey steht, seinen ganzen Nahmen und Titel an die Stelle des edeln *Premier Baron Chretien* zu setzen, an dessen Platze ich mir die Ehre gegeben habe, dieses kleine Duodrama von den zwey Seelen spielen zu lassen, welche jeder Mensch (wenn er auf sich selbst Achtung geben will) so gut wie Xenofons Araspes bey hundert Gelegenheiten in seinem Busen dialogieren hören kann. Horaz war ein groſser Liebhaber von diesen Selbstgesprächen, und der sinnreichste und positive Filosof unsers Jahrhunderts, der Graf Anton Shaftesbury, empfiehlt sie mit Recht als ein vortreffliches Hausmittel, unsre innerliche Ökonomie auf einen guten Fuſs zu setzen, und dem vernünftigen Theil unsres Selbsts über den unvernünftigen (oder, um uns höflicher auszudrücken, den sinnlichen) das gehörige Übergewicht zu verschaffen. Denn in der That kommt es bey allen Fehden, die zwischen diesen zwey Hälften der mensch-

lichen Natur nur immer vorfallen können, bloſs darauf an, daſs die Vernunft gehört werde: sie wird und muſs immer den Sieg erhalten, wenn man sie nur ruhig ausreden läſst; oder es müſste mit der andern Hälfte schon so weit gekommen seyn, daſs sie auf allen Vieren ginge.

Sankt Franz von Assisi (einer von den gutlaunigsten und grundehrlichsten Heiligen im ganzen Kalender) pflegte diese letztere, mit vieler Richtigkeit des Ausdrucks, nur seinen Bruder Esel zu nennen, und behauptete: daſs Bruder Esel schlechterdings — wie ein Esel behandelt werden müsse, wenn es gut mit uns Menschen stehen solle. Und wirklich, wer die Sache genauer beherzigen will, wird finden, daſs alle die unzähligen Übel, womit sich das arme Menschengeschlecht, unter unsäglichen Mühseligkeiten und Beschwerden, seit mehrern tausend Jahren geschleppt hat, ihren wahren Grund immer in erstaunlichen Albernheiten haben, die lediglich auf Rechnung des besagten starrsinnigen Thieres kommen, und von der Vernunft, so bald sie sich Gehör verschaffen kann, mit einem einzigen Wort in Staub und Asche verwandelt werden.

Unglücklicher Weise hatten sich diese Albernheiten, unter respektabeln oder doch respektierten Nahmen, oft viele Jahrhunderte lang in den finstern Köpfen des maschinenartigen Theils der Menschen so festgesetzt, daſs es unter zehen tausenden kaum Einem einfiel, sich selbst darüber zur Rede zu stellen; und eben darum muſste es den Wenigen, bey welchen die Vernunft damahls schon zum Durchbruch kam, so übel bekommen, zur Unzeit hellere Augen zu haben als ihre Zeitgenossen. Und wenn auch endlich ein Volk von einer Stufe der Aufdämmerung zur andern unvermerkt so weit kommt, daſs es auf einmahl in den meisten Köpfen Tag wird: so wirkt doch die alte Gewohnheit noch immer bey vielen mechanisch fort, so, daſs sie vor der nothwendigen Schluſsfolge aus zweyen Sätzen, deren Wahrheit sie sich selbst aus innerer Überzeugung zu gestehen gezwungen sind, wie vor einem Gespenste zurück fahren, und den Anblick der Vernunft, trotz aller ihrer von den Weisen mit so vieler Entzückung angepriesenen Schönheit, nicht eher ertragen können, bis Zeit und Gewohnheit ihre

Augen mit den Zügen und dem Glanze dieser Unsterblichen vertrauter gemacht haben.

Etwas von dieser Art mag wohl, allem Ansehen nach, der Fall der wackern Männer auf der rechten Seite der Nazionalversammlung gewesen seyn, die bey Abfassung des Dekrets, wovon hier die Rede ist, ein so misstönendes *Ex profundis* anstimmten, und — mit einem Eifer, wodurch sie sich, bey einer Gelegenheit wie diese, einem Bayard oder Catinat schwerlich sehr empfohlen hätten — erklärten: „Keine Dekrete und keine Macht in der Welt könne sie verhindern, als *Gentilshommes* zu leben und zu sterben.“

Ich gestehe gern, dass es selbst für einen Immanuel Kant eine schwere Aufgabe wäre, den eigentlichen Sinn des Wortes *Gentilhomme* genau zu bestimmen und von aller Dunkelheit und Vieldeutigkeit zu befreyen: aber diese Herren mussten doch, sollte man glauben, wissen, was sie sich bey einem Worte, für welches sie leben und sterben wollen, dachten. Oder ging es ihnen viel-

leicht wie dem ehrlichen Sancho im Don Quischott? der wenn ihm zuweilen begegnet, sich in seinen Reden so zu verwickeln, daſs er selbst nicht mehr weiſs was er sagt, sich damit tröstet, Gott verstehe ihn wenigstens. — Bedeutet etwa das Französische Wort *Gentilhomme* so viel und nicht mehr als das Englische *Gentleman*, so hätten sie sich eine so lebhafte Erklärung ersparen können, da gewiſs niemand in der Welt unhöflich genug seyn wird, ihnen diese Benennung in der letztern Bedeutung streitig zu machen. Oder wollten sie etwa so viel damit sagen: kein Dekret in der Welt könne machen, daſs sie nicht die Söhne, Enkel, Urenkel u. s. w. ihrer Väter, Groſsväter, Urgroſsväter, u. s. w. wären? — Auch dieſs begehrt ihnen gewiſs niemand abzustreiten. Oder wollten sie damit behaupten, die Nazion könne ihnen die Titel, Chevalier, Baron, Comte, Vicomte, Vidame, Marquis, Duc, u. s. w. wenn sie ihnen von ihren Vorältern her angestammt seyen, mit Recht eben so wenig nehmen als ihre Erbgüter? Darüber möchte sich allenfalls in einem akademischen Sahle für und wider disputieren lassen; und es verlohnte sich wohl

der Mühe, wenn von wirklichen Herzogthümern, Land- und Markgrafschaften, Fürstenthümern, Grafschaften und Baronien die Rede wäre, deren man sie entsetzen wollte. Aber bloſs leere Titel! Wer wird sich einen so unbedeutenden Verlust so tief zu Herzen nehmen? Und wie konnten die guten Herren, die sonst von einem so groſsen Eifer für die königliche Autorität beseelt waren, zu einer Zeit, wo der König selbst so viele und groſse Prärogativen, ohne nur ein Wort dagegen zu sagen, dem allgemeinen Besten aufgeopfert hatte, noch an ihre eigenen kleinen Personen denken, und über das Opfer eitler Ehrentitel, die mit der neuen demokratischen Verfassung des Französischen Reichs ohnehin unverträglich waren, ein solches Aufheben machen? Eine Nazion, welche Macht genug hatte, ihre ganze vorige Verfassung von Grund aus umzuwerfen; eine Nazion, die ihrem vor so kurzer Zeit noch unumschränkten Könige die Suveränität, und der Klerisey, welche die Schlüssel des Himmelreichs hat, ihre Güter nehmen durfte, hat gewiſs auch die Macht, ihrem vormahligen Adel (dessen politische Vorrechte schon mit

der abgeschafften Feudalverfassung von selbst verschwunden wären) seine Titel zu nehmen, und wird sich, nachdem sie sich der höchsten Gewalt und der Majestät selbst anmaſsen durfte, wohl schwerlich das kleine Recht nehmen lassen, Benennungen abzuschaffen, die sich auf eine Ungleichheit zwischen den Bürgern des Staats beziehen, von welchen das Volk auch nicht den Schatten einer Erinnerung übrig lassen will.

Dieſs alles ist so klar, daſs es den Herren, von welchen die Rede ist, ehe sie noch den Mund aufthaten nothwendig in Gedanken schweben muſste. Was für einen Sinn sollen wir also ihrer Erklärung geben? Was können sie sich dabey gedacht haben? — Doch in heftigen Gemüthsbewegungen weiſs man zuweilen selbst nicht recht was man spricht, und spricht oft ganz was andres als man denkt. Vielleicht wollten sie nichts weiter damit sagen, als, keine Macht im Himmel und auf Erden könne ihnen wehren, sich selbst für Personen zu halten, denen die *Gentilhommerie* als ein angezeugter, eingegossener und eingefleischter, mit ihrem ganzen Wesen unzertrennlich und (wie es die Theologen

nennen) hypostatisch vereinigter Karakter, beywohne; und in diesem tröstlichen Glauben wären sie entschlossen, trotz Welt, Teufel, Filosofie und Nazionalversammlung, zu leben und zu sterben. — Wenn dieses, wie ich vermuthe, ihre Meinung war, so mufs man gestehen, dafs kein Wort darauf zu antworten ist.

Es giebt Dinge, lieben Freunde, die man nie untersuchen oder auf die Kapelle bringen, sondern von Kindesbeinen an, nach dem Beyspiel aller uns umgebenden Personen, immer geglaubt haben mufs, wenn sie die verlangte Wirkung, „mit Furcht und Zittern respektiert zu werden, und also immer unangefochten zu bleiben," bey uns wunderlichen Erdenkindern hervorbringen sollen. Von dieser Art ist z. B. die Gabe der Könige von England Kröpfe zu heilen, die Unfehlbarkeit des heiligen Vaters zu Rom, die Existenz der Popanze, Melusinen, Feen und weifsen Frauen, der Hexensabbat auf dem Blocksberge, die Wunderkraft des Blutes des heiligen Januars zu Neapel, das göttliche Recht der Könige, die Majestät des Volks, und was dergleichen mehr ist; — und von dieser Art, sagen die

Stoiker, ist auch das so schwer zu erklärende, mit dem Glauben so leicht zu fassende, der Vernunft hingegen so unbegreifliche Ding, das man den erblichen Adel nennt.

Auf Dinge dieser Art läſst sich sehr füglich anwenden, was Terenz seinen Parmeno von der Liebe sagen läſst:

Here, quae res in se neque consilium neque modum
Habet ullum, eam consilio regere non potes.

Sie gehören ganz und gar nicht unter die Gerichtsbarkeit der Vernunft; sie müssen unter dem Schutze des heiligen und unzugangbaren Dunkels, das sie umgiebt, in ehrfurchtsvoller Entfernung angebetet werden, und alles geht gut (wenigstens für die Götzen und ihre Priesterschaft) so lange die Menschen glauben und zittern. So bald hingegen der allgemeine Glaube an diese Dinge erkaltet ist, 12)

12) Dieſs scheint selbst in solchen Ländern von Europa, wo der blinde Glaube ehemahls seinen vornehmsten Sitz hatte, schon seit geraumer Zeit der Fall gewesen zu seyn. Schon vor dreyſsig Jahren klagte ein ehrlicher Krämer zu Loretto dem berühmten Goldoni, der ihm etwas von seinen heiligen Sieben-

so bald sie so wenig mehr täuschen, daſs man ihnen immer näher auf den Leib rückt, sie von allen Seiten zu begucken, zu beriechen und zu betasten anfängt, allerley Proben und Versuche mit ihnen anstellt, und endlich gar die naseweisen Fragen, *quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando?* (wer? was? wo? womit? warum? wie? wann?) über sie aufzuwerfen sich beygehen läſst: so bald es mit ihnen dahin gekommen ist, so wär' es wohl am besten (wenigstens am klügsten) gethan, gar nicht mehr davon zu sprechen.

sachen abkaufte, es ginge leider mit seinem Gewerbe nicht mehr wie ehedem. „Ach, mein Herr, sagte er, es war eine Zeit, wo die allerseligste Jungfrau Maria so viel Segen zu unserm Handel gab, daſs Leute meiner Art in kurzem zu einem ansehnlichen Vermögen gelangten. Aber seit einigen Jahren hat die Mutter Gottes, unsrer Sünden wegen, ihre Hand ganz von uns abgezogen; der Absatz unsrer Waaren wird von Tag zu Tag geringer, wir verdienen kaum noch das liebe Brot, und wenn die Herren Venezianer nicht noch das Beste thäten, wir müſsten unsre Läden ohne weitres schlieſsen.“ *Memor. del Sgr. Goldoni T. 8. pag. 23.*

Indessen, da ich mich nun einmahl mit dieser kitzligen Adelssache befaſst habe, sey mir wenigstens erlaubt, mit aller Gutherzigkeit eines Erdbürgers *qui omnia sua secum portat*, zu sagen, wie ich sie aus meinem kosmopolitischen Standpunkte zu sehen glaube.

Um mich selbst so viel möglich ins Klare zu setzen, betrachte ich den erblichen Adel (denn von diesem allein ist hier die Rede) aus einem zwiefachen Gesichtspunkte: als einen Vorzug der Geburt, der sich auf die Meinung anderer dieses Vorzugs ermangelnder Menschen gründet; und als ein politisches Institut, welches jener Meinung eine solche Sankzion giebt, daſs die besagten Menschen, wenn sie diese Meinung gleich nicht haben, doch so handeln und überhaupt sich so stellen, und stellen müssen, als ob sie dieselbe hätten. Ich schränke mich, meinem Zweck gemäſs, dermahlen bloſs auf den ersten Gesichtspunkt ein, und werde vielleicht zu einer andern Zeit Gelegenheit finden, nachzuhohlen, was ich über den Adel, in so fern er ein politisches Institut ist, etwa zu bemerken habe.

Was also den ersten Punkt betrifft, so ist es in unsern Tagen, meines Wissens, etwas unter allen verständigen Leuten ausgemachtes, daſs die Meinung, als ob die Abstammung von adlichen, verdienstvollen oder verdienstleeren, berühmten oder unberühmten Ältern, an sich selbst einem Kindlein irgend einen fysischen oder moralischen Vorzug vor andern Kindern gebe, oder als ob ein Mensch, dessen Urgroſsvater Armeen kommandierte und Europa wohl oder übel regieren half, bloſs deſswegen ein besserer und respektablerer Mensch sey, als einer, dessen Urgroſsvater hinter dem Pfluge ging oder an einem Webstuhle saſs, — es ist, sage ich, etwas längst ausgemachtes, daſs diese Meinung ein Vorurtheil sey, das keine vernünftige Untersuchung aushalten kann. Man würde sich in den Augen der Montmorency, Montausier, Rochefoucaud, Noailles, la Fayette und ihres gleichen lächerlich machen, wenn man eine solche Albernheit behaupten wollte.

Wenn die Menschen also nichts als vernünftige Wesen, und, so zu sagen, lauter Vernunft wären, oder wenn sich hoffen lieſse, daſs sie jemahls zu einem so hohen

Grade der Veredlung ihrer Natur gelangen könnten: so würde jenes Vorurtheil, zugleich mit allen übrigen, wodurch die bürgerlichen Gesellschaften seit einigen tausend Jahren (mehr oder weniger leidlich) zusammen gehalten worden sind, ohne jemands Widerrede und Protestazion, von selbst aus der Welt verschwinden.

Aber dieſs ist nicht der Fall, dieſs wird und kann niemahls der Fall seyn. Die Vernunft wird, so lange wir Menschen bleiben, in einem jeden immer nur einen kleinen Theil seines Mikrokosmus mit vollem Lichte bestrahlen: der gröſsere wird immer, mit unzähligen Abstufungen des Lichts und Schattens, in Dämmerung, Nebel und Dunkelheit liegen; und sinnliche Gefühle, helldunkle Vorstellungen, und tausenderley magische Erscheinungen der innern Sinne, (die Resultate eines feinen mechanischen Spiels unzähliger geheimen Springfedern des Herzens und der Einbildungskraft) werden nie aufhören, mit einer Art von Zaubergewalt auf die menschlichen Gemüther zu wirken.

Es giebt kein einziges Vorurtheil, das sich nicht auf einen Schein von Erfahrung und

Wahrheit stützte, oder mit mehr oder weniger feinen Fäden in die innigsten Gefühle der Menschheit verwebt wäre. Manche derselben sind der Moralität beförderlich, und daher, in so fern sie sich am Ende in schöne Empfindungen und Gesinnungen auflösen lassen, berechtigt, von der Vernunft selbst in ihren Schutz genommen zu werden.

Ich müſste mich sehr irren, oder der edle Stolz, der den Abkömmling einer alten, an groſsen und verdienstvollen Männern reichen Familie antreibt, sich des glänzenden Nahmens, den er von ihnen geerbt hat, würdig zu machen, mit allen seinen schwärmerischen Erscheinungen — auf der einen Seite; und das unfreywillige vermischte Gefühl von Ehrerbietung und Liebe beym Anblick des würdigen Erben eines Nahmens, der auf einmahl tausend in einander flieſsende Vorstellungen von allem, was in den Augen der Menschen groſs, schön und beneidenswürdig ist, in unserm Gemüthe erregt, und uns eine solche Person vor tausend andern interessant und wichtig macht, auf der andern Seite — diese Gefühle sind tief in der menschlichen Natur gewurzelt, und werden, so lange die

Menschen — Menschen bleiben, durch kein Dekret irgend einer Nazionalversammlung aus ihr heraus dekretiert werden. — Ich sage noch mehr: desto schlimmer für die Nazion, aus deren Herzen eine übermüthige und dieses Nahmens unwürdige Filosofie so schöne Gefühle, so wohlthätige Vorurtheile (wenn man sie ja durch diesen Nahmen degradieren will) mit der Wurzel ausreuten könnte!

Ich weiſs sehr gut was mir die Verfechter des Dekrets gegen diese Behauptung einwenden können. Aber wenn ich gefragt würde, wie groſs wohl, unter allen den Comtes und Vicomtes, Ducs, Marquis und Barons, die durch dasselbe künftig auf ihren bloſsen Geschlechtsnahmen reduciert worden sind, die Anzahl derjenigen sey, die unter ihren Ahnen viele um die Welt oder wenigstens um ihre Nazion wahrhaft verdiente Männer aufzuweisen haben, und diesen Ahnen Ehre machen? — so würde ich — einen Augenblick, verstummen, und dann antworten: Vielleicht, selbst bey dieser groſsen Verdorbenheit der Gemüther und der Sitten, die seit den Zeiten des *Duc Regent* nach und nach alle höhern Klassen in Frankreich bis

aufs Mark durchdrungen hat, (an welcher aber der Adel nicht mehr Schuld, und von welcher er nicht weniger das Opfer ist, als andere Klassen) vielleicht, dieser Verderbniſs und Ausartung ungeachtet, noch immer weit gröſser als man glaubt! — Aber gesetzt auch, daſs die Zahl der Französischen Edelleute, in deren Herzen noch ein lebendiger Funke jenes alten Ritter- und Heldengeistes glüht, den der verstorbene Graf von Tressan so schön zu schildern wuſste, noch so klein wäre: was gewänne die Nation dabey, wenn sie, durch einen Schlag mit Merlins Zauberpritsche, auf einmahl alles Bewuſstseyn ihrer Herkunft, alle Erinnerungen an den Ruhm ihrer Vorfahren aus ihrem Gedächtnisse, und alle Bilder und Denkmähler derselben aus den Sählen, Gallerien und Kapellen ihrer Schlösser, heraus zaubern könnte? Und um was würde Frankreich gebessert seyn, oder sich mehr Gutes von ihnen zu versprechen haben, wenn sie alle sammt und sonders von diesem Augenblick an, vermöge der besagten Zauberpritsche, von lauter Kesselflickern und Scheerenschleifern abzustammen glaubten?

Man sage mir nicht: „Weder der Geist der Ritter des 14ten, 15ten und 16ten Jahrhunderts, noch derjenige, der in den Französischen Adel fuhr, seitdem der ehrsüchtige Priester Armand du Plessis-Richelieu ihren alten Stolz durch Hinrichtung des gröſsten Montmorency seinen ungeschmeidigen Nacken unter die Füſse der Könige und ihrer Minister biegen lehrte, — weder dieser Geist noch jener schickt sich mehr für unsre Zeit.“

Ohne Zweifel würden die groſsen Männer aus dem Adelstande, welche so viel zum Glanze der Regierung Ludwigs des Vierzehnten beygetragen haben, wenn sie mit den Grundsätzen und der Vorstellungsart ihrer Zeit im Julius 1789 von den Todten erweckt und an ihre ehemahligen Plätze gestellt worden wären, es für Pflicht gehalten haben, die königliche Autorität und die alte Verfassung bis auf den letzten Blutstropfen zu behaupten. Aber eben derselbe Geist und Muth, eben dieselbe Würde und Gröſse der Seele erhält in verschiedenen Zeiten, durch die Verschiedenheit der Begriffe sowohl als der Umstände, verschiedene Richtungen.

Epaminondas, am Hofe eines Artaxerxes geboren, würde ein eifriger Royalist gewesen seyn; und die Turenne, die Montmorency-Luxemburg, die Catinat, die Noailles, die Villars, u. s. w. würden, wenn ihre Jugend in unsre Zeit gefallen wäre, wahrscheinlich Freunde, Waffenbrüder und Nebenbuhler des edeln la Fayette in der ruhmwürdigsten aller Unternehmungen gewesen seyn.

So nenne ich die unternommene Befreyung einer grofsen Nazion von dem eisernen Despotismus einer in die unerträglichste Aristokratie ausgearteten monarchischen Regierung, von den drückendsten und schmählichsten Mifsbräuchen aller Art, von barbarischen Gesetzen, und von einer verderblichen Staatsverwaltung. Aber so werde ich nie das Unternehmen nennen, statt einer (nach dem Beyspiel der Englischen Konstituzion) durch hinlänglich sicher gestellte Rechte des Volks in ihre wahren Grenzen eingeschränkten Monarchie, eine ungeheure, unendlich verwickelte, unbehülfliche und unsichere Demokratie aufzustellen; eine Demokratie, wie nicht nur noch nie eine gewesen ist, sondern

auch, aller moralischen Wahrscheinlichkeit nach, unter fünf und zwanzig Millionen Menschen keine bestehen kann, und wenn sie auch alle auf einmahl in lauter Gracchus, Brutus, Kassius und Algernon-Sidney's verwandelt würden.

Unstreitig hätte mit dem Adel, so gut als mit dem Hofe und der Klerisey, diejenige Reformazion vorgenommen werden sollen, die zum allgemeinen Besten unumgänglich nöthig war. Aller ungerechte, unbillige, und bloſs des Miſsbrauchs wegen verhaſste Unterschied zwischen den adelichen und nicht adelichen Bürgern eines und desselben Staates muſste aufgehoben werden. Talente und Verdienste muſsten Titel seyn, die einem jeden Bürger den Weg zu jeder öffentlichen Ehrenstelle öffneten. Ruhmvolle Ahnen muſsten einem verdienstlosen Menschen hierin kein Vorrecht geben. Nichts kann gerechter seyn als alles dieſs! Aber es war auch gerecht, oder wenigstens billig, und einer so schön denkenden Nazion, wie die Französische, würdig, die Verdienste und Tugenden edler Vorfahren noch in den Erben ihres Nahmens zu ehren, und den Überresten des einst so

berühmten Französischen Adels, den Nachkommen der Männer, deren Geschichte seit Jahrhunderten mit den Annalen Frankreichs und der allgemeinen Weltgeschichte beständig verflochten war, so viel Vorzüge zu lassen, als mit einer freyen Konstituzion nicht nur verträglich, sondern als selbst zu gröſserer Festigkeit, Würde und Vollkommenheit derselben nöthig war.

Es hat einem schwindligen Freyheitsgeist und der Nazionalversammlung anders beliebt; und wenn es (wie man bald nicht länger zweifeln kann) ihr ganzer Ernst ist, dem Französischen Reich die Verfassung von Ury, Schwyz, Unterwalden, Glarus und Appenzell zu geben, so konnten sie freylich nicht weniger thun. Wie sie dabey fahren werden, wird sich zeigen. Der 14te Julius (dessen Morgenröthe, indem ich dieses schreibe, nur noch sechs und dreyſsig Stunden entfernt ist) wird, allem Ansehn nach, ein sehr entscheidender Tag seyn.

Ich schlieſse diesen kleinen Aufsatz, mit der (vielleicht überflüssigen) Erinnerung, daſs alles bisher gesagte ohne besondere Rücksicht auf unsern Deutschen Adel

geschrieben ist, und daſs man mir so viel Altdeutschen Biedersinn und Vaterlandsliebe zutrauen darf, daſs ich meine Gedanken über den letztern und über unsere Nazionalverfassung überhaupt, nicht verblümt und durch Gleichnisse, sondern geradezu (wie ein Mann zu seinen Brüdern reden soll) vortragen würde, wenn ich glaubte, daſs es Zeit dazu sey. Aber Reden hat seine Zeit und Schweigen hat seine Zeit, sagt der weise König Salomon. Es fehlt noch viel daran, daſs wir den Punkt erreicht hätten, wo ein Volk reif für gewisse Wahrheiten ist, und wo es ihm wirklich nützlich ist, daſs es über seine gemeinschaftlichen wichtigsten Angelegenheiten mit Ernst zur Sprache komme. Alles was wir jetzt noch vielleicht ertragen möchten, könnten etwa patriotische oder weltbürgerliche Träume seyn, die, als Träume, ohne Bedeutung sind, und von gravitätischen Leuten nicht einmahl angehört werden.

Indessen kann es nichts schaden, wenn wir von Zeit zu Zeit einen verständigen Blick auf das, was um uns her vorgeht, werfen, und, durch fremde Beyspiele auf andrer Leute Kos-

ten weiser gemacht, die Thorheiten und Vergehungen aller Art kennen und vermeiden lernen, wovon wir König, Prinzen, Minister, Adel, Klerisey und Volk — bey einer Nazion, die so viel vor uns voraus hat und tagtäglich Beweise von dem edelsten Gefühl und dem richtigsten Verstande ablegt — die traurigen Opfer werden sehen.

IV.

Sendschreiben

an

Herrn P. E. in K.

Im Januar 1792.

Sie sind von so vielen Jahren her einer der ersten, deren Beyfall zu verdienen ich gewünscht habe: wie könnt' es anders seyn, als daſs Ihre in so lebhaften Ausdrücken mir bezeigte Zufriedenheit mit meinen Gedanken über die Französischen Angelegenheiten mir groſses Vergnügen machen muſste?

Und doch muſs ich Ihnen gestehen, daſs diese Freude in etwas durch den Gedanken gestört wurde, daſs es vielleicht nicht in

meiner Macht stehe, immer Ihrer Vorstellungs-art und Ihren Wünschen gemäſs über eine Sache zu urtheilen, die von so vielen Seiten angesehen werden kann, so unendlich ver-wickelt ist, und so vielerley politische Pro-bleme darlegt, deren Auflösung einem Aus-schusse der weisesten Staatskunstverständigen aller Zeiten zu schaffen machen würde. Sie selbst, mein Freund, so zart und schonend Sie Sich in Ihrem ganzen Schreiben ausdrücken, scheinen mir nicht verbergen zu wollen, daſs dieſs der Fall bereits gewesen sey. Sie waren mit der Addresse des Eleutherius Filoceltes an die Nazionalversammlung so übel zufrieden, „daſs Sie gegen jeden behaup-teten, ich könne sie nicht geschrieben haben;" und noch neuerlich betrübte Sie, (wie Sie sagen) daſs ich an einem glücklichen Aus-gang der Französischen Revoluzion zu ver-zweifeln anfing, und die Westfranken noch nicht für reif zur Freyheit hielt. Sie bitten, Sie beschwören mich sogar, (gleich als ob der gute Erfolg der Französischen Re-voluzion oder das Wohl unsers eigenen Vater-landes von meinem Muth abhinge) Sie be-schwören mich um meiner warmen Menschen-

liebe willen, doch keine Muthlosigkeit öffentlich zu äusern, weil Sie überzeugt sind, daſs der guten Sache dadurch geschadet werde. Alles dieses, mein theuerster Freund, scheint es auf meiner Seite nöthig zu machen, daſs ich mich über verschiedene von Ihnen berührte Punkte bestimmt genug erkläre, um Sie wegen meiner Gesinnungen in keiner Ungewiſsheit zu lassen. Zu diesem Ende muſs ich noch eine Stelle aus dem Anfang Ihres Schreibens anführen.

„Da ich (sagen Sie) gern und freudig mein Leben hingäbe, wenn dadurch die Völker in eine vortreffliche Regierungslage gebracht werden könnten und wenn davon ein glücklicher Ausgang der Französischen Revoluzion abhinge: so werden Sie Sich leicht vorstellen, welch einen hohen Werth ich allen Aufsätzen beylege, die Sie für diese gute Sache geschrieben haben. Ihre Schriften werden weit und breit, und auch besonders von den Mächtigen Deutschlands gelesen. Ihre richtige Filosofie und Ihre . . . Schreibart müssen also eine starke Wirkung bey den natürlichen Widersachern guter Staatskonstituzionen hervorbringen, und man wird nicht so leicht zu despotischen

Maſsregeln zu schreiten wagen, wenn Sie unveränderlich den Rechten der Menschheit das Wort reden."

So gewiſs ich auch bin, daſs ein Mann von Ihrem Karakter über die bloſse Möglichkeit einer wissentlichen Schmeicheley weit erhaben ist: so kann ich mich doch nicht überreden, daſs irgend etwas, das ich schreiben könnte, von so groſsem Einfluſs und Gewicht seyn sollte, als Sie glauben. Wäre aber dem so, nun so gebe der Himmel sein Gedeihen zu meinen Bemühungen! Denn so lange ich das Vermögen behalten werde zu denken, und zu sagen was ich denke: so lange werde ich — ohne eine andere Furcht, als die vor den Schlingen, welche meine eignen oder fremde Vorurtheile und Leidenschaften, und andere uns selbst unmerkliche Unlauterkeiten und Sofistereyen des Egoismus meiner Vernunft legen möchten — nicht aufhören, dem, was ich für Wahrheit erkenne, öffentlich zu huldigen, und meine Gedanken über die wichtigen Gegenstände, an welchen Allen gelegen und worüber sich zu irren oder irre geführt zu werden Allen schädlich ist, so gut und so laut zu sagen als ich kann.

Diesem zu Folge werde ich auch nie müde werden, die wirklichen und richtig bestimmten Rechte der Menschheit (oder, was mir eben dasselbe heiſst, Rechte des Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft) gegen alle und jede (in so fern nehmlich die Sache mit Vernunftgründen, und nicht mit Dolchstöcken, Flintenkolben und Laternengalgen ausgemacht wird) bey jeder Gelegenheit nach meinem besten Vermögen zu behaupten. Bey dieser Entschlieſsung besorge ich nichts von despotischen Maſsregeln, und erkundige mich sehr wenig nach der Wirkung, welche meine Aufsätze bey den natürlichen Feinden guter Staatsverfassungen hervorbringen mögen; fest versichert, daſs unter unsern Mächtigen aller Klassen, die Anzahl derer, denen man durch freymüthigen Vortrag seiner Gedanken über allgemein angelegene Gegenstände miſsfallen kann, durch die Zahl der aufgeklärten und wohl gesinnten wo nicht bereits überwogen, doch wenigstens im Gleichgewicht erhalten wird; und also so leicht nicht zu befürchten ist, daſs ein Deutscher Schriftsteller, der es mit der Menschheit immer wohl gemeint

hat, und vierzig Jahre lang in ruhigem Besitze seines Rechts laut zu denken gelassen worden ist, unter dem unmittelbaren Schutz eines weisen und gerechten Fürsten, ich weiſs nicht durch welche gesetzlose Allgewalt (denn in Germanien ist, Gott Lob! niemand über dem Gesetz) sich erst noch in seinem Alter genöthigt sehen sollte, den Wanderstab zu ergreifen, und einen Zufluchtsort zu suchen, wo es kein Verbrechen wäre, als ein freyer Mann zu denken und zu schreiben. Beruhigen Sie Sich also von dieser Seite, mein verehrter Freund, und seyn Sie versichert, daſs Sie den Schmerz nie erleben sollen, mich an der guten Sache der Menschheit zum Verräther werden zu sehen.

Aber — ist denn diese gute Sache mit der Französischen Revoluzion einerley? oder ist es so ausgemacht, daſs die Sache der letztern eine gute Sache, eine Sache ist, für welche alle wahren Kosmopoliten und Freunde der Menschheit Partey nehmen müſsten?

Erlauben Sie mir, daſs ich mich hierüber in möglichster Bestimmtheit gegen Sie erkläre.

Die Französische Staatsrevoluzion ist — eine geschehene Sache. Die Frage, ob die Nazion dazu berechtigt gewesen sey? scheint mir, da geschehene Dinge nicht zu ändern sind, eben so überflüssig zu seyn, als sie, wegen des Missbrauchs, der von Bejahung oder Verneinung derselben gemacht werden kann, gefährlich ist. Genug sowohl für uns, als für die, welche Gewalt über uns haben, — dass Staatsrevoluzionen überhaupt nichts sehr ungewöhnliches sind; — dass sie (wie alle andere Weltbegebenheiten) Wirkungen natürlicher Ursachen sind, und in den meisten Fällen nach einem so nothwendigen Naturgesetz erfolgen, dass ein Kenner und scharfer Beobachter der menschlichen Dinge beynahe mit Gewissheit vorher sagen könnte, wo und wann dergleichen sich ereignen müssten.

Zwar sind die Menschen ihrer Natur nach mit einem hohen Grade von Duldungs- und Ausdaurungskraft begabt. Es wäre, wenn uns Frankreich nicht das Beyspiel gegeben hätte, unglaublich, was für Lasten selbst ein lebhaftes und ungeduldiges Volk nach und

nach ertragen lernt; was für ungeheure Ungerechtigkeiten, welche schmähliche Behandlung, welche Abscheulichkeiten es eine lange Zeit aushalten kann, wenn nur sein Leiden durch fast unmerkliche Gradazionen zunimmt, und die Gewalt, von welcher es zu Boden gedrückt wird, allen Widerstand unmöglich zu machen scheint. Aber selbst die lastbarste Duldsamkeit hat ihr Mafs und Ziel: wird auch dieses überschritten, so geht sie endlich in Verzweiflung über, und die Verzweiflung eines grofsen Volks ist immer der erste Augenblick eines allgemeinen Gefühls seiner eigenen Stärke. Es wäre Unsinn auf Seiten der Gewalthaber, ein an leidenden Gehorsam gewöhntes Volk bis zu diesem Augenblick zu treiben: und doch wird diese Wahrheit vielen vergeblich gepredigt! Es müssen solche Begebenheiten erfolgen, wie wir erlebt haben, um sie zum Nachdenken zu nöthigen: aber (man kann es nicht oft genug wiederhohlen, (wohl denen, die klug genug sind, durch andrer Leute Schaden weise zu werden!

Man braucht sich nur des ganzen Zusammenhangs der Umstände zu erinnern, unter welchen der allgemeine Aufstand der Franzö-

sischen Volks im Julius 1789 erfolgte, um überzeugt zu werden, daſs diese Begebenheit eine zur Reife gekommene unaufhaltbare Wirkung vorgehender Ursachen war, auf welche die Frage, ob sie mit Recht oder Unrecht erfolgt sey? nicht viel besser paſst, als auf ein Erdbeben in Kalabrien oder einen Orkan in Jamaika.

Allein, nachdem sie nun erfolgt war, und wenigstens eilf Zwölftheile der ganzen Nazion ihren allgemeinen Willen, „nicht länger zu dulden was schon lange nicht zu dulden war," mit einer Energie, die allem Widerstand Trotz bot, zu Tage gelegt hatten: welcher unbefangene Zuschauer dieser groſsen Begebenheit hätte so wenig Menschlichkeit haben können, nicht zu wünschen, daſs sie einen glücklichen Ausgang für die Nazion nehmen möchte? Und wer muſste sich nicht freuen, wenn er sah, wie viele Umstände zusammen trafen, diesen erwünschten Ausgang zu befördern? welche groſse Kräfte sich dazu vereinigten, und mit wie vieler Weisheit und Standhaftigkeit die hellesten Köpfe, die geschicktesten, beredtesten und muthvollesten Männer aus allen Klassen, die wahren

Optimaten der Nazion, sich dazu verwendeten?

Die Deputierten des so genannten dritten Standes, durch eine Anzahl von Gliedern der beiden höhern damahligen Stände verstärkt, konstituierten sich unter dem Nahmen Nazionalversammlung zu bevollmächtigten Repräsentanten der Nazion, und wurden kaum vom Könige selbst dafür erkannt, als sie sich auch (wie leicht voraus zu sehen war) zur *Assemblée nationale constituante* erhoben, d. i. zu einem solchen Ausschuſs der Nazion, der den Auftrag von ihr hatte, dem Reich eine neue und bessere Konstituzion zu geben.

Auch dieſs ist eine geschehene Sache, wobey die Frage, „mit welchem Rechte?“ zu spät kommt: wiewohl (im Vorbeygehen gesagt) niemand, der die so genannten *Cahiers* der drey Stände gelesen hat, läugnen wird, daſs — in so fern die Gebrechen und Miſsbräuche der vormahligen Verfassung und Staatsverwaltung, welchen der allgemeine Wille abgeholfen wissen wollte, nicht ohne Veränderung der Konstituzion zu heilen waren — das Recht zu einer solchen

Staatsoperazion in den *Cahiers* wirklich eben so gut enthalten war, als von dem, der einen gewissen Zweck erreicht wissen will, vorausgesetzt werden muſs, daſs er auch zu allen nothwendigen Bedingungen desselben bereit sey.

Eine neue Konstituzion war also das groſse Werk, welches die Nazionalversammlung in die Arbeit nahm. — Aber von diesem Augenblick an muſste sie auch nothwendig in Parteyen und Rotten zerfallen.

So wie sich der König genöthigt gesehen hatte, die allgemeinen Stände des Reichs zusammen zu berufen, war es, selbst bey der Hofpartey, eine ausgemachte Sache, daſs das Volk bey den Operazionen, wozu der König die Stände einlud, gewinnen sollte; aber freylich sollte es so wenig gewinnen als möglich. Denn das Volk konnte nur gewinnen, was der Hof, die höhere Klerisey, und der mit ihr aufs engste verbundene Adel verloren, d. i. was sie entweder freywillig oder gezwungen dem gemeinen Wesen aufopfern wollten, oder muſsten. Da nun diese wenig Lust zeigten, von ihrer Autorität, ihrem Einfluſs, ihren Vorrechten, Vortheilen und

Besitzungen aller Arten, auch nur einen Sonnenstaub mehr aufzuopfern als sie schlechterdings mußten; da sie also alles anwandten, die Plane der Volkspartey zu untergraben, zu hemmen, und, so viel an ihnen war, zu vereiteln: was mußte die natürliche Folge davon seyn, als daß sie sich zuletzt gezwungener Weise zu weit größern Aufopferungen bequemen mußten, als man ihnen zugemuthet haben würde, wenn sie es hätten über sich gewinnen können, den Wünschen des Volks gleich Anfangs mit guter Art entgegen zu kommen?

Seit dem 14ten Julius war das Übergewicht der Macht so entscheidend auf Seiten des Volks, daß aller Widerstand, den man den Verfechtern seiner Rechte entgegen setzte, zu nichts dienen konnte, als daß sie ihre Forderungen immer höher spannten, und endlich, durch die Allmacht der Umstände gezwungen, so hoch spannen mußten als es nur immer möglich war. Kurz, — es sey nun daß die Häupter des Volks keinen andern Ausweg sahen die Nazion zu retten; oder das republikanische Gesinnungen und Grundsätze sie so weit führten; oder daß einige Dema-

gogen sich von Ambizion und Privatleidenschaften so weit über die Grenzlinie der Mäſsigung fortreiſsen lieſsen; oder daſs alle diese Triebfedern bey verschiedenen Subjekten zugleich ins Spiel kamen und zusammen auf Einen Punkt wirkten: genug, die Majorität der Nazionalversammlung erklärte, „daſs die suveräne Gewalt und Majestät allein, unzertrennt, und unveräuſserlich bey der Nazion stehe,“ und machte diesen Satz, nebst einer allen einzelnen Staatsbürgern zustehenden Gleichheit an Rechten, — von welcher die Aufhebung alles bisherigen Unterschieds der Stände und Klassen, aller erblichen Titel und Vorrechte, und des ganzen Feudalsystems mit allem seinem Zubehör, die natürliche Folge war — zur wesentlichen Grundlage ihrer neuen Konstituzion.

Diese neue Staatseinrichtung legt, 1) durch die Vertheilung der vollziehenden und administrierenden Gewalt unter den König, ein verantwortliches Ministerium, drey und achtzig Departements - und zwey hundert neun und vierzig Distriktsdirektorien und vier und vierzig tausend Municipalitäten, 2) durch die Aufhebung aller erblichen Vorzüge und

dungen und Gnadenbezeigungen, die du nicht um den Staat verdient hättest? Oder willst du etwa gar behaupten, darin bestehe eben dein Prärogativ, daſs du keiner Talente noch Verdienste nöthig habest, um an alle diese Vortheile Anspruch machen zu können? Wie? du wolltest dich auf ein angestammtes Recht berufen, um diejenigen, die keine andern Titel als ihre eigenen Talente und Verdienste aufzuweisen haben, von solchen Ehrenstellen und Vortheilen zu verdrängen oder gänzlich auszuschlieſsen, die ihrer Natur nach nur dem Talente, nur dem persönlichen Verdienste gebühren? Du wolltest dich, zu ihrem und (was noch mehr ist) des gemeinen Wesens Nachtheil, des Vortheils über sie bedienen, daſs deine Familie mehr Gelegenheit gehabt hat, sich auf Unkosten des Staats zu bereichern als die ihrige? Nein, das kannst du nicht, Bruder Matthieu! Unsre edeln Vorfahren würden dich mit Füſsen von sich stoſsen, dich für einen Bastard erklären, wenn sie nur argwohnen müſsten, daſs du dich ihres Adels, der nie der deinige seyn kann, auf eine so unedle Art prävalieren wolltest, gesetzt auch die Zei-

ten eines Ludwigs des Vierzehnten und Funfzehnten wären noch die unsrigen. Sey edel gesinnt wie sie; zeichne dich vor deinen Mitbürgern und Zeitgenossen durch Verdienste, durch Tugenden, durch rühmliche Thaten aus, wie einige von ihnen; erwirb dir das Vertrauen, die Liebe, die Hochachtung, den Dank deines Vaterlandes; verdiene in seinen Jahrbüchern eine Stelle unter den Männern, die das eiserne Joch des Despotismus zerbrochen, die schimpflichen Narrenseile des blinden Vorurtheils zerrissen, eine Jahrhunderte lang getäuschte, irre geführte und gemifshandelte Nazion in Freyheit gesetzt, und die zuverlässigste Hoffnung besserer Zeiten auf eine Verfassung und Gesetzgebung zu bauen gedenken, die auf den ewigen Aussprüchen der Vernunft und Erfahrung, als auf unzerstörbaren Grundpfeilern, ruhen soll: 11) Das thue,

11) Ich bitte mich nicht mifszudeuten. Eine solche Verfassung erwartete der vernünftigere Theil der Nazion von ihren Repräsentanten, und eine solche gedachten ihr auch die Vernünftigsten unter den letztern zu geben. Von dem, was sie nach und nach wirklich unter dem unseligen Kampfe des Parteygeistes

dungen und Gnadenbezeigungen, die du nicht um den Staat verdient hättest? Oder willst du etwa gar behaupten, darin bestehe eben dein Prärogativ, daſs du keiner Talente noch Verdienste nöthig habest, um an alle diese Vortheile Anspruch machen zu können? Wie? du wolltest dich auf ein angestammtes Recht berufen, um diejenigen, die keine andern Titel als ihre eigenen Talente und Verdienste aufzuweisen haben, von solchen Ehrenstellen und Vortheilen zu verdrängen oder gänzlich auszuschlieſsen, die ihrer Natur nach nur dem Talente, nur dem persönlichen Verdienste gebühren? Du wolltest dich, zu ihrem und (was noch mehr ist) des gemeinen Wesens Nachtheil, des Vortheils über sie bedienen, daſs deine Familie mehr Gelegenheit gehabt hat, sich auf Unkosten des Staats zu bereichern als die ihrige? Nein, das kannst du nicht, Bruder Matthieu! Unsre edeln Vorfahren würden dich mit Füſsen von sich stoſsen, dich für einen Bastard erklären, wenn sie nur argwohnen müſsten, daſs du dich ihres Adels, der nie der deinige seyn kann, auf eine so unedle Art prävalieren wolltest, gesetzt auch die Zei-

ten eines Ludwigs des Vierzehnten und Funfzehnten wären noch die unsrigen. Sey edel gesinnt wie sie; zeichne dich vor deinen Mitbürgern und Zeitgenossen durch Verdienste, durch Tugenden, durch rühmliche Thaten aus, wie einige von ihnen; erwirb dir das Vertrauen, die Liebe, die Hochachtung, den Dank deines Vaterlandes; verdiene in seinen Jahrbüchern eine Stelle unter den Männern, die das eiserne Joch des Despotismus zerbrochen, die schimpflichen Narrenseile des blinden Vorurtheils zerrissen, eine Jahrhunderte lang getäuschte, irre geführte und gemifshandelte Nazion in Freyheit gesetzt, und die zuverlässigste Hoffnung besserer Zeiten auf eine Verfassung und Gesetzgebung zu bauen gedenken, die auf den ewigen Aussprüchen der Vernunft und Erfahrung, als auf unzerstörbaren Grundpfeilern, ruhen soll: 11) Das thue,

11) Ich bitte mich nicht mifszudeuten. Eine solche Verfassung erwartete der vernünftigere Theil der Nazion von ihren Repräsentanten, und eine solche gedachten ihr auch die Vernünftigsten unter den letztern zu geben. Von dem, was sie nach und nach wirklich unter dem unseligen Kampfe des Parteygeistes

mein Freund, und dann nenne dich Matthieu Montmorency oder Lukas Asnier, du wirst ein edler Mann seyn, und von dem ganzen Menschengeschlechte dafür erkannt werden!

U. Ich glaube du hast Recht, Bruder Ich! Du bist immer in allen Dingen klüger als ich gewesen; ich fühle die Wahrheit alles dessen was du mir da gesagt hast, und ich schäme mich vor dir, daſs ich nur einen Augenblick anders denken konnte.

V. Da wir also Eins sind, und du und ich nun wirklich nur Eine Person ausmachen, so laſs uns stehendes Fuſses auf die Tribune steigen, und diesem Stentor Maury, der uns Dinge weiſs machen will wovon er selbst kein Wort glaubt, zeigen, daſs ein Montmorency, der sich seines Nahmens würdig fühlt, keinen andern Titel nöthig hat, und nichts zu verlieren glaubt, indem er, auf der Laufbahn nach allem was schön und groſs ist, sich mit dem unscheinbarsten seiner Mitbürger in Eine Linie stellen läſst.

und der Privatleidenschaften geworden ist, ist jetzt noch nicht die Rede.

Es versteht sich von selbst, daſs einem jeden, Franzosen oder Deutschen, der dazu Recht und Lust haben mag, frey steht, seinen ganzen Nahmen und Titel an die Stelle des edeln *Premiér Baron Chretien* zu setzen, an dessen Platze ich mir die Ehre gegeben habe, dieses kleine Duodrama von den zwey Seelen spielen zu lassen, welche jeder Mensch (wenn er auf sich selbst Achtung geben will) so gut wie Xenofons Araspes bey hundert Gelegenheiten in seinem Busen dialogieren hören kann. Horaz war ein groſser Liebhaber von diesen Selbstgesprächen, und der sinnreichste und positive Filosof unsers Jahrhunderts, der Graf Anton Shaftesbury, empfiehlt sie mit Recht als ein vortreffliches Hausmittel, unsre innerliche Ökonomie auf einen guten Fuſs zu setzen, und dem vernünftigen Theil unsres Selbsts über den unvernünftigen (oder, um uns höflicher auszudrücken, den sinnlichen) das gehörige Übergewicht zu verschaffen. Denn in der That kommt es bey allen Fehden, die zwischen diesen zwey Hälften der mensch-

lichen Natur nur immer vorfallen können, bloſs darauf an, daſs die Vernunft gehört werde: sie wird und muſs immer den Sieg erhalten, wenn man sie nur ruhig ausreden läſst; oder es müſste mit der andern Hälfte schon so weit gekommen seyn, daſs sie auf allen Vieren ginge.

Sankt Franz von Assisi (einer von den gutlaunigsten und grundehrlichsten Heiligen im ganzen Kalender) pflegte diese letztere, mit vieler Richtigkeit des Ausdrucks, nur seinen Bruder Esel zu nennen, und behauptete: daſs Bruder Esel schlechterdings — wie ein Esel behandelt werden müsse, wenn es gut mit uns Menschen stehen solle. Und wirklich, wer die Sache genauer beherzigen will, wird finden, daſs alle die unzähligen Übel, womit sich das arme Menschengeschlecht, unter unsäglichen Mühseligkeiten und Beschwerden, seit mehrern tausend Jahren geschleppt hat, ihren wahren Grund immer in erstaunlichen Albernheiten haben, die lediglich auf Rechnung des besagten starrsinnigen Thieres kommen, und von der Vernunft, so bald sie sich Gehör verschaffen kann, mit einem einzigen Wort in Staub und Asche verwandelt werden.

Unglücklicher Weise hatten sich diese Albernheiten, unter respektabeln oder doch respektierten Nahmen, oft viele Jahrhunderte lang in den finstern Köpfen des maschinenartigen Theils der Menschen so festgesetzt, daſs es unter zehen tausenden kaum Einem einfiel, sich selbst darüber zur Rede zu stellen; und eben darum muſste es den Wenigen, bey welchen die Vernunft damahls schon zum Durchbruch kam, so übel bekommen, zur Unzeit hellere Augen zu haben als ihre Zeitgenossen. Und wenn auch endlich ein Volk von einer Stufe der Aufdämmerung zur andern unvermerkt so weit kommt, daſs es auf einmahl in den meisten Köpfen Tag wird: so wirkt doch die alte Gewohnheit noch immer bey vielen mechanisch fort, so, daſs sie vor der nothwendigen Schluſsfolge aus zweyen Sätzen, deren Wahrheit sie sich selbst aus innerer Überzeugung zu gestehen gezwungen sind, wie vor einem Gespenste zurück fahren, und den Anblick der Vernunft, trotz aller ihrer von den Weisen mit so vieler Entzückung angepriesenen Schönheit, nicht eher ertragen können, bis Zeit und Gewohnheit ihre

Augen mit den Zügen und dem Glanze dieser Unsterblichen vertrauter gemacht haben.

Etwas von dieser Art mag wohl, allem Ansehen nach, der Fall der wackern Männer auf der rechten Seite der Nazionalversammlung gewesen seyn, die bey Abfassung des Dekrets, wovon hier die Rede ist, ein so mifstönendes *Ex profundis* anstimmten, und — mit einem Eifer, wodurch sie sich, bey einer Gelegenheit wie diese, einem Bayard oder Catinat schwerlich sehr empfohlen hätten — erklärten: „Keine Dekrete und keine Macht in der Welt könne sie verhindern, als *Gentilshommes* zu leben und zu sterben.“

Ich gestehe gern, dafs es selbst für einen Immanuel Kant eine schwere Aufgabe wäre, den eigentlichen Sinn des Wortes *Gentilhomme* genau zu bestimmen und von aller Dunkelheit und Vieldeutigkeit zu befreyen: aber diese Herren mufsten doch, sollte man glauben, wissen, was sie sich bey einem Worte, für welches sie leben und sterben wollen, dachten. Oder ging es ihnen viel-

leicht wie dem ehrlichen Sancho im Don Quischott? der wenn ihm zuweilen begegnet, sich in seinen Reden so zu verwickeln, daſs er selbst nicht mehr weiſs was er sagt, sich damit tröstet, Gott verstehe ihn wenigstens. — Bedeutet etwa das Französische Wort *Gentilhomme* so viel und nicht mehr als das Englische *Gentleman*, so hätten sie sich eine so lebhafte Erklärung ersparen können, da gewiſs niemand in der Welt unhöflich genug seyn wird, ihnen diese Benennung in der letztern Bedeutung streitig zu machen. Oder wollten sie etwa so viel damit sagen: kein Dekret in der Welt könne machen, daſs sie nicht die Söhne, Enkel, Urenkel u. s. w. ihrer Väter, Groſsväter, Urgroſsväter, u. s. w. wären? — Auch dieſs begehrt ihnen gewiſs niemand abzustreiten. Oder wollten sie damit behaupten, die Nazion könne ihnen die Titel, Chevalier, Baron, Comte, Vicomte, Vidame, Marquis, Duc, u. s. w. wenn sie ihnen von ihren Vorä착ltern her angestammt seyen, mit Recht eben so wenig nehmen als ihre Erbgüter? Darüber möchte sich allenfalls in einem akademischen Sahle für und wider disputieren lassen; und es verlohnte sich wohl

der Mühe, wenn von wirklichen Herzogthümern, Land- und Markgrafschaften, Fürstenthümern, Grafschaften und Baronien die Rede wäre, deren man sie entsetzen wollte. Aber bloſs leere Titel! Wer wird sich einen so unbedeutenden Verlust so tief zu Herzen nehmen? Und wie konnten die guten Herren, die sonst von einem so groſsen Eifer für die königliche Autorität beseelt waren, zu einer Zeit, wo der König selbst so viele und groſse Prärogativen, ohne nur ein Wort dagegen zu sagen, dem allgemeinen Besten aufgeopfert hatte, noch an ihre eigenen kleinen Personen denken, und über das Opfer eitler Ehrentitel, die mit der neuen demokratischen Verfassung des Französischen Reichs ohnehin unverträglich waren, ein solches Aufheben machen? Eine Nazion, welche Macht genug hatte, ihre ganze vorige Verfassung von Grund aus umzuwerfen; eine Nazion, die ihrem vor so kurzer Zeit noch unumschränkten Könige die Suveränität, und der Klerisey, welche die Schlüssel des Himmelreichs hat, ihre Güter nehmen durfte, hat gewiſs auch die Macht, ihrem vormahligen Adel (dessen politische Vorrechte schon mit

der abgeschafften Feudalverfassung von selbst verschwunden wären) seine Titel zu nehmen, und wird sich, nachdem sie sich der höchsten Gewalt und der Majestät selbst anmaſsen durfte, wohl schwerlich das kleine Recht nehmen lassen, Benennungen abzuschaffen, die sich auf eine Ungleichheit zwischen den Bürgern des Staats beziehen, von welchen das Volk auch nicht den Schatten einer Erinnerung übrig lassen will.

Dieſs alles ist so klar, daſs es den Herren, von welchen die Rede ist, ehe sie noch den Mund aufthaten nothwendig in Gedanken schweben muſste. Was für einen Sinn sollen wir also ihrer Erklärung geben? Was können sie sich dabey gedacht haben? — Doch in heftigen Gemüthsbewegungen weiſs man zuweilen selbst nicht recht was man spricht, und spricht oft ganz was andres als man denkt. Vielleicht wollten sie nichts weiter damit sagen, als, keine Macht im Himmel und auf Erden könne ihnen wehren, sich selbst für Personen zu halten, denen die *Gentilhommerie* als ein angezeugter, eingegossener und eingefleischter, mit ihrem ganzen Wesen unzertrennlich und (wie es die Theologen

nennen) hypostatisch vereinigter Karakter, beywohne; und in diesem tröstlichen Glauben wären sie entschlossen, trotz Welt, Teufel, Filosofie und Nazionalversammlung, zu leben und zu sterben. — Wenn dieses, wie ich vermuthe, ihre Meinung war, so muſs man gestehen, daſs kein Wort darauf zu antworten ist.

Es giebt Dinge, lieben Freunde, die man nie untersuchen oder auf die Kapelle bringen, sondern von Kindesbeinen an, nach dem Beyspiel aller uns umgebenden Personen, immer geglaubt haben muſs, wenn sie die verlangte Wirkung, „mit Furcht und Zittern respektiert zu werden, und also immer unangefochten zu bleiben," bey uns wunderlichen Erdenkindern hervorbringen sollen. Von dieser Art ist z. B. die Gabe der Könige von England Kröpfe zu heilen, die Unfehlbarkeit des heiligen Vaters zu Rom, die Existenz der Popanze, Melusinen, Feen und weiſsen Frauen, der Hexensabbat auf dem Blocksberge, die Wunderkraft des Blutes des heiligen Januars zu Neapel, das göttliche Recht der Könige, die Majestät des Volks, und was dergleichen mehr ist; — und von dieser Art, sagen die

Stoiker, ist auch das so schwer zu erklärende, mit dem Glauben so leicht zu fassende, der Vernunft hingegen so unbegreifliche Ding, das man den erblichen Adel nennt.

Auf Dinge dieser Art läſst sich sehr füglich anwenden, was Terenz seinen Parmeno von der Liebe sagen läſst:

Here, quae res in se neque consilium neque modum
Habet ullum, eam consilio regere non potes.

Sie gehören ganz und gar nicht unter die Gerichtsbarkeit der Vernunft; sie müssen unter dem Schutze des heiligen und unzugangbaren Dunkels, das sie umgiebt, in ehrfurchtsvoller Entfernung angebetet werden, und alles geht gut (wenigstens für die Götzen und ihre Priesterschaft) so lange die Menschen glauben und zittern. So bald hingegen der allgemeine Glaube an diese Dinge erkaltet ist, 12)

12) Dieſs scheint selbst in solchen Ländern von Europa, wo der blinde Glaube ehemahls seinen vornehmsten Sitz hatte, schon seit geraumer Zeit der Fall gewesen zu seyn. Schon vor dreyſsig Jahren klagte ein ehrlicher Krämer zu Loretto dem berühmten Goldoni, der ihm etwas von seinen heiligen Sieben-

so bald sie so wenig mehr täuschen, dafs man ihnen immer näher auf den Leib rückt, sie von allen Seiten zu begucken, zu beriechen und zu betasten anfängt, allerley Proben und Versuche mit ihnen anstellt, und endlich gar die naseweisen Fragen, *quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando?* (wer? was? wo? womit? warum? wie? wann?) über sie aufzuwerfen sich beygehen läfst: so bald es mit ihnen dahin gekommen ist, so wär' es wohl am besten (wenigstens am klügsten) gethan, gar nicht mehr davon zu sprechen.

sachen abkaufte, es ginge leider mit seinem Gewerbe nicht mehr wie ehedem. „Ach, mein Herr, sagte er, es war eine Zeit, wo die allerseligste Jungfrau Maria so viel Segen zu unserm Handel gab, dafs Leute meiner Art in kurzem zu einem ansehnlichen Vermögen gelangten. Aber seit einigen Jahren hat die Mutter Gottes, unsrer Sünden wegen, ihre Hand ganz von uns abgezogen; der Absatz unsrer Waaren wird von Tag zu Tag geringer, wir verdienen kaum noch das liebe Brot, und wenn die Herren Venezianer nicht noch das Beste thäten, wir müfsten unsre Läden ohne weitres schliefsen." *Memor. del Sgr. Goldoni T. 8. pag. 23.*

Indessen, da ich mich nun einmahl mit dieser kitzligen Adelssache befaſst habe, sey mir wenigstens erlaubt, mit aller Gutherzigkeit eines Erdbürgers *qui omnia sua secum portat*, zu sagen, wie ich sie aus meinem kosmopolitischen Standpunkte zu sehen glaube.

Um mich selbst so viel möglich ins Klare zu setzen, betrachte ich den erblichen Adel (denn von diesem allein ist hier die Rede) aus einem zwiefachen Gesichtspunkte: als einen Vorzug der Geburt, der sich auf die Meinung anderer dieses Vorzugs ermangelnder Menschen gründet; und als ein politisches Institut, welches jener Meinung eine solche Sankzion giebt, daſs die besagten Menschen, wenn sie diese Meinung gleich nicht haben, doch so handeln und überhaupt sich so stellen, und stellen müssen, als ob sie dieselbe hätten. Ich schränke mich, meinem Zweck gemäſs, dermahlen bloſs auf den ersten Gesichtspunkt ein, und werde vielleicht zu einer andern Zeit Gelegenheit finden, nachzuhohlen, was ich über den Adel, in so fern er ein politisches Institut ist, etwa zu bemerken habe.

Was also den ersten Punkt betrifft, so ist es in unsern Tagen, meines Wissens, etwas unter allen verständigen Leuten ausgemachtes, daſs die Meinung, als ob die Abstammung von adlichen, verdienstvollen oder verdienstleeren, berühmten oder unberühmten Ältern, an sich selbst einem Kindlein irgend einen fysischen oder moralischen Vorzug vor andern Kindern gebe, oder als ob ein Mensch, dessen Urgroſsvater Armeen kommandierte und Europa wohl oder übel regieren half, bloſs deſswegen ein besserer und respektablerer Mensch sey, als einer, dessen Urgroſsvater hinter dem Pfluge ging oder an einem Webstuhle saſs, — es ist, sage ich, etwas längst ausgemachtes, daſs diese Meinung ein Vorurtheil sey, das keine vernünftige Untersuchung aushalten kann. Man würde sich in den Augen der Montmorency, Montausier, Rochefoucaud, Noaïlles, la Fayette und ihres gleichen lächerlich machen, wenn man eine solche Albernheit behaupten wollte.

Wenn die Menschen also nichts als vernünftige Wesen, und, so zu sagen, lauter Vernunft wären, oder wenn sich hoffen lieſse, daſs sie jemahls zu einem so hohen

Grade der Veredlung ihrer Natur gelangen könnten: so würde jenes Vorurtheil, zugleich mit allen übrigen, wodurch die bürgerlichen Gesellschaften seit einigen tausend Jahren (mehr oder weniger leidlich) zusammen gehalten worden sind, ohne jemands Widerrede und Protestazion, von selbst aus der Welt verschwinden.

Aber dieſs ist nicht der Fall, dieſs wird und kann niemahls der Fall seyn. Die Vernunft wird, so lange wir Menschen bleiben, in einem jeden immer nur einen kleinen Theil seines Mikrokosmus mit vollem Lichte bestrahlen: der gröſsere wird immer, mit unzähligen Abstufungen des Lichts und Schattens, in Dämmerung, Nebel und Dunkelheit liegen; und sinnliche Gefühle, helldunkle Vorstellungen, und tausenderley magische Erscheinungen der innern Sinne, (die Resultate eines feinen mechanischen Spiels unzähliger geheimen Springfedern des Herzens und der Einbildungskraft) werden nie aufhören, mit einer Art von Zaubergewalt auf die menschlichen Gemüther zu wirken.

Es giebt kein einziges Vorurtheil, das sich nicht auf einen Schein von Erfahrung und

Wahrheit stützte, oder mit mehr oder weniger feinen Fäden in die innigsten Gefühle der Menschheit verwebt wäre. Manche derselben sind der Moralität beförderlich, und daher, in so fern sie sich am Ende in schöne Empfindungen und Gesinnungen auflösen lassen, berechtigt, von der Vernunft selbst in ihren Schutz genommen zu werden.

Ich müſste mich sehr irren, oder der edle Stolz, der den Abkömmling einer alten, an groſsen und verdienstvollen Männern reichen Familie antreibt, sich des glänzenden Nahmens, den er von ihnen geerbt hat, würdig zu machen, mit allen seinen schwärmerischen Erscheinungen — auf der einen Seite; und das unfreywillige vermischte Gefühl von Ehrerbietung und Liebe beym Anblick des würdigen Erben eines Nahmens, der auf einmahl tausend in einander flieſsende Vorstellungen von allem, was in den Augen der Menschen groſs, schön und beneidenswürdig ist, in unserm Gemüthe erregt, und uns eine solche Person vor tausend andern interessant und wichtig macht, auf der andern Seite — diese Gefühle sind tief in der menschlichen Natur gewurzelt, und werden, so lange die

Menschen — Menschen bleiben, durch kein Dekret irgend einer Nazionalversammlung aus ihr heraus dekretiert werden. — Ich sage noch mehr: desto schlimmer für die Nazion, aus deren Herzen eine übermüthige und dieses Nahmens unwürdige Filosofie so schöne Gefühle, so wohlthätige Vorurtheile (wenn man sie ja durch diesen Nahmen degradieren will) mit der Wurzel ausreuten könnte!

Ich weiſs sehr gut was mir die Verfechter des Dekrets gegen diese Behauptung einwenden können. Aber wenn ich gefragt würde, wie groſs wohl, unter allen den Comtes und Vicomtes, Ducs, Marquis und Barons, die durch dasselbe künftig auf ihren bloſsen Geschlechtsnahmen reduciert worden sind, die Anzahl derjenigen sey, die unter ihren Ahnen viele um die Welt oder wenigstens um ihre Nazion wahrhaft verdiente Männer aufzuweisen haben, und diesen Ahnen Ehre machen? — so würde ich — einen Augenblick, verstummen, und dann antworten: Vielleicht, selbst bey dieser groſsen Verdorbenheit der Gemüther und der Sitten, die seit den Zeiten des *Duc Regent* nach und nach alle höhern Klassen in Frankreich bis

aufs Mark durchdrungen hat, (an welcher aber der Adel nicht mehr Schuld, und von welcher er nicht weniger das Opfer ist, als andere Klassen) vielleicht, dieser Verderbniſs und Ausartung ungeachtet, noch immer weit gröſser als man glaubt! — Aber gesetzt auch, daſs die Zahl der Französischen Edelleute, in deren Herzen noch ein lebendiger Funke jenes alten Ritter- und Heldengeistes glüht, den der verstorbene Graf von Tressan so schön zu schildern wuſste, noch so klein wäre: was gewänne die Nation dabey, wenn sie, durch einen Schlag mit Merlins Zauberpritsche, auf einmahl alles Bewuſstseyn ihrer Herkunft, alle Erinnerungen an den Ruhm ihrer Vorfahren aus ihrem Gedächtnisse, und alle Bilder und Denkmähler derselben aus den Sählen, Gallerien und Kapellen ihrer Schlösser, heraus zaubern könnte? Und um was würde Frankreich gebessert seyn, oder sich mehr Gutes von ihnen zu versprechen haben, wenn sie alle sammt und sonders von diesem Augenblick an, vermöge der besagten Zauberpritsche, von lauter Kesselflickern und Scheerenschleifern abzustammen glaubten?

Man sage mir nicht: „Weder der Geist der Ritter des 14ten, 15ten und 16ten Jahrhunderts, noch derjenige, der in den Französischen Adel fuhr, seitdem der ehrsüchtige Priester Armand du Plessis-Richelieu ihren alten Stolz durch Hinrichtung des gröſsten Montmorency seinen ungeschmeidigen Nacken unter die Füſse der Könige und ihrer Minister biegen lehrte, — weder dieser Geist noch jener schickt sich mehr für unsre Zeit."

Ohne Zweifel würden die groſsen Männer aus dem Adelstande, welche so viel zum Glanze der Regierung Ludwigs des Vierzehnten beygetragen haben, wenn sie mit den Grundsätzen und der Vorstellungsart ihrer Zeit im Julius 1789 von den Todten erweckt und an ihre ehemahligen Plätze gestellt worden wären, es für Pflicht gehalten haben, die königliche Autorität und die alte Verfassung bis auf den letzten Blutstropfen zu behaupten. Aber eben derselbe Geist und Muth, eben dieselbe Würde und Gröſse der Seele erhält in verschiedenen Zeiten, durch die Verschiedenheit der Begriffe sowohl als der Umstände, verschiedene Richtungen.

Epaminondas, am Hofe eines Artaxerxes geboren, würde ein eifriger Royalist gewesen seyn; und die Turenne, die Montmorency-Luxemburg, die Catinat, die Noailles, die Villars, u. s. w. würden, wenn ihre Jugend in unsre Zeit gefallen wäre, wahrscheinlich Freunde, Waffenbrüder und Nebenbuhler des edeln la Fayette in der ruhmwürdigsten aller Unternehmungen gewesen seyn.

So nenne ich die unternommene Befreyung einer grofsen Nazion von dem eisernen Despotismus einer in die unerträglichste Aristokratie ausgearteten monarchischen Regierung, von den drückendsten und schmählichsten Mifsbräuchen aller Art, von barbarischen Gesetzen, und von einer verderblichen Staatsverwaltung. Aber so werde ich nie das Unternehmen nennen, statt einer (nach dem Beyspiel der Englischen Konstituzion) durch hinlänglich sicher gestellte Rechte des Volks in ihre wahren Grenzen eingeschränkten Monarchie, eine ungeheure, unendlich verwickelte, unbehülfliche und unsichere Demokratie aufzustellen; eine Demokratie, wie nicht nur noch nie eine gewesen ist, sondern

auch, aller moralischen Wahrscheinlichkeit nach, unter fünf und zwanzig Millionen Menschen keine bestehen kann, und wenn sie auch alle auf einmahl in lauter Gracchus, Brutus, Kassius und Algernon-Sidney's verwandelt würden.

Unstreitig hätte mit dem Adel, so gut als mit dem Hofe und der Klerisey, diejenige Reformazion vorgenommen werden sollen, die zum allgemeinen Besten unumgänglich nöthig war. Aller ungerechte, unbillige, und bloſs des Miſsbrauchs wegen verhaſste Unterschied zwischen den adelichen und nicht adelichen Bürgern eines und desselben Staates muſste aufgehoben werden. Talente und Verdienste muſsten Titel seyn, die einem jeden Bürger den Weg zu jeder öffentlichen Ehrenstelle öffneten. Ruhmvolle Ahnen muſsten einem verdienstlosen Menschen hierin kein Vorrecht geben. Nichts kann gerechter seyn als alles dieſs! Aber es war auch gerecht, oder wenigstens billig, und einer so schön denkenden Nazion, wie die Französische, würdig, die Verdienste und Tugenden edler Vorfahren noch in den Erben ihres Nahmens zu ehren, und den Überresten des einst so

berühmten Französischen Adels, den Nachkommen der Männer, deren Geschichte seit Jahrhunderten mit den Annalen Frankreichs und der allgemeinen Weltgeschichte beständig verflochten war, so viel Vorzüge zu lassen, als mit einer freyen Konstituzion nicht nur verträglich, sondern als selbst zu gröſserer Festigkeit, Würde und Vollkommenheit derselben nöthig war.

Es hat einem schwindligen Freyheitsgeist und der Nazionalversammlung anders beliebt; und wenn es (wie man bald nicht länger zweifeln kann) ihr ganzer Ernst ist, dem Französischen Reich die Verfassung von Ury, Schwyz, Unterwalden, Glarus und Appenzell zu geben, so konnten sie freylich nicht weniger thun. Wie sie dabey fahren werden, wird sich zeigen. Der 14te Julius (dessen Morgenröthe, indem ich dieses schreibe, nur noch sechs und dreyſsig Stunden entfernt ist) wird, allem Ansehn nach, ein sehr entscheidender Tag seyn.

Ich schlieſse diesen kleinen Aufsatz, mit der (vielleicht überflüssigen) Erinnerung, daſs alles bisher gesagte ohne besondere Rücksicht auf unsern Deutschen Adel

geschrieben ist, und daſs man mir so viel Altdeutschen Biedersinn und Vaterlandsliebe zutrauen darf, daſs ich meine Gedanken über den letztern und über unsere Nazionalverfassung überhaupt, nicht verblümt und durch Gleichnisse, sondern geradezu (wie ein Mann zu seinen Brüdern reden soll) vortragen würde, wenn ich glaubte, daſs es Zeit dazu sey. Aber Reden hat seine Zeit und Schweigen hat seine Zeit, sagt der weise König Salomon. Es fehlt noch viel daran, daſs wir den Punkt erreicht hätten, wo ein Volk reif für gewisse Wahrheiten ist, und wo es ihm wirklich nützlich ist, daſs es über seine gemeinschaftlichen wichtigsten Angelegenheiten mit Ernst zur Sprache komme. Alles was wir jetzt noch vielleicht ertragen möchten, könnten etwa patriotische oder weltbürgerliche Träume seyn, die, als Träume, ohne Bedeutung sind, und von gravitätischen Leuten nicht einmahl angehört werden.

Indessen kann es nichts schaden, wenn wir von Zeit zu Zeit einen verständigen Blick auf das, was um uns her vorgeht, werfen, und, durch fremde Beyspiele auf andrer Leute Kos-

ten weiser gemacht, die Thorheiten und Vergehungen aller Art kennen und vermeiden lernen, wovon wir König, Prinzen, Minister, Adel, Klerisey und Volk — bey einer Nazion, die so viel vor uns voraus hat und tagtäglich Beweise von dem edelsten Gefühl und dem richtigsten Verstande ablegt — die traurigen Opfer werden sehen.

IV.

SENDSCHREIBEN

AN

HERRN P. E. IN K.

Im Januar 1792.

Sie sind von so vielen Jahren her einer der ersten, deren Beyfall zu verdienen ich gewünscht habe: wie könnt' es anders seyn, als daſs Ihre in so lebhaften Ausdrücken mir bezeigte Zufriedenheit mit meinen Gedanken über die Französischen Angelegenheiten mir groſses Vergnügen machen muſste?

Und doch muſs ich Ihnen gestehen, daſs diese Freude in etwas durch den Gedanken gestört wurde, daſs es vielleicht nicht in

meiner Macht stehe, immer Ihrer Vorstellungsart und Ihren Wünschen gemäſs über eine Sache zu urtheilen, die von so vielen Seiten angesehen werden kann, so unendlich verwickelt ist, und so vielerley politische Probleme darlegt, deren Auflösung einem Ausschusse der weisesten Staatskunstverständigen aller Zeiten zu schaffen machen würde. Sie selbst, mein Freund, so zart und schonend Sie Sich in Ihrem ganzen Schreiben ausdrücken, scheinen mir nicht verbergen zu wollen, daſs dieſs der Fall bereits gewesen sey. Sie waren mit der Addresse des Eleutherius Filoceltes an die Nazionalversammlung so übel zufrieden, „daſs Sie gegen jeden behaupteten, ich könne sie nicht geschrieben haben;" und noch neuerlich betrübte Sie, (wie Sie sagen) daſs ich an einem glücklichen Ausgang der Französischen Revoluzion zu verzweifeln anfing, und die Westfranken noch nicht für reif zur Freyheit hielt. Sie bitten, Sie beschwören mich sogar, (gleich als ob der gute Erfolg der Französischen Revoluzion oder das Wohl unsers eigenen Vaterlandes von meinem Muth abhinge) Sie beschwören mich um meiner warmen Menschen-

liebe willen, doch keine Muthlosigkeit öffentlich zu äufsern, weil Sie überzeugt sind, dafs der guten Sache dadurch geschadet werde. Alles dieses, mein theuerster Freund, scheint es auf meiner Seite nöthig zu machen, dafs ich mich über verschiedene von Ihnen berührte Punkte bestimmt genug erkläre, um Sie wegen meiner Gesinnungen in keiner Ungewifsheit zu lassen. Zu diesem Ende mufs ich noch eine Stelle aus dem Anfang Ihres Schreibens anführen.

„Da ich (sagen Sie) gern und freudig mein Leben hingäbe, wenn dadurch die Völker in eine vortreffliche Regierungslage gebracht werden könnten und wenn davon ein glücklicher Ausgang der Französischen Revoluzion abhinge: so werden Sie Sich leicht vorstellen, welch einen hohen Werth ich allen Aufsätzen beylege, die Sie für diese gute Sache geschrieben haben. Ihre Schriften werden weit und breit, und auch besonders von den Mächtigen Deutschlands gelesen. Ihre richtige Filosofie und Ihre . . . Schreibart müssen also eine starke Wirkung bey den natürlichen Widersachern guter Staatskonstituzionen hervorbringen, und man wird nicht so leicht zu despotischen

Maſsregeln zu schreiten wagen, wenn Sie unveränderlich den Rechten der Menschheit das Wort reden."

So gewiſs ich auch bin, daſs ein Mann von Ihrem Karakter über die bloſse Möglichkeit einer wissentlichen Schmeicheley weit erhaben ist: so kann ich mich doch nicht überreden, daſs irgend etwas, das ich schreiben könnte, von so groſsem Einfluſs und Gewicht seyn sollte, als Sie glauben. Wäre aber dem so, nun so gebe der Himmel sein Gedeihen zu meinen Bemühungen! Denn so lange ich das Vermögen behalten werde zu denken, und zu sagen was ich denke: so lange werde ich — ohne eine andere Furcht, als die vor den Schlingen, welche meine eignen oder fremde Vorurtheile und Leidenschaften, und andere uns selbst unmerkliche Unlauterkeiten und Sofistereyen des Egoismus meiner Vernunft legen möchten — nicht aufhören, dem, was ich für Wahrheit erkenne, öffentlich zu huldigen, und meine Gedanken über die wichtigen Gegenstände, an welchen Allen gelegen und worüber sich zu irren oder irre geführt zu werden Allen schädlich ist, so gut und so laut zu sagen als ich kann.

Diesem zu Folge werde ich auch nie müde werden, die wirklichen und richtig bestimmten Rechte der Menschheit (oder, was mir eben dasselbe heiſst, Rechte des Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft) gegen alle und jede (in so fern nehmlich die Sache mit Vernunftgründen, und nicht mit Dolchstöcken, Flintenkolben und Laternengalgen ausgemacht wird) bey jeder Gelegenheit nach meinem besten Vermögen zu behaupten. Bey dieser Entschlieſsung besorge ich nichts von despotischen Maſsregeln, und erkundige mich sehr wenig nach der Wirkung, welche meine Aufsätze bey den natürlichen Feinden guter Staatsverfassungen hervorbringen mögen; fest versichert, daſs unter unsern Mächtigen aller Klassen, die Anzahl derer, denen man durch freymüthigen Vortrag seiner Gedanken über allgemein angelegene Gegenstände miſsfallen kann, durch die Zahl der aufgeklärten und wohl gesinnten wo nicht bereits überwogen, doch wenigstens im Gleichgewicht erhalten wird; und also so leicht nicht zu befürchten ist, daſs ein Deutscher Schriftsteller, der es mit der Menschheit immer wohl gemeint

hat, und vierzig Jahre lang in ruhigem Besitze seines Rechts laut zu denken gelassen worden ist, unter dem unmittelbaren Schutz eines weisen und gerechten Fürsten, ich weiſs nicht durch welche gesetzlose Allgewalt (denn in Germanien ist, Gott Lob! niemand über dem Gesetz) sich erst noch in seinem Alter genöthigt sehen sollte, den Wanderstab zu ergreifen, und einen Zufluchtsort zu suchen, wo es kein Verbrechen wäre, als ein freyer Mann zu denken und zu schreiben. Beruhigen Sie Sich also von dieser Seite, mein verehrter Freund, und seyn Sie versichert, daſs Sie den Schmerz nie erleben sollen, mich an der guten Sache der Menschheit zum Verräther werden zu sehen.

Aber — ist denn diese gute Sache mit der Französischen Revoluzion einerley? oder ist es so ausgemacht, daſs die Sache der letztern eine gute Sache, eine Sache ist, für welche alle wahren Kosmopoliten und Freunde der Menschheit Partey nehmen müſsten?

Erlauben Sie mir, daſs ich mich hierüber in möglichster Bestimmtheit gegen Sie erkläre.

Die Französische Staatsrevoluzion ist — eine geschehene Sache. Die Frage, ob die Nazion dazu berechtigt gewesen sey? scheint mir, da geschehene Dinge nicht zu ändern sind, eben so überflüssig zu seyn, als sie, wegen des Mißbrauchs, der von Bejahung oder Verneinung derselben gemacht werden kann, gefährlich ist. Genug sowohl für uns, als für die, welche Gewalt über uns haben, — daß Staatsrevoluzionen überhaupt nichts sehr ungewöhnliches sind; — daß sie (wie alle andere Weltbegebenheiten) Wirkungen natürlicher Ursachen sind, und in den meisten Fällen nach einem so nothwendigen Naturgesetz erfolgen, daß ein Kenner und scharfer Beobachter der menschlichen Dinge beynahe mit Gewißheit vorher sagen könnte, wo und wann dergleichen sich ereignen müßten.

Zwar sind die Menschen ihrer Natur nach mit einem hohen Grade von Duldungs- und Ausdaurungskraft begabt. Es wäre, wenn uns Frankreich nicht das Beyspiel gegeben hätte, unglaublich, was für Lasten selbst ein lebhaftes und ungeduldiges Volk nach und

nach ertragen lernt; was für ungeheure Ungerechtigkeiten, welche schmähliche Behandlung, welche Abscheulichkeiten es eine lange Zeit aushalten kann, wenn nur sein Leiden durch fast unmerkliche Gradazionen zunimmt, und die Gewalt, von welcher es zu Boden gedrückt wird, allen Widerstand unmöglich zu machen scheint. Aber selbst die lastbarste Duldsamkeit hat ihr Maſs und Ziel: wird auch dieses überschritten, so geht sie endlich in Verzweiflung über, und die Verzweiflung eines groſsen Volks ist immer der erste Augenblick eines allgemeinen Gefühls seiner eigenen Stärke. Es wäre Unsinn auf Seiten der Gewalthaber, ein an leidenden Gehorsam gewöhntes Volk bis zu diesem Augenblick zu treiben: und doch wird diese Wahrheit vielen vergeblich gepredigt! Es müssen solche Begebenheiten erfolgen, wie wir erlebt haben, um sie zum Nachdenken zu nöthigen: aber (man kann es nicht oft genug wiederhohlen, (wohl denen, die klug genug sind, durch andrer Leute Schaden weise zu werden!

Man braucht sich nur des ganzen Zusammenhangs der Umstände zu erinnern, unter welchen der allgemeine Aufstand der Franzö-

sischen Volks im Julius 1789 erfolgte, um überzeugt zu werden, daſs diese Begebenheit eine zur Reife gekommene unaufhaltbare Wirkung vorgehender Ursachen war, auf welche die Frage, ob sie mit Recht oder Unrecht erfolgt sey? nicht viel besser paſst, als auf ein Erdbeben in Kalabrien oder einen Orkan in Jamaika.

Allein, nachdem sie nun erfolgt war, und wenigstens eilf Zwölftheile der ganzen Nazion ihren allgemeinen Willen, „nicht länger zu dulden was schon lange nicht zu dulden war," mit einer Energie, die allem Widerstand Trotz bot, zu Tage gelegt hatten: welcher unbefangene Zuschauer dieser groſsen Begebenheit hätte so wenig Menschlichkeit haben können, nicht zu wünschen, daſs sie einen glücklichen Ausgang für die Nazion nehmen möchte? Und wer muſste sich nicht freuen, wenn er sah, wie viele Umstände zusammen trafen, diesen erwünschten Ausgang zu befördern? welche groſse Kräfte sich dazu vereinigten, und mit wie vieler Weisheit und Standhaftigkeit die hellesten Köpfe, die geschicktesten, beredtesten und muthvollesten Männer aus allen Klassen, die wahren

Optimaten der Nazion, sich dazu verwendeten?

Die Deputierten des so genannten dritten Standes, durch eine Anzahl von Gliedern der beiden höhern damahligen Stände verstärkt, konstituierten sich unter dem Nahmen Nazionalversammlung zu bevollmächtigten Repräsentanten der Nazion, und wurden kaum vom Könige selbst dafür erkannt, als sie sich auch (wie leicht voraus zu sehen war) zur *Assemblée nationale constituante* erhoben, d. i. zu einem solchen Ausschuſs der Nazion, der den Auftrag von ihr hatte, dem Reich eine neue und bessere Konstituzion zu geben.

Auch dieſs ist eine geschehene Sache, wobey die Frage, „mit welchem Rechte?" zu spät kommt: wiewohl (im Vorbeygehen gesagt) niemand, der die so genannten *Cahiers* der drey Stände gelesen hat, läugnen wird, daſs — in so fern die Gebrechen und Miſsbräuche der vormahligen Verfassung und Staatsverwaltung, welchen der allgemeine Wille abgeholfen wissen wollte, nicht ohne Veränderung der Konstituzion zu heilen waren — das Recht zu einer solchen

Staatsoperazion in den *Cahiers* wirklich eben so gut enthalten war, als von dem, der einen gewissen Zweck erreicht wissen will, vorausgesetzt werden muſs, daſs er auch zu allen nothwendigen Bedingungen desselben bereit sey.

Eine neue Konstituzion war also das groſse Werk, welches die Nazionalversammlung in die Arbeit nahm. — Aber von diesem Augenblick an muſste sie auch nothwendig in Parteyen und Rotten zerfallen.

So wie sich der König genöthigt gesehen hatte, die allgemeinen Stände des Reichs zusammen zu berufen, war es, selbst bey der Hofpartey, eine ausgemachte Sache, daſs das Volk bey den Operazionen, wozu der König die Stände einlud, gewinnen sollte; aber freylich sollte es so wenig gewinnen als möglich. Denn das Volk konnte nur gewinnen, was der Hof, die höhere Klerisey, und der mit ihr aufs engste verbundene Adel verloren, d. i. was sie entweder freywillig oder gezwungen dem gemeinen Wesen aufopfern wollten, oder muſsten. Da nun diese wenig Lust zeigten, von ihrer Autorität, ihrem Einfluſs, ihren Vorrechten, Vortheilen und

Besitzungen aller Arten, auch nur einen Sonnenstaub mehr aufzuopfern als sie schlechterdings mufsten; da sie also alles anwandten, die Plane der Volkspartey zu untergraben, zu hemmen, und, so viel an ihnen war, zu vereiteln: was mufste die natürliche Folge davon seyn, als dafs sie sich zuletzt gezwungener Weise zu weit gröfsern Aufopferungen bequemen mufsten, als man ihnen zugemuthet haben würde, wenn sie es hätten über sich gewinnen können, den Wünschen des Volks gleich Anfangs mit guter Art entgegen zu kommen?

Seit dem 14ten Julius war das Übergewicht der Macht so entscheidend auf Seiten des Volks, dafs aller Widerstand, den man den Verfechtern seiner Rechte entgegen setzte, zu nichts dienen konnte, als dafs sie ihre Forderungen immer höher spannten, und endlich, durch die Allmacht der Umstände gezwungen, so hoch spannen mufsten als es nur immer möglich war. Kurz, — es sey nun dafs die Häupter des Volks keinen andern Ausweg sahen die Nazion zu retten; oder das republikanische Gesinnungen und Grundsätze sie so weit führten; oder dafs einige Dema-

gogen sich von Ambizion und Privatleidenschaften so weit über die Grenzlinie der Mäſsigung fortreiſsen lieſsen; oder daſs alle diese Triebfedern bey verschiedenen Subjekten zugleich ins Spiel kamen und zusammen auf Einen Punkt wirkten: genug, die Majorität der Nazionalversammlung erklärte, „daſs die suveräne Gewalt und Majestät allein, unzertrennt, und unveräuſserlich bey der Nazion stehe,“ und machte diesen Satz, nebst einer allen einzelnen Staatsbürgern zustehenden Gleichheit an Rechten, — von welcher die Aufhebung alles bisherigen Unterschieds der Stände und Klassen, aller erblichen Titel und Vorrechte, und des ganzen Feudalsystems mit allem seinem Zubehör, die natürliche Folge war — zur wesentlichen Grundlage ihrer neuen Konstituzion.

Diese neue Staatseinrichtung legt, 1) durch die Vertheilung der vollziehenden und administrierenden Gewalt unter den König, ein verantwortliches Ministerium, drey und achtzig Departements - und zwey hundert neun und vierzig Distriktsdirektorien und vier und vierzig tausend Municipalitäten, 2) durch die Aufhebung aller erblichen Vorzüge und

Gerechtsame des Adels, 3) durch das allen Aktivbürgern 13) zustehende Recht, in den *Assemblées primaires* die Wähler 14) (*Electeurs*) sowohl der gesetzgebenden Reprä-

13) Ein Aktivbürger, nach Maſsgebung der neuen Französischen Konstituzion (von 1791) ist jeder Westfranke, der fünf und zwanzig Jahre alt ist, eine vom Gesetz bestimmte Zeit in einer der vier und vierzig tausend Municipalitäten seſshaft, keines andern Bedienter, und in die Rolle der Nazionalgarden seiner Municipalität eingeschrieben ist, eine direkte Kontribuzion wenigstens von einem dreyfachen Tagelohns-Werth bezahlt, und den Bürgereid geschworen hat.

14) Um der Würde eines Wählers fähig zu seyn, wird in den Städten die unter sechs tausend Einwohner haben, nicht mehr erfordert, als Eigenthümer oder Nutznieſser eines Gutes zu seyn, dessen jährlicher Ertrag auf den Kontribuzionsrollen einem Einkommen von hundert und funfzig Tagelöhnungen, oder Miethmann einer Wohnung, deren Ertrag hundert Tagelöhnungen gleich ist. Auf dem Lande muſs man, um ein *Electeur* seyn zu können, entweder Eigenthümer oder Nutznieſser eines Gutes seyn, dessen Ertrag auf den Werth von hundert und funfzig Tagelöh-

sentanten der Nazion, als der Glieder der Departements- und Distriktsadministrazionen, und der Richter in allen Unter- und Obergerichten zu seyn, 4) durch die Einrichtung der so genannten Nazionalgarden, und 5) durch die Begünstigung der demokratischen Klubs, die sich in den meisten Städten Frankreichs, nach dem Modell des so genannten Jakobiner-Klubs zu Paris,

nungen angeschlagen ist, oder so viel Feldgüter in Pacht haben, daſs ihr Ertrag auf den Kontribuzionsrollen dem Werth von vier hundert Tagelöhnungen gleich geschätzt ist. — Man sieht beym ersten Anblick, daſs eine solche Einrichtung (zumahl bey einer sehr groſsen und sehr verderbten Nazion) zweyen sehr nachtheiligen Folgen ausgesetzt ist: nehmlich, 1) daſs ein Kandidat sehr arm seyn müſste, wenn er nicht reich genug wäre, die Stimmen so armer Wähler bey Hunderten zu kaufen; und 2) daſs die turbulentesten Köpfe, wenn sie nur recht viel Popularität und demokratischen Freyheitseifer auskramen, immer die gröſste Leichtigkeit finden werden, sich die Mehrheit der Stimmen unter solchen Wählern zu verschaffen. Auffallende Beyspiele hiervon zeigt uns die dermahlige Nazionalversammlung mehr als zu viel.

formierten, und in kurzem eine Menge kleiner politischer Körper vorstellten, die zuletzt der Nazionalversammlung selbst furchtbar wurden, und zur Fortdauer der Anarchie, in welche Frankreich durch die Auflösung der alten Konstituzion verfiel, nicht wenig beytrugen — ich sage, die neue Konstituzion legte durch alle diese Einrichtungen in die Schale des Volks ein so grofses Übergewicht über den König und den Adel, dafs es das Ansehen haben mufste, (und vermuthlich auch die Meinung und Absicht einer ansehnlichen Partey in der Nazionalversammlung war) als ob man Frankreich in eine förmliche Demokratie umwandeln, und den leeren Nahmen König und ein unwesentliches Gespenst von Monarchie, blofs aus Schonung eines alten popularen Wahns und aus andern politischen Rücksichten, — nur der Form wegen und für den Augenblick beybehalten wolle.

Die Menschen müfsten nicht mehr seyn was sie von jeher gewesen sind, wenn eine so plötzliche Umkehrung der Dinge nicht die Folge gehabt hätte, dafs sich die Nazion in Rotten spaltete, die unter den Nahmen der Royalisten, Aristokraten, Demo-

kraten, Jakobiner, Freunde der Freyheit und der Konstituzion, u. s. w. das Reich in Verwirrung setzten, die Anarchie fortdauernd machten, die gesundesten Glieder der Nazionalversammlung entweder aus derselben vertrieben, oder ihre Stimme überschrieen und ihren wohlthätigen Einfluſs hemmten, die Nazionalversammlung sowohl an ruhiger Ausbildung und Vollendung der Konstituzion, als an andern, zu Wiederherstellung der bürgerlichen Ordnung und der zerrütteten Staatsökonomie gleich nothwendigen Operazionen hinderten, sie nicht selten zu übereilten Maſsnehmungen trieben, und durch die entgegen arbeitenden Bewegungen, Komplotte, heimlichen oder offenbaren Bemühungen der aufs äuſserste gebrachten Opposizionspartey das Volk in Konvulsionen stürzten, deren wilde Ausbrüche mehr als Einmahl der ganzen Revoluzion einen höchst unglücklichen Ausgang drohten.

Die Volkspartey glaubte unter solchen Umständen nicht einen Schritt nachgeben zu können, ohne alles bereits Eroberte wieder aufs Spiel zu setzen; und ihr Miſstrauen (die natürliche Frucht einer von ihren Gegnern

durch unzählige Mittel beständig unterhaltenen Ängstlichkeit vor sichtbaren und unsichtbaren Gefahren) stieg endlich auf einen so hohen Grad, dafs sie ihren eignen Freunden nicht mehr trauten, und jede Äufserung gemäfsigter Gesinnungen für Hochverrath gegen die Nazion ansahen. Die Hofpartey, der Adel und die hohe Geistlichkeit hingegen sahen sich so weit getrieben, dafs sie nicht mehr für ihre alten Privilegien, Exemzionen und Prärogative, sondern für ihre Existenz zu streiten glaubten. Die Verzweiflung wirkte nun eben dasselbe bey ihnen, was sie ehemahls bey dem dritten Stande gewirkt hatte: so wie sie nichts mehr zu verlieren hatten, was in ihren Augen des Lebens werth war, entschlossen sie sich, auch das, was man ihnen lassen wollte, aufs Spiel zu setzen, und entweder Alles wieder zu gewinnen, oder Alles zu verlieren.

Unter so mancherley nachtheiligen Umständen, mitten unter diesen Erschütterungen und hartnäckigen Kämpfen entgegen wirkender Kräfte, stieg, von der Übermacht des gemeinen Volks beschützt und begünstigt, diese neue Konstituzion hervor, die von

ihren schwärmerischen Freunden eben so übermäſsig erhoben, als von ihren offenbar parteyischen Feinden übermäſsig verachtet, geschmäht und verlästert wird.

Sie verdient meines Erachtens weder das eine noch das andere. Aber bevor ich Ihnen meine Meinung von derselben sage, dürfte wohl die Beantwortung einer Frage nicht überflüssig seyn, die jedem Unbefangenen zuerst einfallen muſs; nehmlich: „Ist diese Konstituzion auch wirklich (wie man behauptet und behaupten muſs, wenn sie für ein fest stehendes Reichs-Grundgesetz anerkannt werden soll) der allgemeine Wille der Französischen Nazion?“

Daſs die Emigranten und ihre noch zurück gebliebenen Freunde diese Frage mit einem überlauten Nein beantworten, versteht sich; und unstreitig hatten sie (in so fern sie ein Theil der Nazion sind, und so lange sie es sind) ein Recht über jeden Artikel der Konstituzion ihre freye Stimme zu geben. — Aber befanden sie sich auch wirklich und immer im Besitz der Ausübung dieses Rechts, als die Konstituzion noch unter den Händen ihrer Werkmeister war? — Schwer-

lich wird jemand, der mit den Verhandlungen der konstituierenden Nazionalversammlung genauer bekannt ist, dieses letztere ohne Einschränkung behaupten wollen.

Man wendet ein: Der Widerspruch eines Haufens von Menschen, der sich zu dem gröſsern, der Konstituzion anhangenden Theile der Nazion kaum wie eins zu hundert verhält, könne und dürfe nicht in Betrachtung kommen.

Sie wissen, mein Freund, was Herr Burke gegen diese Behauptung aus allgemeinen Rechtsgründen mit groſser Scheinbarkeit eingewendet hat. Eine scharfe Erörterung seines Räsonements über diesen Punkt würde mich hier zu weit führen. Überhaupt aber leuchtet einem jeden ein, daſs der allgemeine Satz, „die Majorität des Volks könne, so oft sie von groſsen und wesentlichen Beschwerden dazu aufgefordert zu seyn glaubt, die gegenwärtige Verfassung eines Staats nach Gefallen umkehren," mit dem Interesse der bürgerlichen Gesellschaft schlechterdings unverträglich ist, und, wenn er überall unter das Volk verbreitet würde, unversehens

ganz Europa in die gräulichste Zerrüttung stürzen könnte.

Aber wenn nun doch in irgend einem besondern Falle nicht zu läugnen wäre, daſs die zeitige Konstituzion eines gewissen Staats nichts tauge, daſs sie nur dem kleinsten, mächtigsten und reichsten Theile der Nazion günstig, für den gröſsten hingegen unterdrückend sey; wenn ferner dieser gröſste Theil lange geduldet hätte, was von Menschen, die sich etwas mehr als Last- und Zugvieh zu seyn fühlen, nicht zu dulden ist, und nun entschlossen wäre, es nicht länger zu dulden, einmüthig entschlossen wäre, sich, kraft der Übermacht seiner Köpfe und Arme, in Freyheit zu setzen; wenn er auch damit wirklich zu Stande gekommen wäre, und es nun bloſs darauf ankäme, das wieder erlangte Gut gegen alle Angriffe und Gefahren möglichst sicher zu stellen — wie dann?

Natürlicher Weise würde und müſste in diesem Falle die groſse Mehrheit entscheiden; und die unbeträchtlich kleine Minorität müſste sich entweder der Konstituzion, die den meisten gefiele, unterwerfen; oder,

wenn sie das nicht wollte, müſste ihr erlaubt seyn, sich selbst von dem Körper der Nazion abzutrennen, auszuwandern, und ein anderes Vaterland zu suchen.

Und ausgewandert ist auch wirklich, weltkündiger Maſsen, ein an sich sehr beträchtlicher, wiewohl gegen vier und zwanzig Millionen, die zurück geblieben sind, der Zahl nach unerheblicher Theil der Nazion. Aber dennoch, welch ein ungeheurer Verlust, wenn unter diesen dreyſsig oder vierzig tausend Emigranten auch nur der sechste, nur der zehnte, ja nur der zwanzigste Theil, nicht bloſs Aristokraten dem Nahmen nach, sondern wirklich das, was dieser Nahme besagt, die Besten, die aufgeklärtesten, rechtschaffensten, tugendhaftesten, verdienstvollesten Männer der Nazion, wenn es Miltiaden, Cimonen, Xenofonen, Focionen und Epaminondasse wären, denen ein heilloser Zustand ihres Vaterlandes nichts andres als den Wanderstab übrig gelassen hätte! Aber, zum Glück für Frankreich, sind diese Ausgewanderten dem gröſsern Theile nach —— Doch, ich urtheile nicht gern nach Hörensagen! Aber, wenn Sie von Augen-

zeugen, von Leuten die sich auf das unmittelbare Zeugniſs ihrer eigenen Stirnen und Rücken berufen können, hören wollen, wer diese Französischen Optimaten sind: so erkundigen Sie Sich nur zu Durlach, Speier, Worms, Mannheim, Koblenz, Trier, u. s. w. und Sie werden Sich nicht wenig wundern, warum die Nazionalversammlung, anstatt sie zur Wiederkunft zu nöthigen, nicht schon längst ein allgemeines Nazional - Dank - und Freudenfest wegen ihrer freywilligen Auswanderung angeordnet hat. 15)

„Also wäre denn doch — diese Ausgewanderten, und diejenigen von den Zurückgebliebnen, die ihnen in Gedanken und Wünschen nachfliegen, abgerechnet — die neue Konstituzion der allgemeine Wille des Französischen Volkes?"

Gesetzt auch dieſs sey vor dem leidigen Schisma, welches die bürgerliche Konsti-

15) Zumahl da sie das Geld, das sie mitgenommen, auf alle Fälle nie wieder zurück bringen werden, und also nichts als negative Vortheile und positive Übel von ihrer Wiederkehr zu gewinnen sind.

tuzion der Klerisey, und der den Priestern deſswegen auferlegte von den meisten aber verweigerte Eid veranlaſste, der Fall gewesen: so ist doch unläugbar, daſs seit diesem unseligen Zeitpunkt, und noch in dem Augenblick, da ich dieses schreibe, die Majorität des Volks in sehr vielen, wo nicht den meisten Distrikten des Reichs, wenigstens mit diesem Theile der Konstituzion sehr übel zufrieden ist.

Aber — auch die Artikel, wodurch der alte Römisch - katholische Glaube des Französischen Volkes in die Enge kam, bey Seite gesetzt — haben wir groſse Ursachen zu denken, daſs sich, auſser den beiden Hauptparteyen, eine beträchtliche Anzahl verständiger Männer von reifem Urtheil und abgekühltem Blute in Frankreich finde, denen die Gebrechen der neuen Konstituzion noch viel stärker als irgend einem Ausländer auffallen, und die zu der Disproporzion zwischen der Allgewalt des Volks und der Ohnmacht des an allen Gliedern gefesselten *Pouvoir executif*, — zu den vier und vierzig tausend Municipalitäten, zu der Verordnung, daſs die Departements - Distrikts - und Munici-

palitätsbeamten alle zwey Jahre andern Platz machen müssen, und zu manchen andern Konstituzionsgesetzen, wodurch die alte Ordnung der Dinge zum Schaden einer unzähligen Menge einzelner Glieder der Gesellschaft auf einmahl gewaltsamer Weise auf den Kopf gestellt worden ist, ihre Einwilligung nie gegeben hätten, wenn sie bey Errichtung der Konstituzion eine freye und sichere Stimme gehabt hätten.

Und nun lassen Sie mich noch fragen, ob Sie Sich selbst mit innerer Überzeugung überreden können, daſs der König (der in einem monarchischen Staate zu Dingen, die das Ganze so wesentlich betreffen, doch auch ein Wort zu reden haben sollte) die Konstituzion, so wie sie ihm vorgelegt worden ist, unbedingt angenommen hätte, wenn er mit völliger Freyheit und Sicherheit, oder nur mit einiger Hoffnung, daſs sein Widerspruch in Betrachtung kommen würde, seine Meinung darüber hätte sagen dürfen?

Es ist wahr, Ludwig der Sechzehnte hat feierlich und öffentlich vor seiner Nazion und dem ganzen Europa erklärt, daſs er die Konstituzion freywillig angenommen habe;

und es wäre also unartig, wenn wir uns an jenen Spaſsmacher erinnern wollten, der, indem er den Kopf aus dem Fenster steckte, um einem anklopfenden Besucher zu sagen er sey nicht zu Hause, es (zum Scherz wenigstens) sehr übel nahm, daſs ihm jener nicht auf sein Wort glauben wolle. Der König hatte allerdings die Wahl, entweder die Konstituzion anzunehmen oder die Krone abzulegen; und Er wählte was für ihn (und in der That auch für die Nazion) das kleinere Übel schien. Wem die freye Wahl gelassen würde, ob er in den Rhein springen oder sich am Ufer die Haut über die Ohren ziehen lassen wollte, würde ohne Zweifel das erste erwählen, weil es ihm doch eine Möglichkeit, durch Schwimmen davon zu kommen, übrig lieſse: indessen ist klar, daſs er, wofern er ganz frey wäre, keines von beiden wählen würde. Auch hat Ludwig der Sechzehnte selbst, sowohl in dem Annehmungsakt als in seinen öffentlichen Erklärungen an seine Brüder und an die sämmtlichen Emigranten, — Erklärungen, welche (im Vorbeygehen gesagt) mit groſser Weisheit und Schicklichkeit abgefaſst sind — sich über die Beweggründe seiner

Annahme deutlich genug erklärt. Man hatte dem guten König aufs stärkste versichert, dafs die Wiederherstellung der allgemeinen Ruhe und Ordnung in dem zerrütteten Frankreich blofs von seiner Annahme der Konstituzion abhange; und er hatte in der That Ursache sich diese Hoffnung davon zu machen, — wiewohl der Erfolg das Gegentheil gezeigt hat. Wie fehlerhaft auch eine Konstituzion seyn mag, so ist doch die Regierung des Gesetzes immer besser als eine Anarchie, worin Miltons Chaos König ist. Ludwig der Sechzehnte konnte, für seine individuelle Person, mit seinem konstituzionsmäfsigen Loose zufrieden seyn; ein *Roi faineant* würde es sogar dem mühseligen gefahr- und sorgenvollen Leben eines Friedrichs des Zweyten von Preufsen unendlich vorziehen. Diejenigen Artikel der Konstituzion, die Er (wenn es in seiner Macht gestanden hätte) vermuthlich abgeändert haben würde, betreffen nicht sein persönliches Besserseyn, sondern das Beste der Nazion, die sich, (wie der Augenschein lehrt) der Konstituzion ungeachtet, und (die Wahrheit zu sagen) zum Theil aus Schuld derselben, sehr

übel befindet, und allem Anschein nach in kurzem noch übler befinden, und, wenn nicht irgend ein *Deus ex machina* dazwischen kommt, in alle Gräuel und allen Jammer der abscheulichen Zeiten der Ligue zurück stürzen wird.

Wenn wir nun alle diese Umstände zusammen nehmen, so scheint die Frage: „ob die neue Französische Konstituzion in allen ihren Artikeln für den allgemeinen Willen der Nazion angesehen werden könne?“ aufs gelindeste zu reden, sehr problematisch zu seyn.

„Aber, sey es auch damit wie es wolle, wenn die Konstituzion nur an und in sich selbst gut, nur so beschaffen ist, daſs sie der allgemeine Wille zu seyn verdient, und wirklich der allgemeine Wille wäre, wofern alle einzelnen Bestandtheile der Nazion den Aussprüchen der gesunden Vernunft Gehör geben könnten und wollten!“ Dieſs, mein Freund, ist der groſse Punkt, worauf alles ankommt, — und worüber ich Ihnen meine überlegtesten Gedanken mitzutheilen versprochen habe.

Ich gehe nicht ohne das gehörige Miſstrauen gegen mich selbst, und mit aller Ehrerbietung, die einem Werke gebührt, woran die Auswahl der besten Köpfe einer Nazion wie die Französische acht und zwanzig Monate lang gearbeitet hat, daran, mein Urtheil über dieses Werk zu sagen. Ich erkenne die seltnen Geisteskräfte und die glänzenden Talente, die während dieser Arbeit, auf welche die Augen des ganzen Europa geheftet waren, in der Nazionalversammlung ins Spiel gesetzt worden sind: und ich verabscheue den bloſsen Gedanken einer mit Vorsatz oder aus Übereilung und Eigendünkel begangenen Ungerechtigkeit gegen verschiedene verdienstvolle Männer, die an derselben Antheil haben. Aber diese Gefühle können und dürfen uns nicht hindern, von dem Werke selbst eben so freymüthig und unbefangen zu urtheilen, als ob uns weder von den Verfassern, noch von den unsäglichen Schwierigkeiten welche sie zu bekämpfen hatten, noch von der Gewalt der Einflüsse von welchen sie sich nicht immer frey erhalten konnten, noch von allen den übrigen ungünstigen Umständen (die, wenn es um Rechtfertigung oder Entschuldigung der

einzeln Gesetzgeber zu thun wäre, in Betrachtung kämen) nicht das mindeste bekannt wäre.

Unstreitig ist es schon ein groſser Nachtheil, wenn der Entwurf einer Konstituzion, wodurch eine in den letzten Zügen liegende Monarchie wieder neu geboren und der möglichste Wohlstand der Nachkommenschaft auf einen ewig dauernden Grund gesetzt werden soll, einer Versammlung von Zwölf hundert so ungleichartigen Geschöpfen, als diejenigen woraus die *Assemblée constituante* bestand, aufgetragen wird. Wahrscheinlich würde ein anderes, vielleicht nicht so kolossalisches, aber mit sich selbst besser übereinstimmendes, den Umständen (wovon der Mensch sich nie gänzlich Meister machen kann) angemeſsneres, leichter und sichrer auszuführendes Werk heraus gekommen seyn, wenn es, anstatt zwölf hundert Männern, einem einzigen, aber einem Solon, oder einem Triumvirat, aber einem Triumvirat wie Montesquieu, Turgot und Franklin, hätte aufgetragen werden können.

Doch, wozu Hypothesen und fromme Wünsche? Frankreich besaſs keinen Solon

noch Franklin, hatte keinen Montesquieu noch Turgot mehr. Die Konstituzion ist nun einmahl gemacht, und, so wie sie ist, möchte sie immer für eine Nazion von drey oder vier Millionen Menschen, die an Seele und Leib gröſsten Theils noch unverdorben wären, noch auf einer nicht sehr hohen Stufe der Kultur ständen, und, mit den Übeln einer übermäſsigen, unterdrückten Ungleichheit noch unbekannt, von Luxus, Üppigkeit und Übermuth eben so weit als von Dürftigkeit, Elend und Sklaverey, von beiden aber ungleich weiter als von der ersten Einfalt des Hirten- und Pflanzerlebens entfernt wären — mit Einem Worte, die Konstituzion, wie sie vor uns liegt, möchte vielleicht für ein Volk wie die Englischen Kolonien in Nordamerika vor ihrer gegenwärtigen Unabhängigkeit, oder in etlichen Jahrhunderten, wenn die Neuseeländer oder Neuholländer binnen dieser Zeit noch um einige Stufen in der Humanisierung vorgerückt seyn werden, für Neuholland und Neuseeland ganz gut seyn. Aber für die *cidevant* Franzosen, für eine so unendlich weit von der Einfalt und Reinheit der Sitten, ohne welche sich keine glück-

liche Demokratie denken läſst, entfernte Nazion, kann der plötzliche Übergang aus der Unterdrückung des willkührlichsten Despotismus und der verhaſstesten Art von Aristokratie in eine demokratische Verfassung, die ihr den höchsten Grad von politischer Freyheit einräumt, nicht anders als ein unnatürlicher Zustand seyn. Montesquieu — der so oft in der Nazionalversammlung citiert wurde, aber dessen Geist so selten in ihr erschien — würde sich gewiſs nie haben einfallen lassen, einer über eine Quadratfläche von mehr als zehen tausend geografischen Meilen ausgebreiteten Nazion — und welch einer Nazion! — einer so raschen, so eiteln, so leicht aufbrausenden, so schwärmerischen, und dabey so leichtfertigen, so willkührlichen, so unbändigen und so verdorbenen Nazion, eine Verfassung zu geben, die ohne Einfalt des Sinnes und Unschuld der Sitten, ohne einen entschiednen Karakter von Mäſsigung, Beschränktheit und Häuslichkeit sich nicht einmahl unter einem kleinen Volke erhalten kann; eine Verfassung, die sogar der kleinen Republik Athen, bloſs weil der Karakter ihrer Einwohner dem Fran-

zösischen Nazionalkarakter ähnlich war, verderblich gewesen ist.

„Aber, werden Sie vielleicht einwenden, wenn auch allenfalls die jetzt lebende Generazion, dem gröſsten Theile nach, für eine solche Verfassung nicht gut genug wäre: so wird doch die Konstituzion selbst den Karakter des Volks unvermerkt reinigen, veredeln und der Freyheit würdiger machen; so wird sie wenigstens der Nachwelt eine bessere Art von Menschen bilden; und so werden doch die künftigen Generazionen, eben so für die Konstituzion gemacht wie diese für sie, die unermeſslichen Vortheile der Freyheit zu genieſsen haben."

Das gebe der Himmel! Ich sage von ganzem Herzen Amen! dazu. Aber, wofern wenigstens unsre Enkel diese groſse fysisch-moralische Revoluzion in den Köpfen, in den Herzen und unter den Zwerchfellen der Franzosen erleben sollen, werden wohl mit der Konstituzion selbst noch groſse Veränderungen vorgehen müssen. Denn, entweder alles, was mich die ganze Geschichte der Menschheit gelehrt hat, betrügt mich, oder die Konstituzion, von der

wir reden, kann, so wie sie ist, nicht alt genug werden, um eine Art von Menschen, wie die Demokratie sie nöthig hat, in Frankreich zu zeugen; kann aus innerlichen Fehlern, aus Mangel an innerer Stärke, eben so wenig Bestand haben, als sie wegen ihres Unverhältnisses sowohl zu dem Karakter, den Gewohnheiten und Sitten, ja selbst zu dem dermahligen Grade der Kultur und Aufklärung des Französischen Volkes, 16) als zu Frankreichs innern und äufserlichen Umständen, bestehen kann.

16) Wie weit es der gröſste Theil dieses Volks in diesem Stücke gebracht habe, läſst sich nicht nur aus dem groben Aberglauben und der kannibalischen Grausamkeit, wovon uns das gemeine Volk in Frankreich bis auf diesen Tag so viele Proben gezeigt hat, sondern auch schon bloſs aus dem kleinen Umstand abnehmen, daſs ein Deputierter in der Nazionalversammlung öffentlich gestanden hat, daſs unter ihren vier und vierzig tausend Municipalitäten kaum zwanzig tausend seyen, wo die Municipalitätsbeamten ihren Nahmen schreiben und gedrucktes lesen können.

Es ist nicht seit ehegestern, daſs ich von der Wahrheit des Homerischen Halbverses

Vielherrscherey taugt nichts, —

innigst überzeugt bin, und der höfliche Korrespondent des *Moniteur*, der es mir vor einigen Wochen zu einem ehrenvollen Titel machte, Verfasser des Agathon zu seyn, hätte wissen können, daſs der Verfasser des Agathon schon vor fünf und zwanzig Jahren im ersten und zweyten Kapitel des achten Buches Schilderungen, wie es in demokratischen Staaten zugeht, aufgestellt hat, die nicht wohl von ihm vermuthen lassen, daſs die Umbildung der Französischen Monarchie in eine Demokratie, wie noch keine gewesen ist, eine sehr glückliche Begebenheit für die Nazion in seinen Augen seyn könne.

Und doch, mein lieber Freund, wenn denn diese neue Demokratie am Ende auch nur eine ächte und reine Demokratie wäre! So hätten wir doch wenigstens den Trost, hoffen zu dürfen, daſs sie, bey allen Gebrechen dieser Staatsform, auch das Gute derselben haben werde. Aber unglücklicher Weise ist die neue konstituzionsmäſsige Verfassung Frank-

reichs weder Monarchie noch Demokratie, sondern, als ein politisches Wesen betrachtet, so eine Art von Dingen, wie die Centauren der Griechischen Dichter, die sich zwar recht gut dichten, träumen, mahlen und aus Stein bilden lassen, aber nur nicht lebendig existieren können.

Die Konstituzion hat zwar erklärt, daſs die Französische Regierungsform monarchisch sey; aber sie erklärt zugleich, daſs die Suveränität einzig und unzertrennlich der Nazion zugehöre. Der wahre Monarch ist also das Volk, und es ist schwer zu sagen, was der König in dieser demokratischen Monarchie seyn soll. Sie haben ihm beynahe alles Ansehen und alle Macht genommen, ohne welche die königliche Würde den Zweck, für den sie da ist, nicht erfüllen kann; und so wie die Sachen zwischen dem Volk und dem Könige stehen, ist es moralisch unmöglich, daſs jemahls ein gegenseitiges Vertrauen zwischen ihnen Statt finde.

Der König soll die exekutive Macht haben, und findet bey jedem Schritte Hindernisse, Fuſsangeln und Steine des Anstoſses, die seine Operazionen aufhalten, erschweren,

und nicht selten unmöglich machen. Er hat die Exekuzion, und es fehlt ihm nichts dazu als — die Macht.

Die Konstituzion hat ihm, nach langen und hitzigen Debatten, in welchen die Vernunft nur mit groſser Mühe endlich über den demokratischen Fanatismus den Sieg davon trug, das *Veto* als ein nothwendiges Gegengewicht gegen die demokratische Aristokratie der Nazionalversammlung eingeräumt. Aber auch dieses läſst ihn der eifersüchtige und argwöhnische Geist der Demokratie, den die Konstituzion dem für den einzigen Suverän erklärten Volke in die Nase geblasen hat, nicht ruhig ausüben. Gleich beym ersten Mahle, da er dem neulichen Dekret gegen die Emigranten aus Gründen, die eines weisen und guten Königs würdig scheinen, seine Sankzion versagte, durfte sich das Direktorium des *Departement de Loir et Cher* unterstehen, in einer Addresse an die Nazionalversammlung zu sagen: *Legislateurs, votre decret sur les emigrans vous comble de gloire. Nous ne voulons pas declamer contre le veto du Roi, puisque la Constitution a donné à un*

seul homme le droit de paralyser la volonté de vingt cinq millions. 17) *Le pouvoir executif* (der König also) *vient de se charger de la responsabilité la plus terrible,* 18) *et il sera coupable des malheurs que son refus pourra entrainer.* 19) Und, merken Sie wohl, in der

17) Immer gellen uns die fünf und zwanzig Millionen um die Ohren. Aber die Herren vergessen, daſs unter diesen fünf und zwanzig Millionen wenigstens sechzehn sind, die in solchen Dingen gar keinen Willen haben noch haben können.

18) Bekannter Maſsen ist der König vermöge der Konstituzion für die Ausübung seines königlichen Rechts, einem Dekret, gegen welches er wichtige Einwendungen hat, die Sankzion zu versagen, nicht responsabel. Die Direktoren des Departements von Loir und Cher stoſsen also hier geradezu in die Trompete des Aufruhrs gegen die Konstituzion selbst, auf welche sie so oft schon geschworen haben.

19) Also sogar für mögliche schlimme Folgen, d. i. für einen Ausgang, der nicht in seiner Macht steht, soll nach den fanatischen

Nazionalversammlung wurde diese Addresse, welche dem Direktorium den Ausdruck des lebhaftesten Misſsfallens hätte zuziehen sollen, applaudiert, und nur mit Mühe verhinderte der gesundere Theil der Volksrepräsentanten, daſs diese aufrührische Schrift nicht auf Befehl der Nazionalversammlung gedruckt und in ihr Protokoll eingetragen wurde. Wenn ein Departements-Direktorium mitten in der Nazionalversammlung eine solche Sprache ertönen lassen darf, so ist die königliche Majestät ein leerer Nahme; ja die Konstituzion selbst gilt (wie man bereits aus mehr als Einem Beyspiel und sogar aus Dekreten der jetzigen Nazionalversammlung sehen kann) nur so viel, als die schwärmerischen Independenten und ihr Anhang sie gelten lassen wollen.

Aber wie sollte auch die Majestät des Königs mehr als ein bloſses Sylbengezische seyn? Es giebt jetzt drey Majestäten in Frankreich: die suveräne Majestät des Volks, die

Grundsätzen dieser Demagogen ein König responsabel gemacht werden, den die Konstituzion von aller Verantwortlichkeit entbunden hat!

Quelle der beiden andern, — die Majestät der Nazionalversammlung, eine Qualifikazion, womit ihr als Repräsentant des Volks in den Addressen und sogar in den Deklamazionen ihrer eigenen Mitglieder häufig geschmeichelt wird, — und die Titularmajestät des Königs, die, so wesenlos sie auch ist, ihm doch Anfangs von der gegenwärtigen Nazionalversammlung streitig gemacht, und nur, aus Furcht das dem Könige wieder hold gewordene Pariser Volk zu sehr vor die Stirne zu stofsen, wider Willen zugestanden wurde. Aber damit sich der gute König dieses letzten Rests seiner ehemahligen Autorität ja nicht überhebe, wird er bey jeder Gelegenheit auf die härteste und respektloseste Art erinnert, dafs es nur der erste Beamte, nur eine Art Bürgermeister oder *Maire de France* sey, dem die Französische Demokratie den Nahmen König gelassen habe, ungefähr wie die alten Römer, nach Austreibung der Tarquinier, einen *Rex sacrificulus* 20) beybehielten. Erst vor kurzem

20) Seit Romulus und Numa waren gewisse öffentliche Opfer, die nur der König im

(am neun und zwanzigsten November vorigen Jahres) schrie einer der gewaltigsten Redner in der Nazionalversammlung so laut er konnte und unter gewaltigem Händeklatschen der Tribunen: *Disons au Roi, qu'il ne regne que pour le peuple, que le Peuple est son Souverain, et qu'il est sujet à la Loi.* Das erste und letzte Glied dieser Periode sind unläugbare und hochheilige Wahrheiten in jedem monarchischen Staate: aber das mittlere ist eine harte Rede! Welches Volk (ich will nicht sagen welcher König) mag sie tragen? Ich kenne keine ärgere Kommission als seinen eigenen Suverän zu regieren; und, grofse Götter! was für einen Suverän? Einen Suverän, gegen den der grofse Bel zu Babel und selbst der ungeheure Gargantua

Nahmen des Volkes bringen konnte. Da die Römer sehr streng über ihrem alten Religionswesen hielten, so wurde, damit diesen Opfern keine Feierlichkeit abginge, nach Abschaffung der Könige ein *Rex sacrificus* erwählt, der statt des Königs dabey präsidieren mufste: um aber diesen Opferkönig doch so klein als möglich zu machen, nannte man ihn nur *Rex sacrificulus.*

Meisters Franz Rabelais nur ein Wiegenkind ist; einen Suverän, der fünf und zwanzig Millionen Mäuler zum Verschlingen, und funfzig Millionen Arme zum Greifen und Zuschlagen hat, von denen wenigstens der fünfte Theil alle Augenblicke bereit ist, seine Souveränität mit Fäusten und Fersen, Knütteln, Flintenkolben und Laternenhaken zu behaupten.

Ich frage: Wenn das Volk der Suverän ist, wessen Suverän ist es? „Sein eigner." — Nun so regiere es sich selbst! — „Unmöglich!" — Das glaub' ich auch, mein Freund. — Aber ein Volk zu regieren, dem alle Augenblicke in die Ohren geschrieen wird, daſs es der Suverän seiner Regierer sey, ist noch viel unmöglicher. Gewiſs wird ein Suverän, der sich selbst nicht regieren kann, sich auch nicht von andern regieren lassen, oder (wie alle Suveräns dieser Art) doch nur von solchen, die ihm immer schmeicheln, und alles thun was er haben will, damit er sie hinwieder thun lasse was sie wollen.

Sagen Sie mir nicht: „Das Volk hat ja geschworen, dem Gesetz und dem Könige getreu zu seyn." — Was kann man das millionenköpfige Thier in einem Augenblick von

Schwärmerey nicht schwören machen? Es ist wahr, das Volk hat auch seine *intervalla lucida*, worin es recht gut einsieht, daſs es ohne Gesetze und Obrigkeit seines Lebens und Eigenthums nicht lange sicher wäre, daſs es regiert werden, daſs es gehorchen muſs. Aber auch der tollköpfigste Despot, auch ein Kaligula und Nero und Elagabalus, hat heitere Augenblicke, worin er klar einsieht, daſs er, um seiner Allgewalt lange und sicher zu genieſsen, nach Gesetzen regieren, d. i. seinen Willen der Vernunft unterwerfen, müſste. Aber dann müſste er seiner willkührlichen Allgewalt entsagen; und weil er dazu keine Lust hat, bleibt auch jene Überzeugung unfruchtbar. Glauben Sie, daſs ein Suverän, der fünf und zwanzig Millionen schwindlige Köpfe hat, seine Verbindlichkeit, Gesetzen die er sich selbst gegeben hat zu gehorchen, seltner vergessen werde, als einer der nur Einen Tollkopf hat? — Das Gesetz, sagt die Konstituzion, ist der allgemeine Wille, und niemand darf zum Gehorsam gegen Gesetze gezwungen werden, zu denen er seine Einwilligung nicht gegeben hat. Nun ist aber jeder Westfranke ein Bestand-

theilchen dieses Volks, das der Suverän des Königs ist, und hat entweder in das Gesetz eingewilligt oder nicht. Im letzten Fall ist es kein Gesetz für ihn: hat er aber eingewilligt, so ist der Wille des Menschen wandelbar; was er gestern gewollt hat, kann er heute (zumahl bey veränderten innern oder äußern Umständen) nicht mehr wollen. — „Das wäre Sofisterey," werden Sie sagen. — O gewiſs! Aber solche Sofistereyen macht die Leidenschaft, der Eigennutz, die Unwissenheit, der Eigendünkel, alle Stunden und Augenblicke.

„Aber eben darum hat ja die Konstituzion eine *Force publique* angeordnet, und in die Hände der Municipalitäten, Distrikts- und Departements-Direktorien, und des Königs, der an ihrer aller Spitze steht, gegeben, damit ein jeder Theilhaber an der Volksmajestät, der den Gesetzen nicht gehorchen will, dazu gezwungen werden könne."

Das lieſse sich hören, wenn diese Magistratspersonen zwey- oder dreymahl hundert tausend Janitscharen, oder (was in Frankreich noch sichrer wäre) ein eben so groſses Heer von schwarzen Verschnittnen zu

Diensten hätten, die keine Aktivbürger von Frankreich wären, und keinen Begriff von den Menschheitsrechten hätten. Aber die Nazional-Garden, die Nazional-Gendarmerie und die Nazional-Linientruppen sind (gröſsten Theils wenigstens) Aktivbürger, sind selbst Partikeln des Suveräns, werfen einen Strahl der Urmajestät aus, die das Volk, gleich der Sonne, aus allen seinen Punkten ausstrahlt, und gehorchen (nach dem Beyspiel ihrer Obern, der Municipalitäten und Distriktsdepartements) nur wann, wie und wem sie wollen. — Der König? O der hat vollends gar kein Mittel den Gesetzen Respekt zu verschaffen. Denn bis seine exekutive Gewalt (die, um Wirkung zu thun, wie ein elektrischer Blitz sollte wirken können) durch die unendlichen Umwege aller der gröſsern und kleinern Kanäle, durch die sie sich vertheilen muſs, und durch alle die Formalitäten, die ihr die Konstituzion in den Weg gestellt hat, an Ort und Stelle gelangt ist, käme sie fast immer zu spät, wenn sie auch in sich selbst Ansehen genug hätte, ihrem Willen, die Gesetze zur Vollziehung zu bringen, (denn in dieser Wil-

lenserklärung besteht doch im Grunde die ganze exekutive Macht des Königs) Kraft zu geben.

Es vergeht beynahe keine Session der Nazionalversammlung, wo nicht Beyspiele und Klagen aus allen Gegenden des Reichs vorkämen, die zu Belegen des Gesagten dienen, und durch Thatsachen beweisen, wie prekär, ungewiſs und unzulänglich die Autorität der Gesetze und ihrer Vollzieher über ein Volk von fünf und zwanzig Millionen ist, dem die Konstituzion die Suveränität eingeräumt hat; ein Volk, welches seine Repräsentanten und Obrigkeit selbst erwählt, und sie alle zwey und vier Jahre wieder ab- oder einsetzen kann.

Glauben Sie nicht, mein Bester, daſs diesen Gebrechen durch den Ruhestand werde abgeholfen werden, der sich hoffen läſst, so bald das ritterliche Feuer der emigrierten Abenteurer und hochherzigen *Champions* des Despotismus und der erblichen Aristokratie gedämpft seyn wird. Das Übel sitzt zu tief, denn es ist in der Konstituzion selbst gewurzelt. Ehemahls war es eine despotische Aristokratie, welche Frankreich zu Grunde

richtete: jetzt ist es eine übel organisierte Demokratie, die, allen an sich noch so vortrefflichen Gesetzen zu Trotz, dieses Reich verhindern wird sich wieder aufzurichten. Die Konstituzion kann und darf nicht bleiben wie sie ist, oder nie werden weder wir noch unsre Nachkommen in Frankreich diese goldnen Zeiten blühen sehen, die uns die luxurianten Schönredner eines vom Freyheitstaumel und von ihren schönen Frasen und Perioden bezauberteu Volkes vor zwey Jahren, als einen unmittelbaren Erfolg der Revoluzion, weissagten.

Eine monarchische Demokratie, oder demokratische Monarchie, wie künstlich sie auch immer in der Theorie (und was wäre wohl die Konstituzion anders?) ausgearbeitet seyn mag, ist in der politischen Ordnung der Dinge eine monstrose Zusammensetzung. Was vermöge der Natur der Sache daraus werden muſs, ist leicht vorher zu sehen; in so fern nicht äuſserliche Ursachen und eine Wendung der Umstände, die kein Sterblicher voraus sehen kann, entweder mit dem gänzlichen Ruin des Reichs die ehemahlige Verfassung wieder herstellen, oder

die Nazion selbst in einer kürzern als dreyſsigjährigen Frist diejenigen Änderungen mit der Konstituzion vornimmt, ohne welche sie, meiner Überzeugung nach, keinen Bestand haben kann.

Was uns so oft irre führt, ist, daſs wir so gern eine Art von idealischen Menschen, Menschen wie sie seyn sollten, oder wie wir sie zu unserm Plane, zu unsern Absichten nöthig haben, an den Platz der wirklichen Menschen setzen. Diese letztern werden immer (und wenn die Götter selbst herab stiegen, ihnen die vollkommenste aller Konstituzionen zu geben) aus Xenofons zwey Seelen 21) zusammen gesetzt bleiben; immer wird in ihnen die selbstische Seele mit der uneigennützigen im Streit seyn. Immer werden Kultur, Energie des Geistes, groſse Talente, ihre meisten Besitzer nicht zu bessern Menschen, sondern nur geschickter

21) S. Xenofons Cyropädie, oder, wem es gelegner ist, Shaftesburys *Characteristiks, Vol. I. pag.* 152. u. f. in der neuen Baselschen Ausgabe, die im Jahre 1790 bey J. J. Turneisen und J. L. Legrand erschienen ist.

machen, die Gemüther der schwächern zu unterjochen, und desto mehr Böses zu thun. Immer wird die Gabe, die groſsen Machtwörter Vaterland, Freyheit, öffentliche Glückseligkeit, Religion, Tugend, u. s. w. geltend zu machen, bey vielen nur ein süſser Lockgesang seyn, um die armen ungewahrsamen Vögel, dic sich dadurch anlocken und bezaubern lassen, in ihre Schlingen zu ziehen. Immer wird die unmittelbare Gelegenheit, Ansehen, Reichthum, Einfluſs und Obermacht, als die goldnen Früchte des Baums der Erkenntniſs, pflücken zu können, auch edle Gemüther lüstern machen und dem geraden Wege der Pflicht entführen. — Kurz, immer wird jenes groſse und einzige Lebensprincip demokratischer Staaten, bürgerliche und häusliche Tugend, unter jedem groſsen Volke (wie viel mehr unter einem Volke, das durch eine plötzliche Revoluzion aus einer gänzlichen politischen Nullität in den Besitz der höchsten Gewalt versetzt worden ist) mehr auf den Lippen schweben, als in den Herzen schlagen.

Lassen Sie uns also nicht erwarten, daſs eine Nazion, die, nach den Schilderungen und

Geständnissen ihrer eigenen Schriftsteller und Wortführer, unter einer glänzenden Aufsenseite einen fürchterlichen Grad von fysischer und sittlicher Verderbniſs verbirgt, durch die Freyheit in Patrioten, durch eine demokratische Konstituzion in tugendhafte Menschen werde umgeschaffen werden. Das Volk wird auch ferner hintergangen und despotisiert werden wie ehemahls, nur unter andern Formen und durch andere Mittel. Wer die gröſsten demagogischen Talente hat, wer dem Volk am besten schmeichelt, überall das lauteste Wort führt, über die verhaſste exekutive Gewalt, 22) über die Minister, über den Hof, über die *Ci devants*, am tüchtigsten loszieht, — überall in allen Municipalitäten und Distrikten werden Leute dieser Art das Vertrauen des Volks gewinnen, und durch seine Gunst zu den Stellen gelangen, die den gröſsten Einfluſs geben. Bald wird auch hier,

22) Wie sollte sie nicht verhaſst seyn? Ohne sie dürfte ja jedermann thun was ihn gelüstete. In einem popularen Staate spielen nicht die Gesetzgeber, sondern die, welche die Gesetze vollziehen müssen, die unangenehme Rolle.

wie allenthalben, der Reichthum sein alles überwiegendes Gewicht behaupten; Ränke und Kabalen werden das bescheidene, Bestechung und eigennützige Freygebigkeit das arme Verdienst auf die Seite drücken. Unvermerkt wird sich, unter dem Schirm der Konstituzion, eine neue Aristokratie aus der monarchischen Demokratie erheben, die so gut, wie die ehemahlige erbliche, im Grunde eine Kakistokratie seyn, und das arme, in seinen sanguinischen Erwartungen übel betrogene Volk bald genug dahin bringen wird, sein Alles, die immer täuschende Hoffnung besserer Zeiten, auf die Spitze einer neuen Revoluzion zu setzen.

Sie sehen mich traurig an, lieber Freund? Sie können den Gedanken nicht ertragen, daſs ich von der Französischen Konstituzion nicht besser augurieren, der Nazion nicht mehr gutes zutrauen soll? — Verzeihen Sie mir; oder vielmehr belehren Sie mich, wenn ich Unrecht habe! Ich verlange nichts bessers als überzeugt zu werden, daſs ich die Sache aus einem täuschenden Gesichtspunkte sehe. Sie selbst können nicht eifriger wünschen als ich, daſs die Französische Revoluzion den

glücklichen Ausgang gewinne, den ihr, von ihrem ersten Ausbruch an, alle Freunde der Menschheit gewünscht haben. Auch bin ich, ungeachtet meines wohl gegründeten Widerwillens gegen die Demokratie, ungeachtet meiner Unzufriedenheit mit einigen wesentlichen Artikeln der Konstituzion, noch immer ungeneigt, an einem glücklichen Ausgang, zumahl jetzt, da der Augenblick der entscheidenden Krisis so nahe ist, gänzlich zu verzweifeln.

Alles, dünkt mich, kommt darauf an, wie sich die Nazion in dem gegenwärtigen wichtigen Moment, der von neuem die Augen von ganz Europa auf sie heftet, zeigen wird. Die Freunde der Freyheit, die Verfechter der Rechte des Volks, sind aufs äuſserste getrieben; es gilt um Leben oder Tod; noch nie ist die Gefahr von innen und von auſsen gröſser gewesen als jetzt. Die so genannten Aristokraten und der gröſsere Theil der Klerisey, der mit ihnen einerley Interesse hat, scheinen unabtreiblich entschlossen, ihr letztes aufs Spiel zu seyn. Ist der gröſste Theil des Volks eben so entschlossen, alles für die Erhaltung der Freyheit und bürgerlichen Gleichheit zu wagen, so wird der Sieg bald entschieden

seyn. Eine Hand voll Griechen, deren Wahlspruch „frey leben oder sterben“ war, überwältigte und vernichtete ehemahls die ganze furchtbare Macht des grofsen Königs: und mehr als vier Millionen Franzosen, die den gleichen Wahlspruch schon so oft beschworen haben, sollten sich einer Hand voll Abenteurer nicht erwehren können, die im Grunde ihre letzte Hoffnung blofs auf den verächtlichen Begriff gesetzt haben, den sie sich von dem Wankelmuth, dem Aberglauben und dem alten Sklavensinn des Französischen Volks machen? So bald dieses letztere verständig und gesetzt genug ist, sich weder durch Panische Schrecken noch durch Kabalen oder Aufhetzungen konstituzioneller oder nicht konstituzioneller Priester in Verwirrung setzen, und mit sich selbst uneinig oder gegen den König und seine Minister ohne Grund mifstrauisch machen zu lassen: so hat der Kreuzzug der Französischen Chevalerie, mit welchem wir schon so lange in den öffentlichen Blättern belustiget werden, so ziemlich die Miene eines Abenteuers in Don-Quischottischem Geschmack, und wird wahrscheinlich mehr Stoff für die komische

Muse des Hrn. von Piis, als für die heroische Tuba eines neuen Ronsard oder Chapelain an die Hand geben.

Aber hier steht meine Divinazionsgabe still. Nur die Erfahrung, nur die That selbst kann uns sagen, wie ein Volk, das so leicht von einem Äuſsersten zum andern überspringt, die Probe bestehen wird, auf die es in kurzem gestellt werden dürfte.

Ich denke, mein verehrungswürdiger Freund, Sie verstehen mich nun, wenn ich hinzu setze: daſs alles, was ich gegen die Französische Konstituzion einzuwenden habe, (so erheblich es mir scheint) mich nicht verhindert, darin Ihrer Meinung zu seyn, daſs die Westfranken sehr Recht haben, wenn sie jetzt, da die Frage nicht von besser oder schlechter befinden, sondern von Seyn oder Nicht seyn, ist, eine Konstituzion, die ihnen und ihren Nachkommen Freyheit und Gleichheit der Rechte verspricht, als das Heiligste und Beste was sie haben ansehen, sie gegen alle gewaltsame Angriffe mit noch tausendmahl heiſserm Eifer verfechten, als ihre barbarischen Vorfahren ehemahls für die

heilige Oriflamme gefochten haben, und lieber sich und ihre Feinde zugleich unter den Ruinen der Monarchie begraben, als sich wieder in die schmählichen Ketten des aristokratischen Despotismus schmieden lassen wollen.

Sie haben nicht nur Recht, wenn sie so gesinnt sind, sondern sie verdienten von Sklaven selbst verachtet zu werden, wenn sie anders gesinnt seyn könnten. Die Gebrechen der neuen Konstituzion kommen hierbey nicht in Betrachtung. Kein Volk hat jemahls eine Verfassung ohne sehr wesentliche Fehler gehabt: aber nicht die Verfassung, sondern die Gesinnungen und der Karakter eines Volks entscheiden seinen Werth und sein Schicksal. Hat uns Herr Isnard wahr gesagt, da er in jener so mächtig applaudierten Rede (vom 29sten November) sagte — „*Traiter tous les peuples en freres, ne faire aucune insulte, n' en souffrir aucune; ne tirer le glaive que pour la justice, ne le remettre dans le foureau qu' après la victoire; enfin être toujours prêt à combattre pour la liberté, toujours prêt à mourir pour elle, et à disparoitre tout entier de dessous le globe plûtot*

que de se laisser réenchainer, — voilà le caractere du peuple François!" 23) — ist dieſs wirklich der Karakter des Französischen Volkes, und wird er sich im Feuer der Prüfung so bewähren: o gewiſs, mein Freund, dann ist die Sache dieses Volks die Sache der ganzen Menschheit; und die Macht müſste von einem fürchterlichen Irrgeiste bethört seyn, die gegen eine so gerechte, harmlose und groſs gesinnte Nazion mit ihren Feinden gemeine Sache machen wollte.

Wenige Monate werden uns hierüber ins Klare setzen. Wär' es am Ende auch nur

23) „Alle andere Völker als Brüder behandeln, andern keine Beleidigung zufügen, aber auch von andern keine dulden; das Schwert nur für die Gerechtigkeit ziehen, und es nicht eher wieder in die Scheide stecken, als nachdem man gesiegt hat; immer bereit seyn für die Freyheit zu kämpfen, immer bereit für sie zu sterben, und lieber ganz und gar von der Erdkugel wegzuschwinden als sich wieder in die alten Ketten zu schmiegen: dieſs ist der Karakter des Französischen Volks."

ein Theil der Nazion, der diesen edeln Karakter zu behaupten wüſste, welchen Herr Isnard in seiner patriotischen Aufwallung dem ganzen Volke zuschreibt: so soll dieser Theil unsre eifrigsten Wünsche, und, was auch der Ausgang seyn mag, unsre laute Bewunderung haben. Hat aber (was sich wohl ohne Hochverrath an der Majestät des Westfränkischen Volkes glauben lieſse) Herr Isnard seinen Mitbürgern nur sagen wollen, was sie seyn sollten; oder hat ihn seine exaltierte Einbildung zu einer übertriebenen Meinung von dem, was sie sind, hingerissen: nun, so wird unser immer gemäſsigtes und von der Wahrheit allein geleitetes Urtheil den Grad von Achtung und Theilnehmung, oder von Verachtung und Abscheu, der ihnen gebührt, nicht nach dem, was andre von ihnen sagen, sondern nach ihren Handlungen abmessen.

Wenn ich Freyheit und Gleichheit der Rechte für das heilige Palladium nicht nur der Westfranken und aller Nazionen, die sich bereits im Besitze desselben befinden, sondern des ganzen Menschen-

geschlechts ansehe: so halte ich mich sicher, weder von Ihnen noch irgend einem Vernünftigen mifsverstanden zu werden.

Ich verstehe unter der Freyheit, an welche alle Menschen einen gerechten Anspruch zu machen haben, nicht eine Verfassung, die dem Volke die höchste Gewalt im Staate giebt, und es von seiner Weisheit und Tugend, und von der jeweiligen Thermometer-Höhe, worauf Glaube, Liebe und Hoffnung zu seinen besoldeten Repräsentanten und Dienern bey besagtem Volke stehen, abhangen läfst, ob, wann und wie fern es den Gesetzen gehorchen will: sondern ich verstehe darunter Befreyung von willkührlicher Gewalt und Unterdrückung; gleiche Verbindlichkeit aller Glieder des Staats den Gesetzen der Vernunft und Gerechtigkeit zu gehorchen; ungehinderten Gebrauch unsrer Kräfte, ohne irgend eine Einschränkung als die der letzte Zweck der bürgerlichen Gesellschaft nothwendig macht; Freyheit zu denken; Freyheit der Presse; Freyheit des Gewissens in allem was den Glauben an das höchste Wesen und die

Verehrung desselben betrifft; — kurz, eine Freyheit, ohne die der Mensch, als ein vernünftiges Wesen, den Zweck seines Daseyns nicht erfüllen kann, die er aber auch nur in so fern er wirklich ein vernünftiges Wesen ist recht gebrauchen kann, und die ihm also nicht nur durch die Grundverfassung des Staats garantiert, sondern zu deren rechten Gebrauch er auch durch seine Erziehung gebildet seyn muſs.

Eben so verstehe ich unter Gleichheit der Rechte keine absolute Gleichheit, die allen Unterschied zwischen Klassen und Ständen, Armen und Reichen, Optimaten und Idioten, gebildeten und rohen Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft aufhebt: sondern nur, daſs alle Bürger des Staats ohne Ausnahme vor dem Gesetze gleich seyen; daſs keine privilegierte Kaste vorhanden sey, die sich einer den übrigen Ständen lästigen Ausnahme von den Bürden des Staats, oder eines angebornen ausschlieſslichen Rechts an die höhern Ämter und

Würden desselben 24) anzumaſsen habe; sondern daſs Talente, vorzügliche Geschicklichkeit und persönlicher Werth einem jeden,

24) Es versteht sich, daſs die Rede hier nicht von dem Recht der Erbfolge auf Königsthronen und Fürstenstühlen ist, welches gar nicht in dieses Kapitel gehört, und auf einem Grunde beruht, den sogar die Französischen Demokraten respektiert haben. Aber auch zu andern untergeordneten Würden und Ämtern im Staat schon durch Geburt bestimmt zu seyn, ist dem gemeinen Wesen vielmehr vortheilhaft als nachtheilig: in so fern nur weder ein Vorrecht, noch viel weniger ein ausschlieſsliches Recht damit verbunden ist; denn gerade durch diese heilsame Klausel wird dem Miſsbrauche des angebornen Rechts hinlänglich vorgebeugt, und der Staat kann nicht anders als dabey gewinnen, wenn den Vornehmen und Begüterten kein anderer Weg zu öffentlichem Ansehen, Einfluſs und Gewicht im Staate übrig bleibt, als sich um persönliche Verdienste zu bewerben, und sich des Vortheils, den ihnen ihre Glücksumstände geben, um so eifriger zu Nutze zu machen, weil ihnen der Rang immer von Mitbewerbern abgelaufen werden kann, die den Nachtheil einer niedrigen unscheinbaren Geburt, oder des

ohne Rücksicht auf Geburt, Geschlechtsnahmen und andere zufällige Umstände, zu jeder Stelle, worin er dem Staat am nützlichsten seyn kann, so gut den Zugang öffnen sollen, als ob er in gerader Linie von Nabukodonosor oder Konfucius abstammte.

Ich glaube, ohne jemanden zu beleidigen, sagen zu können, daſs die Vernunft in dem heutigen Europa bereits so viel Obermacht über alte Vorurtheile und Miſsbräuche (die vermoderten Reste barbarischer Jahrhunderte) errungen hat, daſs es über kurz oder lang bey jeder Nazion in unserm Welttheile zu dieser Freyheit und Gleichheit kommen wird, und kommen muſs: Auch glaube ich, daſs auf der einen Seite die Plebejer in jedem Europäischen Staate mit diesem Grade von Freyheit und Gleichheit eben so wohl zufrieden seyn können, als auf der andern die Billigkeit und Klugheit der Kaste der Patricier, oder, Deutsch zu reden, der Abkömmlinge unsrer alten Freyen und Ritter,

Mangels an Vermögen, durch gröſsere Fähigkeiten und höhern Fleiſs zu überwinden gewuſst haben.

zu loben ist, daſs sie (nach dem Beyspiel des Englischen Adels) in allen gemeinen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens nicht bloſs mit Plebejern, die ihrem dunkeln Nahmen durch Talente und persönliche Verdienste einigen Glanz zu verschaffen gewuſst haben, sondern überhaupt mit allen Personen von Erziehung und Lebensart, ohne Rücksicht auf Nahmen und Stammbaum, sich immer mehr auf gleichen Fuſs zu setzen beflissen sind.

In Frankreich scheint weder die Partey der so genannten Aristokraten den Plebejern so viel Freyheit und Gleichheit eingestehen, noch die unendlich zahlreichere Majorität der letztern sich mit so gemäſsigten Ansprüchen begnügen zu wollen: oder vielmehr, die letztern sind durch den unbiegsamen Stolz der ersten gezwungen worden, Alles von denen zu fordern, die Nichts einzuräumen entschlossen sind. Anstatt sich an der Freyheit genügen zu lassen, haben sie dem Volke, d. i. sich selbst, die Majestät zugeeignet; und die Gleichheit aller Französischen Staatsbürger ist seit der Revoluzion nach und

nach so weit getrieben worden, daſs der unbedeutendste Jakobinerklubs - Genosse dem Könige viel Ehre zu erweisen glaubt, wenn er den Hut vor ihm lupft, und daſs jedes wurstarmige, kupfernasige Fischweib sich von so gutem Adel dünkt als eine Bourbonstochter; — eine Art von Gleichheit, wobey das gesellschaftliche Leben und die Vergnügungen an öffentlichen Orten, besonders in den Schauspielhäusern, (wo die pöbelhaftesten Menschen sich ihrer Menschenrechte auf eine sehr auffallende Art zu bedienen geruhen) wenig unter diesem einst so fein gesitteten Volke gewonnen hat.

So lange die erste Partey darauf besteht, sich nicht eher zur Ruhe zu begeben, bis in Frankreich alles wieder auf den alten Fuſs (d. i. wie es in den goldnen Zeiten Ludwigs des Groſsen, des Regenten Filipp von Orleans und des vielgeliebten funfzehnten Ludwigs war) gesetzt seyn werde, ist wenig Anschein, daſs die Volkspartey von ihren auf das andere Extrem getriebenen, bereits in Besitz genommenen, und durch die Konstituzion selbst befestigten

Anmaſsungen auch nur einen Tüttel fahren lassen sollte. „Gleichheit und Freyheit — sagte neulich der allgewaltige Volksredner Isnard — Gleichheit und Freiheit sind den Westfranken eben so unentbehrlich geworden als die Luft die sie einathmen.“ Auch zweifelt dieser neue Mirabeau nicht, von der Höhe seiner Rednerbühne herab alle seine Mitbürger mit dem heiligen Feuer des Patriotismus dermaſsen zu durchglühen, daſs es ihnen ein leichtes seyn werde, „mit der einen Hand ihr Geld wegwerfend, mit der andern das Schwert ziehend, zu kämpfen, zu siegen, und das übermüthige Geschlecht der Aristokraten zu zwingen, die Qualen der Gleichheit auszuhalten.“

Dieſs dürfte denn doch wohl etwas mehr heiliges Feuer, Zeit, Assignate und Franzosenblut kosten, als sich Herr Isnard in der Höhe seiner Begeisterung einbildete. Käme es aber auch dazu, so würde doch für die innere Ruhe Frankreichs und die Wiederherstellung seines Wohlstandes wenig damit gewonnen seyn, wofern die rohen Demagogen,

die dermahlen in der Nazionalversammlung so laut schreyen und so wenig kluges zu Stande bringen, eben so hartnäckig bey den demokratischen Grundsätzen der Konstituzion beharren wollten, als das übermüthige Geschlecht bey seiner Anhänglichkeit an die alte Verfassung, mit welcher seine Prärogative stehen oder fallen.

V.

DIE FRANZÖSISCHE REPUBLIK.

Geschrieben im September 1792.

So hat denn die republikanische Partey in Frankreich endlich doch den Triumf erhalten, der diese letzten vier Jahre durch das unverrückte Ziel aller ihrer Bemühungen war! So ist sie endlich reif geworden, die Frucht so vieler Nachtwachen, so vieler Kämpfe, so vieles Blutes, so vieler Verbrechen! Der neu zusammen berufene Nazionalkonvent hat sogleich in seiner ersten Sitzung die königliche Würde auf immer abgeschafft; Ludwig der Sechzehnte und seine Familie ist in den Privatstand herab gestürzt, und Frankreich — nennt sich eine Republik.

Dieſs ist so einmüthig und mit solcher Entschlossenheit geschehen, daſs man wohl nicht zweifeln kann, alle Deputierte, die an dem Beschluſs Theil genommen haben, müssen gewiſs gewesen seyn, es sey der Wille des Französischen Volkes keinen König mehr zu haben. Die Franzosen haben also auch die zweyte Hauptrevoluzion, die sie binnen vier Jahren erlebten, damit angefangen, die gesetzmäſsige Verfassung umzuwerfen, ehe sie noch wuſsten was für eine andere sie an den Platz derselben setzen wollten.

Der Konvent hat Frankreich zwar für eine Republik erklärt. Allein, fürs erste, wird, um eine Republik zu seyn, noch etwas mehr erfordert, als es seyn zu wollen; und dann ist auch das Wort Republik ein sehr unbestimmtes, vielsinniges Wort. Auch Venedig und Genua, so gut wie San Marino, nennen sich Republiken, und werden dafür erkannt; sogar Polen gilt für eine Republik, selbst in diesem Augenblick, da die Nazion in zwey Parteyen zerrissen ist, von welchen diejenige, die vermittelst einer neuen Konstituzion den Segen der Freyheit über

V.

DIE FRANZÖSISCHE REPUBLIK.

Geschrieben im September 1792.

So hat denn die republikanische Partey in Frankreich endlich doch den Triumf erhalten, der diese letzten vier Jahre durch das unverrückte Ziel aller ihrer Bemühungen war! So ist sie endlich reif geworden, die Frucht so vieler Nachtwachen, so vieler Kämpfe, so vieles Blutes, so vieler Verbrechen! Der neu zusammen berufene Nazionalkonvent hat sogleich in seiner ersten Sitzung die königliche Würde auf immer abgeschafft; Ludwig der Sechzehnte und seine Familie ist in den Privatstand herab gestürzt, und Frankreich — nennt sich eine Republik.

Dieſs ist so einmüthig und mit solcher Entschlossenheit geschehen, daſs man wohl nicht zweifeln kann, alle Deputierte, die an dem Beschluſs Theil genommen haben, müssen gewiſs gewesen seyn, es sey der Wille des Französischen Volkes keinen König mehr zu haben. Die Franzosen haben also auch die zweyte Hauptrevoluzion, die sie binnen vier Jahren erlebten, damit angefangen, die gesetzmäſsige Verfassung umzuwerfen, ehe sie noch wuſsten was für eine andere sie an den Platz derselben setzen wollten.

Der Konvent hat Frankreich zwar für eine Republik erklärt. Allein, fürs erste, wird, um eine Republik zu seyn, noch etwas mehr erfordert, als es seyn zu wollen; und dann ist auch das Wort Republik ein sehr unbestimmtes, vielsinniges Wort. Auch Venedig und Genua, so gut wie San Marino, nennen sich Republiken, und werden dafür erkannt; sogar Polen gilt für eine Republik, selbst in diesem Augenblick, da die Nazion in zwey Parteyen zerrissen ist, von welchen diejenige, die vermittelst einer neuen Konstituzion den Segen der Freyheit über

Polen verbreiten möchte, von derjenigen, die für die alte Ordnung oder Unordnung der Dinge streitet, als die Mörderin der Polnischen Freyheit ausgeschrieen, und im Nahmen der Freyheit selbst unterdrückt wird.

Frankreich ist also dadurch, dafs es sich zur Republik erklärt hat, noch nichts bestimmtes, noch keine in politischem Sinne selbstständige Gesellschaft geworden. Denn dieser rasche Schritt geschah, ehe man noch über die grofse Frage:

„Was für eine Art Republik Frankreich seyn soll?“

und über die noch gröfsere:

„Ob und wie fern es moralisch möglich sey, dafs Frankreich eine Republik seyn könne?“

ins Klare und überein gekommen war.

Ich will hier nicht untersuchen, ob die Abschaffung der königlichen Würde rechtmäfsig, oder klug, oder auch nur in den vorliegenden Umständen das einzige Mittel, wodurch Frankreichs Verderben verhütet werden konnte, und also (in so fern die Rettung

des Volks das höchste Gesetz ist) wirklich nothwendig war. Der Prozeſs zwischen Ludwig dem Sechzehnten und seinem Volke ist noch bey weitem nicht so instruiert, daſs ein unbefangener Zuschauer dieser groſsen Begebenheit Grund genug vor sich hätte, ein richtiges Urtheil in dieser höchst verwickelten Sache festzusetzen. Wir haben bisher nur die Ankläger des Königs mit ihren Beweisen und Behelfen gehört, aber wenig oder nichts von dem, was Ludwig der Sechzehnte zu seiner Vertheidigung zu sagen hat. Bey den Häuptern der republikanischen Partey, und durch sie bey dem groſsen Theile des Volks, über dessen Meinungen und Leidenschaften sie sich eine sehr begreifliche Herrschaft zu verschaffen gewuſst haben, ist es freylich eine ausgemachte und auſser allem billigen Zweifel gesetzte Sache, daſs der König treulos, eidbrüchig und verrätherisch an der Nazion gehandelt habe. Aber jedem andern bleibt es noch immer (um das wenigste zu sagen) sehr problematisch, ob ein redlicher Sachwalter Ludwigs in dem ganzen Verlauf der Revoluzion, in der von ihm angenommenen Konstituzion selbst, und in dem konstitu-

zionswidrigen Betragen, dessen sich die Nazionalversammlung, die Jakobiner - Brüderschaft und das Volk (besonders das Parisische) seit dieser Epoke gegen den König schuldig gemacht, nicht sehr erhebliche Gründe finden könnte, das seinige zu rechtfertigen. Gewiſs ist es wenigstens, daſs es ihm nicht an Stoff zu Gegenklagen fehlt; daſs ihm die republikanische Partey weder Zeit noch Macht gelassen hat, nach der Konstituzion zu regieren; daſs man ihm das Vertrauen des Volks — ohne welches er (wie die Herren wohl wuſsten) nicht lange König seyn konnte — auch da schon zu rauben suchte, da noch kein hinlänglicher Grund zum Miſstrauen vorhanden war; daſs man ihm aufs wenigste eben so viele Ursachen gab, miſstrauisch gegen sein Volk zu seyn, als sein Volk zum Argwohn gegen ihn hatte; kurz, daſs er von der Nazionalversammlung und den Demagogen fast bey den Haaren dazu gezogen wurde, sich endlich unter seinen natürlichen und erklärten Freunden nach Hülfe umzusehen.

Doch, gesetzt auch Ludwig der Sechzehnte habe seine Absetzung verdient, und die Nazion sey nicht nur berechtigt, sondern, in

Betracht aller vorliegenden Umstände, sogar genöthigt gewesen, durch Einführung einer neuen Staatsverfassung und Regierung sich selbst zu helfen: auf jeden Fall mußten die Demagogen, die nun schon so lange und eifrig daran gearbeitet haben dem Volk eine reine Demokratie in den Kopf zu setzen, überzeugt seyn, daß der Nazion auf diese Weise wirklich geholfen sey. Denn es wäre Unsinn, eine Konstituzion, die nur erst vor einem Jahre von der Majorität des Volks mit Frohlocken und Jubilieren angenommen wurde, bloß wegen einiger Unvollkommenheiten, oder um der Vergehungen des Königs willen, wieder aufzuheben, wenn man nicht zum wenigsten den Plan einer andern fertig liegen hätte, von welcher man sich gewiß halten könne, daß sie durch ihre unläugbare Vortrefflichkeit den allgemeinen Beyfall der Nazion und der unparteyischen Welt davon tragen müsse.

Und diesen Unsinn haben die Demagogen gleichwohl wirklich begangen; und ich weiß nicht wie rühmlich oder tröstlich es für sie seyn kann, daß es weder der erste noch der größte ist, den sie vor dem

Richterstuhle der Vernunft zu verantworten haben.

Wir wollen indessen die Nachsicht gegen diese mit ihrem Volke und dem ganzen menschlichen Geschlecht es so wohl meinenden Männer so weit treiben als sie nur immer gehen kann; wir wollen die Schuld eines Benehmens, das wir, menschlicher Weise zu reden, nicht anders als widersinnig heiſsen können, den Umständen, dem Drang der Zeit, der eisernen Nothwendigkeit, mit Einem Worte dem Schicksal (das so viel tragen muſs und tragen kann) auf den Rücken wälzen. Das Französische Volk will nun einmahl aller Vortheile des bürgerlichen Gesellschaftsvertrags und einer gesetzmäſsigen Regierung vollauf genieſsen, ohne ihnen auch nur das geringste von den allgemeinen Rechten des Naturmenschen an Freyheit und Gleichheit aufzuopfern. Es weiſs aber freylich nicht wie die Sache anzugreifen ist, und schickt also eine Anzahl Männer aus seinem Mitte, in deren Weisheit und Redlichkeit es ein besondres Vertrauen setzt, mit dem Auftrag ab, gemeinschaftlich eine Verfassung zu entwerfen, deren Resultat jene höchst mögliche

Freyheit und Gleichheit sey, die das Ziel seiner Wünsche ist, und wovon es sich das glückseligste Schlaraffenleben verspricht.

Ich frage nicht, ob diese Männer einen solchen Auftrag hätten annehmen sollen? ob irgend ein weiser Mann sich zu so etwas anheischig machen werde? Genug die *Citoyens*, die sich zum Nazionalkonvent deputieren lieſsen, waren, was den Punkt der Freyheit und Gleichheit betrifft, gerade so weise als ihr oberster Herr und Meister, das Volk selbst, das sie zu seinen Stellvertretern und Stimmführern ernannte. Sie kamen zusammen, um zu suchen was nirgends zu finden ist, um ins Werk zu richten was kein Gott möglich machen kann, — eine Republik, worin alle frey, alle gleich, alle glücklich sind, — eine wohl geordnete, ruhige und blühende Republik, worin ein Volk von vier und zwanzig Millionen Menschen zu gleicher Zeit der Suverän und der Unterthan ist; worin es, als höchster Gesetzgeber, Gesetze giebt, die es, so bald es ihm gut dünkt, wieder abschaffen kann, — als höchster Richter, so oft es ihm kurzen Prozeſs zu machen beliebt, das Gesetz an jedem wirk-

lichen oder vermeinten Verbrecher eigenhändig vollzieht, u. s. w. Und wenn nun diese wackern Männer vergebens gesucht haben werden, was nicht zu finden ist, vergebens an einem Werk arbeiten werden, dessen sich nur ein neuer Prometheus mit neuen, ausdrücklich aus einem ganz besondern Thone dazu gebildeten Menschen unterfangen könnte: sollten wir wohl Ursache haben, uns darüber zu wundern?

Gleichwohl, wenn diese Männer, da sie sich nun einmahl des Abenteuers unterwunden hatten, es wenigstens nur so angriffen, daſs die Hoffnung, ohne eine oder mehrere neue Revoluzionen damit zu Stande kommen, einige Wahrscheinlichkeit hätte; wenn sie, durch das zweyfache Beyspiel ihrer Vorgänger gewitziget, wenigstens nur die Abwege, in welche sich jene so oft verloren, nur die Klippen, gegen die sie so oft mit vollen Segeln anfuhren, zu vermeiden suchten; sich selbst, bevor sie die Hand an ein so wichtiges Werk legten, von unlautern Leidenschaften gereiniget, allen Fakzionsgeist verbannt, allen Nebenabsichten entsagt hätten; wenn sie einträchtig und mit gegenseitigem

Zutrauen, mit Würde, Ruhe und kalter Überlegung, wie den Depositarien der Wohlfahrt eines ganzen Volks geziemt, zu Werke gingen: so möchte noch immer etwas Gutes von ihren Bemühungen zu hoffen seyn; so könnt' es ihnen doch vielleicht wie gewissen Alchymisten gehen, die zwar nicht den Stein der Weisen, den sie suchten, aber doch irgend eine treffliche Arzney, eine neue Farbe, die Kunst Porzellan zu machen, oder sonst etwas fanden, das sie zwar nicht suchten, das aber wenigstens der Mühe werth war gefunden zu werden. Wenn sie, anstatt das Ideal *de la Democratie la plus democratique* (wie der Deputierte Osselin sagte) in Frankreich zu realisieren, auch nur, nach so vielen Versuchen, endlich die Gesetze und Verfassung ausfündig machten, die der gegenwärtigen Beschaffenheit der Nazion die angemessensten wären: welcher billig denkende könnte mehr von ihnen fordern?

Die wenigen Tage, seit welchen der neue Nazionalkonvent in Aktivität ist, sind freylich ein so kurzer Zeitraum, um über das was sich von ihm erwarten läſst, ein sicheres Urtheil festzusetzen. Indessen hat sich doch

bereits in diesen wenigen Tagen in dieser grofsen Synode, wiewohl sie aus lauter eifrigen Republikanern besteht, so viel Ungleichartiges in der Denkart, so viel Diskordanz, leidenschaftliche Hitze, Unlauterkeit, Kabale und Fakzionengeist hervorgethan, dafs wir andern Weltbürger, denen in dieser ganzen Revoluzionssache nicht das Interesse der einen oder andern Partey oder Rotte, sondern das allgemeine Beste der Menschheit am Herzen liegt, bis jetzt noch wenig Ursache finden, in die Weisheit, Rechtschaffenheit und Harmonie der neuen Repräsentanten des Französischen Volkes ein grofses Vertrauen zu setzen.

Überhaupt hat sich wohl noch keine so eben erst in die Geburt eingetretene Republik von innen und aufsen in einer gefährlichern Presse befunden; und es ist schwerlich abzusehen, wie die Französische zwischen zwey so entschlossen gegen einander stehenden Fakzionen als die Parisische und die von der Gironde, und unter den Händen solcher *Accoucheurs* wie Robespierre, Danton, Marat, Collot d' Herbois und ihres gleichen, gesund und wohl gestaltet werde zur Welt kommen können.

Die gröfste Schwierigkeit liegt indessen in der Natur der Sache selbst. Frankreich, ehemahls die mächtigste Monarchie in Europa, eine Nazion von wenigstens vier und zwanzig Millionen Menschen, die sich in Rücksicht aller ihrer Vortheile ohne übertriebnen Stolz für die erste in der Welt halten konnte, ein Reich, das aus einer Menge sehr ungleichartiger und sehr verschiednes Interesse habender Theile in zwölf Jahrhunderten nach und nach zusammen gewachsen war, ohne jemahls ein wohl organisiertes Ganzes gewesen zu seyn, — ein solches Reich soll auf einmahl in eine einzige reine Demokratie verwandelt werden. Gleichheit aller Bürger soll die Grundfeste derselben ausmachen; und eine so vollkommene Gleichheit, dafs auch kein Schatten von Aristokratie geduldet, kein Keim einer Möglichkeit übrig gelassen werden soll, dafs jemahls ein Bürger oder eine Klasse von Bürgern den mindesten Vorzug, das mindeste Übergewicht über die andere erhalten könne. Eine solche Demokratie hat die Welt noch nie gesehen.

Alle Republiken dieser Art, die entweder noch vorhanden oder aus der Geschichte

bekannt sind, bestehen oder bestanden entweder aus einzelnen Städten, unter denen die gröſste, mit Paris verglichen, nur für einen mittelmäſsigen Ort gelten kann; oder aus sehr kleinen, in Gebirge eingeschloſsnen, von jeher armen, von jeher freyen, oder doch kein Joch lange duldenden Völkchen von wenigen Tausenden streitbarer Männer, bey denen alle Umstände sich vereinigten, um eine demokratische Regierungsform zur einzigen zu machen, die sich für sie schickte. Und selbst in den meisten dieser kleinen Demokratien sah man von jeher die Gewalt des Volks durch aristokratische Formen eingeschränkt. Sogar die Regierungsform von Sparta war aus Monarchie und Demokratie gemischt; und diese in jeder Betrachtung unnatürliche Republik glaubte sich nur durch ein Kollegium von Aufsehern erhalten zu können, denen sie eine beynahe unumschränkte Gewalt anvertraute; wiewohl gerade dieses Eforat, wodurch sich das Volk gegen die Könige sicher zu stellen suchte, weil es an einer Macht fehlte die Aufseher in Schranken zu halten, endlich den Untergang der Republik beschleunigte.

Aber auch für die Möglichkeit, daſs ein groſser Staat, der viele Jahrhunderte lang als Monarchie existiert hatte, sich durch eine gewaltsame Umkehrung in eine reine Demokratie verwandeln könne, zeigt uns die Geschichte nicht ein einziges Beyspiel. Denn die so genannten Königreiche der heroischen Zeit, wie das von Argos, Mycän, Sicyon, Megarä, Athen, Theben u. s. w. aus denen sich alle die kleinen Republiken des alten Griechenlands nach und nach bildeten, wird hier wohl niemand gegen mich anführen wollen. Und selbst diese gingen nicht von einem Extrem ins andre über. Es waren kleine Embryonen noch unentwickelter bürgerlicher Gesellschaften, aus Demokratie, Aristokratie und Monarchie gemischt, worin sich die Edeln und das Volk der Könige entledigten, und das gemeine Wesen so lange zwischen Aristokratie und Demokratie herum trieb, bis endlich die letztere das Übergewicht bekam, und dadurch den Verlust der Freyheit von innen und der Unabhängigkeit von auſsen beschleunigte.

Indeſsen hat es die Partey, die sich seit dem 10ten August das Übergewicht in Frank-

reich zu verschaffen gewufst hat, auf ihre und der ganzen Nazion Gefahr gewagt, der Welt etwas zu zeigen, was sie noch nie gesehen hat, und möglich zu machen, was bisher für unmöglich gehalten worden war. Es ist allerdings schwer und oft verwegen, eine Linie ziehen zu wollen, über welche der Mensch in der Vervollkommnung seiner selbst und seines Zustandes sich nicht erheben könne. Aber in dem vorliegenden Fall ist die Verwegenheit ganz auf Seiten der Französischen Demagogen. Denn, um sich mit der Hoffnung eines glücklichen Erfolgs speisen zu können, müfste der Nazionalkonvent und das ganze Volk über die Auflösung des Problems: wie kann Frankreich eine Demokratie werden? nicht nur eben so einig seyn, als man es über die Frage: ob das Königthum in Frankreich abgeschafft werden sollte? gewesen ist: man müfste auch einmüthig auf die einzige Form verfallen, unter welcher Frankreich als Republik vielleicht bestehen könnte. Aber gerade dieses Wie? diese Form wird die Klippe seyn, woran sie scheitern werden. Denn so bald es darüber recht deutlich zur

Sprache kommen wird, werden sich zwey Parteyen zeigen, deren jede einen für sie so wichtigen Entscheidungsgrund für ihre Meinung hat, daſs nicht zu hoffen ist, daſs sie jemahls — wenigstens so lange Paris das Schicksal, dem es entgegen taumelt, nicht wirklich erfahren haben wird — sich über diesen Punkt (auf den doch alles ankommt) zu solchen Beschlüssen vereinigen sollten, wodurch die Quelle der Insurrekzion und Revoluzionen verstopft würde, und die neue Republik Konsistenz gewinnen könnte.

Ich glaube mich nicht sehr zu irren, indem ich mir die Sache so vorstelle. Paris und die zunächst um dasselbe liegenden Departements, deren Interesse mit dem Parisischen am genauesten verknüpft ist, wollen, daſs Frankreich, auch als Republik, auch als Demokratie, ein einziger unzertheilter Staatskörper bleibe; wollen, daſs alle ehemahligen Provinzen und Abtheilungen, oder alle drey und achtzig dermahligen Departements so mit einander verbunden bleiben sollen, wie die Glieder eines organisierten Körpers mit dem Ganzen; dergestalt, daſs keines auſser demselben für sich bestehe.

Und warum wollen sie dieſs? — Schwerlich aus einem andern Grund, als weil sie wollen, daſs Paris, die bisherige Hauptstadt des Königreichs, auch die Hauptstadt der neuen Republik, der Kopf, der alle übrigen Glieder leitet, das Herz, dem das Blut aus allen andern zuströmt und von welchem es allen übrigen wieder zugetheilt wird, bleiben soll.

Aber dieſs kann unmöglich der Wille der gröſsern Anzahl der Departements seyn. Sie haben vermuthlich eine zu gute Meinung von ihren eigenen Köpfen, um nicht völlig überzeugt zu seyn, daſs niemand besser als sie wisse was ihnen gut ist; und, weit entfernt, Paris für das Haupt oder Herz von Frankreich zu erkennen, scheinen sie vielmehr sehr geneigt, es für ein groſses krebsartiges Geschwür in demselben anzusehen, das alle guten Säfte des Körpers an sich zieht, und den übrigen dadurch entkräfteten Gliedern nur verdorbene zurück giebt. Man würde sich sehr betrügen, wenn man aus den Lobsprüchen, welche einige Deputierte aus entfernten Departements bey Gelegenheit den Verdiensten der Stadt Paris um die Revoluzion ertheilen, und aus

den brüderlichen Gesinnungen, die sie ihr im Nahmen ihrer Mitbürger bezeugen, den Schluſs ziehen wollte, daſs es immer, daſs es nur lange dabey bleiben werde. Die andern groſsen Städte des Reichs, besonders die See- und Handelsstädte, werden unfehlbar, so bald die Nazion wieder Luft bekömmt, andere Saiten aufziehen, und (wofern sie es nicht jetzt schon sind) bey ruhigerm Nachdenken bald überzeugt werden, daſs Frankreich keine Republik auf dem Fuſs seyn könne, wie es die Herren Robespierre, Danton, Santerre, und die Gemeine von Paris haben wollen; daſs es entweder in die Form einer durch Grundgesetze eingeschränkten Monarchie zurück treten, oder sich zu einer verhältniſsmäſsigen Anzahl einzelner Republiken organisieren müsse, deren jede für sich besteht, während sie alle zusammen durch ein Trutz - und Schutzbündniſs, und durch einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt der politischen Einheit, zu einem einzigen groſsen Freystaat, wie ehemahls der Bund der Amfyktionen und der Achäische Bund in Griechenland, oder noch heut zu Tage die Helvetische Eidgenossenschaft, die Repu-

blik der vereinigten Niederlande, und die der dreyzehn Freystaaten in Nordamerika, verbunden sind.

Indessen hat die Stadt Paris nicht nur als Frankreichs allgemeine Hauptstadt einen uralten Besitzstand, und, als der Brennpunkt der Revoluzion unläugbare Verdienste um die Republik für sich; es hat nicht nur grofse Aufopferungen und tiefe Wunden vorzuweisen, die es sich für die gemeine Sache geschlagen hat: es hat auch noch das Vermögen, alle diese Titel durch eine ungeheure Volksmenge, und (was sein Übergewicht sehr entscheidend macht) durch die Männer vom 14ten Julius und 6ten Oktober, geltend zu machen. Paris ist schon für sich allein eine furchtbare Macht; und es wäre vielleicht politischer, ihm den Vorrang und das Ansehen, worauf es so eifersüchtig ist, lieber von freyen Stücken einzugestehen, als die Republik schon in ihrer Wiege der Gefahr eines Bürgerkriegs auszusetzen.

Allein die entferntern Departements werden mit gutem Grunde hiergegen einwenden: dafs eben dieses Übergewicht der bisherigen Hauptstadt der Monarchie mit den Grundbe-

griffen einer auf völlige Gleichheit gegründeten Republik unverträglich sey. Die Aufhebung der Monarchie hebt auch die Hauptstadt der Monarchie auf; denn ein demokratisches Königreich ohne König ist ein Unding; oder, wenn Paris künftig die Stelle des Königs ausfüllen will, was hätte das übrige Frankreich durch die neue Ordnung der Dinge gewonnen? In der Demokratie soll und darf Paris nicht mehr Rechte, nicht mehr Gewicht und Einfluſs haben als jede andere Stadt in Frankreich. Was sie sich mehr anmaſsen wollte, (und man hat seit dem 10ten August gesehen, wie weit sie zu gehen fähig ist) wäre Usurpazion; denn die Gleichheit der Rechte, die gleiche Unabhängigkeit einer jeden Municipalität von allen andern, der gleiche Antheil an der Souveränität, die dem ganzen Staat, in so fern er als Eine moralische Person betrachtet wird, beywohnt, ist es ja eben, was das Wesen der Französischen Demokratie ausmacht. Aber eben darum, weil Frankreich zu groſs und aus zu verschiedenen Theilen zusammen gesetzt ist, um als ein einziger popularer Staat, ohne eine das Ganze

zusammen haltende grofse Macht, bestehen zu können, eben darum mufs es in mehrere kleinere Republiken zertheilt werden, deren jeder die Autonomie in ihrem eigenen Bezirk zukommt, deren jede sich organisieren und regieren kann wie sie es ihrem Interesse am zuträglichsten findet; wiewohl alle zusammen sich zu ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit, vermittelst eines besondern Gesellschaftsvertrags, zu Einem grofsen Freystaat verbinden, und in allem, was ihr gemeinschaftliches Interesse betrifft, sich an einer gemeinschaftlichen Regierung, an welcher jede besondere Republik in gleichem Mafs Antheil hat, unterwerfen müssen. Eine solche Konstituzion scheint das einzige Mittel, Frankreich auf der einen Seite vor der gänzlichen Auflösung, auf der andern vor der unerträglichen Abhängigkeit von einer anmafslichen Hauptstadt zu bewahren, die vom ersten Tage der Gleichheit an nicht mehr berechtigt war, sich die Hauptstadt Frankreichs zu nennen.

Man begreift, dafs die Parisische Partey von ihrer Meinung nicht abgehen kann, ohne sich zu einem sehr heroischen Opfer zu ent-

schliefsen, und sich gefallen zu lassen, dafs Paris in sehr kurzer Zeit zu jener goldnen Mittelmäfsigkeit herab sinke, deren ganzen Werth zu schätzen die Pariser wohl noch nicht Filosofen genug sind. Aber es ist eben so begreiflich, dafs der gröfste Theil der übrigen grofsen Städte und Abtheilungen des Reichs noch viel weniger von seiner Meinung weichen kann, weil dadurch nicht nur das Interesse vieler einzelner Theile, sondern in der That das allgemeine Beste des Ganzen, dem Eigennutz eines einzigen Theils aufgeopfert würde.

Diefs giebt uns, däucht mir, den Schlüssel zu Marats Aufforderung an das Pariser Volk, worin er mit dürren Worten sagt: „Alles sey verloren, wofern das Volk nicht durch eine neue Insurrekzion sich selbst zu helfen eile."

Diefs macht uns begreiflich, warum Danton und Robespierre (die zwey mächtigsten Verfechter der Parisischen Partey) so stark darauf drangen, dafs Frankreich zu einem untheilbaren Ganzen und die Einheit der Repräsentazion und Exekuzion zur Grundlage der neuen Regierungs-

form erklärt werden solle; und warum der erstere sogar die Todesstrafe gegen einen jeden, der sich beygehen lassen würde Frankreich zerstückeln zu wollen, auf der Stelle ausgesprochen haben wollte. Aber es erklärt uns auch, warum der Nazionalkonvent, in welchem die Partey der südlichen Departements dermahlen noch ein, wiewohl schwankendes, Übergewicht zu haben scheint, sich dem Projekt einer Diktatur oder eines Triumvirats, und der Oligarchie, deren die Kommune von Paris sich anzumaſsen anfing, mit so groſser Heftigkeit entgegen setzte.

Die von dem Nazionalkonvent einhellig ausgesprochene Deklarazion, daſs die Französische Republik *une et indivisible* sey, wie unerträglich sie auch mit der Idee einer Zertheilung zu seyn scheint, läſst im Grunde den unter der Asche glimmenden Streit unentschieden: denn auch die Republik der vereinigten Niederlande und der Nordamerikanischen Freystaaten kann von sich sagen, daſs sie durch ihre ewige Konföderazion *une et indivisible* sey. Worte gelten wie Münze. Die wahre Einheit liegt nicht in der Form, sondern in der Überzeugung

worin jeder der Bundesverwandten steht, daſs sein eigenes Interesse ihm die unverbrüchliche Beobachtung seiner Bundespflichten eben so angelegen macht, als ihm seine (mit der Erhaltung aller übrigen verbundene) Selbsterhaltung ist; da hingegen, bey aller scheinbaren Einheit der Form, die Republik durch Miſstrauen, Eifersucht, Kabalen und Fakzionen unaufhörlich hin und hergeworfen und in Gefahr der Desorganisazion und Auflösung gesetzt werden muſs, wofern ein einzelnes Glied derselben den Willen und die Mittel hat, die übrigen durch seinen Einfluſs zu beherrschen.

Wiewohl nun die dermahlige gefahrvolle Lage der neuen Republik dem Nazionalkonvent die Pflicht auferlegt, alles, was die gute Harmonie der Departements und ihren Eifer für die gemeinschaftliche Sache stören und schwächen könnte, sorgfältig zu vermeiden; und es also unumgänglich nothwendig scheint, ihre innere Organisazion, die Quelle unabsehbarer Miſshelligkeiten, so lange, bis sie vor äuſserlicher Beeinträchtigung sicher ist, zu beseitigen, um sich inzwischen lediglich und (so zu sagen) mit vorsetzlich zugeschloſsnen

Augen an die dekretierte Einheit und Untheilbarkeit zu halten: so ist doch leicht voraus zu sehen, daſs, so bald der Sturm glücklich vorüber seyn, und Ruhe von auſsen ihnen Muſse und Freyheit lassen wird ihre Republik auf eine dauerhafte Konstituzion zu gründen, das Projekt, die übrigen Abtheilungen derselben von Paris unabhängiger zu machen, unfehlbar wieder vorgenommen werden muſs.

Bey näherer Untersuchung wird sich alsdann vermuthlich finden: daſs die Eintheilung des Ganzen in drey und achtzig Haupttheile, wie beförderlich sie auch Anfangs der Revoluzion war, in die Länge mit groſsen Unbequemlichkeiten verbunden wäre; daſs sie nicht für einen bleibenden Zustand taugt, und daſs auf jeden Fall, welche Form man auch dem Ganzen geben will, eine neue Eintheilung in gröſsere Stücke, unter welchem Nahmen man sie zulassen mag, ganz unvermeidlich ist. Da nun, vermöge des Grundsatzes der möglichsten Gleichheit, keinem derselben das Recht sich selbst zu organisieren, und sich solche Gesetze zu geben, die seiner Lage, seinen Bedürfnissen und Verhältnissen

gegen die Nachbarn, kurz, seinem eigenen Interesse die angemessensten sind, streitig gemacht werden kann: so wird doch zuletzt, unter dieser oder jener Benennung, eine Anzahl unabhängiger Freystaaten heraus kommen, welche, von der beständigen unruhigen Theilnehmung an den Angelegenheiten aller übrigen befreyt, in so fern sie nur dem, was die gemeinschaftliche Verbindung jedem auferlegt, genug thun, übrigens bloſs für sich selbst zu sorgen haben, sich der Benutzung aller Vortheile, die aus der Kultur ihres Bodens und von den mannigfaltigen Zweigen ihres Kunstfleiſses, ihrer Gewerbe, des in- und ausländischen Verkehrs, u. s. w. zu ziehen sind, ungehindert widmen, und auf diese Art viel eher, leichter und gewisser, als auf irgend einem andern Wege, zu jenem durch alle Glieder des politischen Körpers sich verbreitenden Wohlstand und Lebensgenuſs zu gelangen hoffen können, der die natürliche Folge einer wohl geordneten Freyheit und Gleichheit unter der Regierung weiser Gesetze ist, und doch wohl unläugbar das war, was die Franzosen durch die Revoluzion gewinnen wollten. Wie lange sich auch

die Stadt Paris und ihre Partey gegen diese künftige neue Ordnung der Dinge setzen wird, so wird es doch früher oder später dazu kommen müssen; wenn sie anders nicht Gefahr laufen wollen, unter unaufhörlichen innerlichen Erschütterungen aus einer Revoluzion in die andere zu fallen, und am Ende doch nur das Opfer herrschsüchtiger Demagogen, wilder Brauseköpfe, und — ihrer eigenen Thorheit zu werden.

Wie entfernt bey dieser Lage der Sachen die bessern Zeiten auch seyn mögen, womit die Franzosen das Gefühl der gegenwärtigen Übel einzuschläfern, und sich unter einander bey gutem Muthe zu erhalten suchen: so dringt sich uns doch noch eine andre Betrachtung auf, welche die Erfüllung jener sanguinischen Hoffnungen wo nicht ganz unmöglich macht, doch wenigstens von einer Bedingung abhängig zeigt, welche unter allen Hindernissen, womit die neuen Republikaner zu kämpfen haben, das unübersteiglichste scheint.

Es war ein goldnes Wort, was der *Citoyen Buzot* im Konvent hören liefs: „Es ist nicht genug, dafs man sich Republikaner

nenne, und monarchische Köpfe behalte!“ — Aber auch republikanische Köpfe machens noch nicht aus: um Republikaner zu seyn, oder, richtiger zu reden, um es zu werden, und wenigstens so lange bis uns die republikanischen Formen zur andern Natur geworden sind 25) bleiben zu können, werden auch republikanische Sitten erfordert. Ich habe diese Saite mehrmahls berührt; und auch den Repräsentanten der Französischen Nazion hat sich diese fatale Wahrheit öfters wider Willen aufgedrungen. Aber niemand machte sie in dieser letzten Epoke so oft und so nachdrücklich geltend, als der Minister Roland, dessen Tugend und gerader Sinn den Robespierren und Dantons so beschwerlich und verhaſst ist. Man kann sich über dieses Einzige Nothwendige eines Volkes, das aus dem Zustande der höchsten Verdorbenheit, zu welchem es

25) Ich setze diese letzte Einschränkung hinzu, um einem Einwurf zuvorzukommen, der sowohl aus der Geschichte, als aus dem gegenwärtigen Zustande beynahe aller dermahligen Republiken *vel quasi* hergenommen werden könnte.

in einer vierzehnhundertjährigen Monarchie stufenweise herab gesunken war, zur republikanischen Freyheit wiedergeboren oder vielmehr umgechaffen werden soll, nicht stärker erklären, als es dieser (wie es scheint) selbst rechtschaffne alte Mann in seinen verschiedenen Addressen an die Nazion und ihre Repräsentanten, und neuerlich in derjenigen, womit er das erste Dekret des Konvents an alle Departements begleitet, gethan hat, welche sich anfängt: *La Convention Nationale est formée — elle vient de s'ouvrir. Français! ce moment doit être l'epoque de vôtre regeneration!* *etc.* worin er ihnen, wiewohl mit aller Schonung eines weisen und billigen Mannes, viele heilsame, aber bitter schmeckende Wahrheiten sagt.

„Wir dürfen uns selbst nicht verhehlen, (sagt dieser *Ministre-Citoyen*) wie viel Gutes uns auch die glorreiche Regierung 26) des

26) Das Französische Wort ist *regime*, welches zwar auch für Regierung gebraucht wird, aber eigentlich eine nach gewissen Vorschriften genau eingerichtete Lebensord-

Gesetzes verspricht, wenn wir uns ihrer würdig zeigen, so viel schmerzliche Wehtage kann sie uns verursachen, wenn wir uns nicht entschlieſsen, unsre Sitten dieser neuen Regierungsart anzupassen. Es ist nun nicht mehr mit schönen Reden und Maximen ausgerichtet; wir brauchen einen Karakter, wir brauchen Tugenden. Der Geist der Toleranz, der Humanität, des allgemeinen Wohlwollens, muſs nun nicht mehr bloſs in den Schriften unsrer Filosofen athmen, muſs sich bey uns nicht mehr bloſs durch Manieren, oder durch jene vorüber gehenden Handlungen eines Augenblicks äuſsern, welche geschickter sind die Eigenliebe dessen, der sich damit sehen läſst, zu kitzeln, als das gemeine Beste zu fördern:

nung bedeutet, und hier also einen besondern Nachdruck hat, der im Deutschen verloren geht; oder ich hätte es etwa so umschreiben müssen: „Diese herrliche Lebensweise, da man nur das Gesetz über sich hat, nur dem Gesetz gehorchen darf, aber ihm immer unterthan seyn, immer unbedingt gehorchen muſs.“ — Denn dieſs muſs bey den Worten *regime de la Loi* gedacht werden.

dieser Geist muſs vorzugsweise der Nazionalgeist werden; er muſs unaufhörlich in der Wirkung der Regierung und in dem Betragen der Regierten sichtbar seyn. Er hängt unmittelbar an der richtigen Schätzung der Würde unsrer Gattung, an dem edeln Stolz des freyen Menschen, welchen Herzhaftigkeit und Güte vor allen übrigen auszeichnen und kenntlich machen sollten.“

Roland wendet sich nun an die Departements-Obrigkeiten insonderheit. — „Ihr seyd im Begriff (sagt er) die Republik ausrufen zu lassen: rnft also einen allgemeinen Brudersinn aus; denn beides ist nur eine und eben dieselbe Sache. — Kündiget in allen Municipalitäten das billige aber auch strenge Reich des Gesetzes an. Wir waren bisher gewohnt, die Tugend zu bewundern weil sie schön ist: nun müssen wir sie ausüben, weil sie uns unentbehrlich ist. Da wir künftig auf einer höhern Stufe stehen werden, so sind auch unsre Schuldigkeiten desto unnachläſslicher. Die Glückseligkeit kann uns nicht fehlen, wenn wir uns verständig betragen; aber wir müssen sie jetzt verdienen, oder wir werden

sie nicht anders als nach den härtesten Prüfungen und Widerwärtigkeiten schmecken. 27) Ich sage es noch einmahl: es ist nun keine Möglichkeit mehr für uns, zu einem dauernden Wohlstande zu gelangen, als wenn wir Tapferkeit, Gerechtigkeit und Güte bis zum Heroismus treiben. Um einen mindern Preis kann uns die Republik nicht glücklich machen."

Die Erfahrung wird die Wahrheit dieses Ausspruchs nur zu sehr bestätigen. Denn, wenn es Wahrheit ist, was schon Montesquieu seinen Landsleuten bewies, daſs eine Vaterlandsliebe, die allen Egoismus verschlingt, und der kein Opfer für das gemeine Beste zu groſs ist, eine Gerechtigkeit, die, nur weil sie unerbittlich gegen uns selbst ist, uns streng gegen andere zu seyn erlaubt, eine Mäſsigung und Einfalt der Sitten, die uns gegen jeden Reitz der Versuchung, in welcher Gestalt

27) Wie schrecklich und in welchem gewiſs von ihm selbst nicht geahneten Umfang ist dieses profetische Wort des in der Folge so schändlich verkannten Roland seit vier Jahren in Erfüllung gegangen!

A. d. H.

sie uns locke, unempfindlich macht, kurz nur eine allgemeine Tugend — die, so wie sie Gelegenheit dazu bekommt, sich in jede besondere verwandelt — das Princip, die innere Lebenskraft und Seele der ächten Demokratie sey; wenn ohne Tugend, ohne Mäſsigung, ohne Reinheit der Sitten keine Demokratie weder zu Stande kommen noch sich erhalten kann: was für Hoffnungen können wir uns von der neuen Republik der Gallofranken machen?

Ich besorge sehr, sie haben sich die Sache leichter vorgestellt als sie ist. Sie haben in der Trunkenheit ihrer Freude, das Joch der Monarchie abgeschüttelt zu haben, den diamantnen Zaum vergessen, womit die Göttin der Freyheit und Gleichheit die Triebe und Leidenschaften ihrer Unterthanen fesselt; haben nicht bedacht, daſs nur die reinste Liebe der Tugend, oder die Macht einer zur andern Natur gewordenen Gewohnheit den Despotismus der Gesetze erträglich machen kann. Ihre Demagogen haben dem armen Volk eine Suveränität vorgespiegelt, die (es sey nun bey einzelnen Personen, oder bey groſsen Menschenmassen, die zusammen

Ein Ganzes auszumachen sich verbunden haben) nur der Vernunft zukommen kann, welche das regierende Princip der moralischen Welt ist; eine Suveränität, die zur unerträglichsten Usurpazion und Tyranney wird, so bald die Menge oder die fysische Macht ihre Überlegenheit zu einem Titel macht, sie nach Willkühr auszuüben. Noch vor kurzem 28) hat der bekannte Kandidat der Diktatur, Danton, sich nicht gescheut, mitten unter den Repräsentanten der Französischen Nazion diese unsinnige Maxime hören zu lassen: Es giebt kein Gesetz, das von dem suveränen Willen des Volks existiere; und anstatt daſs ein allgemeiner Unwille den unbesonnenen oder unredlichen Demagogen zur Vernunft hätte zurück rufen sollen, hallte ihm einer von seinen getreuen Waffenträgern, Fabre Deglantine, nach: *Je repete avec le citoyen Danton, que nulle loi est préexistante à la volonté du Peuple.* Wahrlich, dieſs sind traurige Aspekten für die neue Republik! Ein Volk,

28) In der Sitzung vom drey und zwanzigsten September 1792.

dem diejenigen, in die es sein ganzes Vertrauen setzt, den Kopf mit solchen monarchischen Maximen verrücken, hat noch eine schlechte Anlage, den Forderungen des ehrlichen Roland Genüge zu leisten!

Wollen wir noch bestimmtere Anzeigen, was für einen ungeheuern Sprung dieses Volk thun müſste, um von seinen dermahligen Angewohnheiten auf einmahl zum andern Extrem, zur demokratischen Tugend, überzugehen? — Hier ist ein anderer unverwerflicher Zeuge der Wahrheit! Noch erst am zweyten Oktober sagte Josef Delaunay im Nahmen der Aufsichtskommission zu den Repräsentanten der Nazion: Es sey die höchste Zeit, daſs der Konvent dem bisherigen Unwesen ein Ende mache. „Eines von beiden, (sagte der neu bekehrte Jakobiner) entweder wir müssen hier alle auf dem Platze bleiben, oder das Reich der Gesetze muſs wieder hergestellt werden, die Anarchie muſs sterben, und das Revoluzionsbeil darf nicht länger ein Werkzeug des Schreckens, der Mordlust und Rachsucht in den Händen ruchloser Bösewichter seyn! — Ohne Zweifel war ein

Augenblick von Anarchie nöthig, um den Untergang unsrer Feinde zu vollenden: aber eben das, was der schönsten Sache, die jemahls war, den Triumf versichert, kann sie unwiederbringlich zu Grunde richten, wenn es über die Grenze, die ihm die Nothwendigkeit der Konjunkturen anwies, ausgedehnt wird; und es ist — offenbar, daſs euere Beschlüsse vornehmlich dahin gehen müssen, Ordnung und Subordinazion wieder herzustellen, und Mittel zu finden, wie die Autoritäten wieder zu Kräften kommen können, und wie verhindert werden möge, daſs nicht ein einziger Tropfen Menschenbluts unter einem andern als dem Schwert des Gesetzes flieſse. Verfehlt ihr dieses wesentliche Fundament des Gebäudes, welches ihr im Begriff seyd aufzuführen: so würden alle eure Arbeiten wie eitle Träume dahin schwinden; und es bliebe euch für alle eure Nachtwachen nichts übrig, als der Schmerz, wieder eine neue Nazionalrepräsentazion herbey zu rufen, der es auch nicht besser gelingen würde das Volk zu retten und die Freyheit zu gründen. Denn was vermag die Autorität gegen die Macht, wenn diese in

den Händen von Menschen ist, für welche eine jede Konstituzion immer den unverzeihlichen Fehler haben wird, daſs sie eine öffentliche Autorität anordnet, und diese Menschen Gesetzen unterwirft?" 29)

Es ist traurig, diese schon so lange gehörten Paränesen noch am zweyten Oktober und am dreyzehnten Tage der Republik im Nazionalkonvent erschallen zu hören; und man kann der neu gebornen, aber leider! viel zu früh gebornen Demokratie wenig Gutes von ihnen augurieren.

29) Heil dir, Josef Delaunay, für die groſse Wahrheit, die du hier zu sagen den Muth hast! Schon lange muthmaſsten wir andern Zuschauer, daſs gerade dieſs das groſse Verbrechen der vorigen Konstituzion, des guten Königs Ludwig des Sechzehnten, der ehemahligen Departements-Administrazion zu Paris u. s. w. gewesen sey; das unverzeihliche Verbrechen, das den Zorn der Jakobiner, der Männer vom sechsten Oktober und der braven *Galeriens* von Marseille so heftig gegen sie entbrennen machte. Sehet nun zu, wie ihr den Tieger bändigen wollt, den ihr selbst von der Kette los gelassen habt!

Tröstlich ist es dagegen doch auf der andern Seite, daſs diese Rede des Herrn Josef Delaunay — wie so viele andere schöne Reden und Kommissionsberichte — tüchtig beklatscht und vom Konvent zum Druck befördert worden ist.

Wir wollen also, da sie vielleicht endlich einmahl durchschlagen und irgend eine heilsame Krise bey dem Pazienten bewirken mag, vor der Hand noch nicht gänzlich — an der Republik verzweifeln!

VI.

BETRACHTUNGEN ÜBER DIE GEGENWÄRTIGE LAGE DES VATERLANDES.

Geschrieben im Januar 1793.

VIDEANT CONSULES, NE QUID RES PUBLICA DETRIMENTI CAPIAT.

Die Kultur und Ausbildung der Menschheit, die seit drey hundert Jahren in dem gröſsern Theile von Europa von einer Stufe zur andern empor gestiegen ist, hat endlich unvermerkt eine beynahe gänzliche Umänderung der alten Vorstellungsarten, Meinungen und

Gesinnungen hervorgebracht; eine Art von allgemeiner intellektueller und moralischer Revoluzion, deren natürliche Folgen mit Gewalt aufhalten zu wollen vergeblich, und um so unpolitischer wäre, da sie durch Gerechtigkeit und Klugheit so geleitet werden können, daſs sie, ohne heftige Erschütterungen zum gröſsten Nutzen des menschlichen Geschlechts überhaupt und der einzelnen Staaten insonderheit ausschlagen müssen, wofern die rechte Zeit und die rechte Art einer so weisen und nöthigen Operazion nicht versäumt wird. Unsern Mitbürgern, deren keinem das Heil des Vaterlandes hoffentlich gleichgültig ist, hierüber einige patriotische Betrachtungen zu eigenem Nachdenken mitzutheilen, ist der Zweck dieses Aufsatzes, womit wir ein Jahr auspicieren, welches mit groſsen Ereignissen trächtig ist, und für den Ruhm und die Wohlfahrt Germaniens entscheidend seyn kann.

I.

Es kann schwerlich zu oft wiederhohlt werden, — denn es ist eine Wahrheit, welche zu vernachlässigen oder welcher sich entgegen zu setzen gleich verderblich wäre, — und es muſs also so lange wiederhohlt werden, bis es zu Herzen genommen wird: „Die Menschheit hat in Europa die Jahre der Mündigkeit erreicht.“ Sie läſst sich nicht mehr mit Mährchen und Wiegenliedern einschläfern; sie respektiert keine angeerbte Vorurtheile mehr; kein Wort des Meisters gilt mehr weil es Wort des Meisters ist; die Menschen, sogar die von den untersten Klassen, sehen zu klar in ihrem eigenen Interesse, und in dem was sie zu fordern berechtigt sind, als daſs sie sich länger durch Formeln, die ehemahls eine Art von Zauberkraft hatten, aber nun als Worte ohne Sinn befunden worden sind, abweisen und beruhigen lassen sollten. Sie können nicht mehr alles glauben was ihre Groſsväter glaubten, und wollen nicht mehr alles dulden was ihre Väter duldeten. Miſsbräuche, Kränkungen, Bedrückungen, die man ehemahls zwar seufzend und murrend ertrug, aber doch ertrug, weil man maschi-

nenmäſsig glaubte es könne nicht anders seyn, fängt man an unerträglich zu finden, weil man sieht daſs es anders seyn könne. Man fragt sich selbst, warum man sie ertragen müsse? und man findet, es sey kein Grund zu einer solchen Nothwendigkeit vorhanden. Man sieht sich um, ob es nicht möglich sey sich davon zu befreyen, und fängt an eine Möglichkeit zu ahnen, daſs man sich vielleicht selbst helfen könne, wenn man sich in der Hoffnung getäuscht finden sollte, von denen Hülfe zu erhalten, denen man noch immer so viel guten Willen zutraut, daſs sie gern helfen möchten wenn sie könnten, die aber auch dieses Zutrauen nothwendig verscherzen müſsten, wenn man sähe, daſs sie nichts thun wollten um es zu verdienen.

II.

In solchen Disposizionen — mehr oder weniger — befand sich in unserm Deutschen Vaterland ein beträchtlicher Theil der Nazion, und vornehmlich derjenige, der auf die Meinungen und Leidenschaften der Menge den meisten Einfluſs hat, als die Französische Revoluzion ausbrach, und eine Aufmerk-

samkeit und Theilnehmung erregte, die vielleicht in keinem andern Lande von Europa so lebhaft, so warm und so allgemein gewesen ist als in Deutschland.

Verdienten unsere Könige und Fürsten den verhafsten Nahmen, der ihnen von unwissenden und übermüthigen Gallischen Freyheitsschwärmern mit eben so viel Unbilligkeit als Frechheit unaufhörlich in die Ohren gekeilt wird: so würden sie nicht gesäumt haben, beym ersten Ausbruch der Revoluzion Ludwig dem Sechzehnten zu Hülfe zu eilen, und (was im ersten und zweyten Jahre, ja noch zu Anfang des dritten leicht gewesen wäre) wenigstens der grofsen Katastrofe zuvorzukommen, welche die Monarchie in Frankreich vielleicht auf ewig zertrümmert, das Volk hingegen durch die Zauberwörter F r e y h e i t und G l e i c h h e i t mit einem Gefühl unerschöpflicher Kräfte, mit einem altrömischen Muth und Stolz erfüllt hat, der allen Feinden Trotz bietet, und selbst den mächtigsten gefährlich zu werden droht. Tyrannen sind argwöhnisch und furchtsam; sie fahren bey jedem ungewöhnlichen Geräusche auf, und zittern für ihre eigene Sicherheit. Ich wiederhohle es,

hätten die Könige, welche Ludwig dem Sechzehnten endlich zu Hülfe zogen, die tyrannischen Gesinnungen, deren man sie beschuldiget: so würden sie sich gleich Anfangs vereinigt haben, die Französische Revoluzion in ihren ersten Ausbrüchen zu ersticken. Aber gerade das Gegentheil erfolgte. Von der Gerechtigkeit der Beschwerden, welche die Französische Nazion zu führen hatte, eben so überzeugt, als im Bewufstseyn, nichts als Gutes um ihre eigenen Angehörigen verdient zu haben, der Treue und Zuneigung dieser letztern versichert, liefsen sie dem, was im Innern Frankreichs zwischen dem König und dem Volke vorging, seinen Lauf: und nicht eher als nach einer Reihe von heraus fordernden Beleidigungen, nicht eher als bis sie hohe Ursache zu haben glaubten, für die Ruhe und das Glück ihrer eigenen Staaten (welche sich, vermöge einer Vorstellungsart, die ihnen nur ein Thor übel nehmen kann, mit der Erhaltung der monarchischen Regierungsform und ihrer persönlichen Rechte unzertrennlich verbunden halten) bekümmert zu seyn, fingen sie (da es in der That zu spät war) an, ernstliche Anstalten gegen die

republikanische Partey in Frankreich vorzukehren, von welcher sie vermuthlich weit entfernt waren sich vorzustellen, dafs sie (wie die Erfahrung gezeigt hat) die grofse Majorität der ganzen Nazion ausmache.

Die durch die Revoluzion bewirkte neue Ordnung oder Unordnung der Dinge hatte also mehr als drey volle Jahre Zeit, Grund zu gewinnen; die demokratische Partey behauptete gegen alle nur ersinnliche Bemühungen, Anschläge und Versuche der Royalisten und Aristokraten eine furchtbare Überlegenheit, und der zehnte August entschied endlich allem Ansehen nach den Sieg der ersten und den Untergang der andern auf immer.

III.

Aber in diesen drey bis vier Jahren hatte auch die Wirkung, welche diese in so vielerley Ansicht ungewöhnlich interessante Tragödie auf die Deutschen Zuschauer thun mufste, mehr als zu viel Zeit, desto tiefer in die Gemüther einzudringen und sich desto fester darin zu setzen, je schärfer die Mannigfaltigkeit der immer abwechselnden, oft ganz unerwarteten Auftritte die nie zu Athem kommende Auf-

merksamkeit auf die Entwicklung eines politischen Knotens, der sich täglich stärker zusammen zog, gespannt hielt; und je mehr in einer so langen Zeit dem dunkeln Gefühle, dafs alles diefs uns selbst näher angehe als man sichs gern gestehen wollte, Raum gegeben wurde, die Leidenschaften, die Einbildungskraft, die Wünsche und Besorgnisse der Zuschauer mit ins Spiel zu ziehen.

Es wäre überflüssig, die Ursachen, warum die Französische Revoluzion auch auf unsere Deutschen Mitbürger so stark und allgemein wirkt, genauer entwickeln zu wollen: aber was sie gewirkt oder veranlafst hat etwas näher in Erwägung zu ziehen, möchte hingegen desto nothwendiger seyn, da (nach einem zwar sehr bekannten, aber im menschlichen Leben leider zu wenig geachteten Naturgesetze) jede Wirkung die Ursache einer andern ist, und aus geringen, oder für geringer als sie sind angesehenen Ursachen öfters Wirkungen hervorkommen, die uns nur darum in Verlegenheit setzen, weil sie uns überraschen, und die uns nicht überraschen könnten, wenn wir auf sie vorbereitet gewesen wären.

IV.

Eine der wichtigsten Folgen der aufserordentlichen Ereignisse der letzten vier Jahre ist unstreitig diese: dafs bey dieser Gelegenheit eine Menge unwahrer, halb wahrer, übertriebener und gefährlicher Sätze, die in vielen Köpfen gar seltsam durch einander brausen, aber auch viele Wahrheiten von der höchsten Wichtigkeit, viele wohl gegründete Zweifel gegen manches, das man sonst für ausgemacht hielt, eine Menge Fragen und Antworten über Gegenstände, woran einem jeden gelegen ist, eine Menge praktischer Sätze über Gesetzgebung, Regierung, Menschenrechte und Regentenpflichten, in allgemeinen Umlauf gekommen und bis zu den untern Volksklassen durchgedrungen sind, welche ehemahls nur als Geheimlehren das Eigenthum einer kleinen Zahl von Eingeweihten waren, und worüber sogar diese selbst sich nur unter vier Augen ganz frey heraus zu lassen pflegten. Wirkliche und eingebildete, ächte und falsche Aufklärung hat in dieser kurzen Zeit sichtbarer zugenommen, als in den funfzig vorher gegangenen Jahren zusammen. Sich einzu-

bilden, daſs die eine und die andere ohne sehr bedeutende Einflüsse in unsern sittlichen und politischen Zustand bleiben werde, wäre Thorheit: aber noch thörichter wär' es, sich einzubilden, daſs man durch despotische Maſsregeln ihren Fortgang hemmen, oder ihren unausbleiblichen Folgen zuvorkommen könne. Die Macht kümmert sich zwar wenig, ob etwas, das sie ihrem Interesse zuträglich glaubt, erlaubt sey oder nicht: aber jeder gewaltsame Versuch, den Fortschritten des menschlichen Geistes, unter dem Vorwande des Miſsbrauchs der von der Freyheit der Vernunft gemacht werde, Einhalt zu thun, würde jetzt nicht nur moralisch, sondern selbst fysisch unmöglich seyn. Das Reich der Täuschung ist zu Ende, und die Vernunft allein kann nunmehr die Übel heilen, die der Miſsbrauch der Vernunft verursachen kann.

V.

Die ungeheuern Beschwerden des Französischen Volkes gegen die Verwaltung und Anwendung der Staatseinkünfte dieses Reichs,

gegen die Verschwendungen und Erpressungen des Hofes, gegen die tyrannischen *Lettres de cachet*, gegen die schlechte Justizpflege, gegen einige Personen der königlichen Familie, gegen den Adel, die Klerisey, und die ganze Hierarchie der Staatsdiener und Beamten aller Art, — die Beschwerden über die tief kränkende Verachtung und Bedrückung der arbeitsamsten und nützlichsten Klassen in den Städten und auf dem Lande, über den unausstehlichen Übermuth der Groſsen, über die schändliche Gleichgültigkeit der Regierung gegen das Elend des Volks, und über die daher entstehende Unheilbarkeit so groſser Gebrechen und unleidlicher Miſsbräuche, die das Volk endlich zur Verzweiflung treiben muſste, alle diese Beschwerden, die man zu Rechtfertigung der Revoluzion so oft und nachdrücklich geltend machen hörte, gaben ganz natürlich den Anlaſs, daſs man auch desto öfter an seine eigenen dachte, daſs man öfter und freyer als sonst davon sprach, und desto aufmerksamer auf die Mittel wurde, wodurch unsre Nachbarn sich der ihrigen zu entledigen suchten.

VI.

An Dingen, welche vieles mit einander gemein haben, fällt die Ähnlichkeit weit stärker in die Augen als die Verschiedenheit, und die Urtheile des groſsen Haufens bestimmen sich meistens nach jener, ohne diese in gehörige Betrachtung zu ziehen. Da auch in Deutschland ein groſser Theil der Verfassung auf die Grundlage des alten Feudalsystems und, so zu sagen, mit den Trümmern desselben erbaut ist; da auch wir einen mit groſsen Vorrechten ausschlieſslich begabten hohen und niedern Adel, Bischöfe und Äbte die zugleich Fürsten und regierende Herren sind, und eine Menge reicher Domkapitel haben, an welche der alte ritterbürtige Adel sich eine Art von Geburtsrecht zugeeignet hat; da die Überreste der alten Lehensverfassung, und die verschiedenen Gattungen von persönlichen Knechtsdiensten und Realservituten, womit die Unterthanen auf dem Lande den Grundherren verhaftet sind, hier und da ziemlich drückend auf den Schultern der ersten liegen; da also auch bey uns der Mangel an persönlicher Freyheit und freyem Besitz des Eigenthums, und die enorme

Ungleichheit zwischen einem verhältnifsmäfsig ziemlich kleinen Theile der Staatsbürger und allen übrigen auffallend ist: so war nichts natürlicher als die Wahrnehmung dieser Ähnlichkeiten, und der Gedanke an die Möglichkeit, dafs ähnliche Ursachen auch bey uns ähnliche Wirkungen hervorbringen könnten. Kein Wunder also, dafs sich bey Gelegenheit der Französischen Revoluzion auch die Deutsche Nazion in Parteyen theilte, die, wenn gleich, Dank sey dem Himmel! die öffentliche Ruhe nicht durch sie unterbrochen worden ist, darum nicht weniger existierten, und ihr Daseyn durch allerhand Äufserungen spürbar machten.

Kaum erhielt in Frankreich die Volkspartey die Oberhand über die so genannten Aristokraten, so zeigte sich auch in Deutschland eine Partey, die viel zu wünschen, und eine andere, die viel zu befürchten hatte. Beide nahmen immer lebhaftern Antheil an derjenigen Französischen Partey, mit welcher sie einerley Interesse zu haben glaubten. Jeder Vortheil, den die Aristokraten in Frankreich über die Volkspartey oder die so genannten Demokraten, oder diese

über jene zu erhalten schienen, fachte die Leidenschaft stärker an, womit man sich für die einen oder die andern interessierte; weil nichts leichter ist als sich an den Platz desjenigen zu setzen, mit welchem man ungefähr einerley zu fürchten oder zu hoffen hat. Bey jedem Vortheile, den die Volkspartey erhielt, glaubten unsre Aristokraten in der Miene und dem Tone derjenigen, die, entweder ihrer Meinungen oder ihrer Geburt wegen des Demokratismus verdächtig waren, 30) die Spuren von ich weiſs nicht welchen Anmaſsungen und geheimen Anschlägen zu sehen. Dafür aber sahen auch unsre erklärten Demokraten in dem Benehmen der Gegenpartey (besonders neuerlich bey den günstigen Aspekten, die einen nahen und vollständigen Sieg über die Französische Demokratie hoffen lieſsen) einen anticipierten Triumf, der sie desto mehr erbit-

30) Es ist übrigens bemerkenswürdig, daſs die eifrigsten Verfechter des Aristokratismus in Deutschland *Roturiers*, und die hitzigsten Demokraten Edelleute sind; wiewohl *in dubio* präsumiert wird, daſs jeder die Klasse begünstige, in welcher er geboren ist.

terte, da er den Völkern, deren Rechte sie behaupteten, neue Fesseln, und, durch die Präkauzionen, die man gegen künftige Versuche nehmen würde, verdoppelte Bedrückungen anzudrohen schien.

Beide Parteyen sahen die Gegenstände mit leidenschaftlichen Augen, und sahen also falsch. Wehe indessen den Moderierten, die sich zwischen beiden gleich unparteyisch in der Mitte halten wollten, keinem Theil mehr Recht oder Unrecht als er wirklich hatte, oder ihnen zu haben schien, gaben, und behaupteten, daſs man weder Aristokrat noch Demokrat sondern ein Freund seines Vaterlandes und der Menschheit und immer bereit seyn müsse, in jedem Kollisionsfall sein Privatinteresse dem allgemeinen Besten aufzuopfern! Dieses letztere ist in ächt aristokratischen Ohren immer eine *propositio male sonans et haeresi proxima;* ein Satz, den man bey Gelegenheiten, wo Ernst aus der Sache werden könnte, gar nicht hören lassen soll. Überdieſs schien auch die Behauptung der Moderierten, „daſs es keine Sache der Könige gebe die der Sache des Volks entgegen gesetzt werden dürfe,

sondern daſs beide Sachen im Grunde nur eine und eben dieselbe Sache seyen," bey beiden Parteyen ein geheimes Miſstrauen gegen ihre Gesinnungen zu erregen; und so geschah es denn, daſs sie es, eben darum weil sie von keiner Partey waren, mit beiden dermaſsen verdarben, daſs es ihnen vermuthlich nicht besser ergehen dürfte als ihren Brüdern in Frankreich, wofern es (wider Hoffen) auch bey uns zu irgend einer gewaltsamen Krisis käme.

Ich bitte nicht zu vergessen, daſs ich hier nicht darüber urtheile, wie viel oder wenig jede dieser Parteyen Recht oder Unrecht habe, sondern bloſs von Thatsachen spreche die niemand läugnen kann. Wenn jene leidige Eintheilung in Aristokraten und Demokraten auch sonst nichts geschadet hätte, als daſs sie an vielen Orten den Frieden und die Harmonie des gesellschaftlichen Lebens störte, und vormahls reine Verhältnisse durch allerley unangenehme Miſsklänge unterbrach, so hätte sie schon Böses genug gestiftet. Aber man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daſs ihre längere Dauer die Ruhe der Staaten selbst endlich in Gefahr setzen, und dem

einzigen Mittel, wodurch diese Ruhe fest gegründet werden kann, unübersteigliche Hindernisse entgegen thürmen würde.

VII.

Noch ein Umstand, der auf den grofsen Haufen sehr starke Eindrücke machen mufste, war, dafs die Volkspartey in Frankreich bey allen Gelegenheiten den Sieg erhielt, und ihn nothwendig erhalten mufste, weil sie ihn blofs dadurch erhielt, dafs sie ihren Gegnern an fysischer Stärke so entscheidend überlegen war. Die Hofpartey verliefs sich Anfangs zu viel darauf, dafs gewisse moralische Ursachen noch eben so mächtig auf das Volk wirken würden, als sie seit Jahrhunderten gewirkt hatten. Sie waren gewifs, dafs der *Tiers-Etat*, der schon so lange und so tief unter ihnen gekrochen war, und den, wenn er es auch wagen wollte sein Angesicht zu erheben, ein einziges Machtwort (wie sie glaubten) stracks wieder zu Boden werfen könnte, nimmermehr so viel Muth zusammen bringen würde, um gegen ein königliches *tel est notre plaisir*, das ihm aus einander zu gehen befahl, versam-

melt zu bleiben. Aber die Vorstellungsart, von welcher ein solches Machtwort seine Kraft erhält, war nicht mehr da; und die Deputierten des *Tiers-état*, stark durch die Arme eines grofsen Volks das sein angelegenstes Interesse in ihre Hände gestellt hatte, wagten es, dem Höfling, der ihnen den Befehl des Königs ankündigte, zu sagen, sie würden es darauf ankommen lassen, ob man sie mit Bajonetten aus einander treiben wollte.

Nun setzte man seine Hoffnung auf die Treue der Armee. Aber die Soldaten, und die Französische Garde zuerst, erinnerten sich auf einmahl, dafs sie Bürger seyen, und anstatt gegen das Volk zu agieren, stellten sie sich auf die Seite desselben.

Nachdem diese zwey sonst immer bewährten heroischen Mittel nicht angeschlagen hatten, glaubte man wenigstens noch auf ein drittes rechnen zu können, das noch nie gefehlt hatte, 31) auf die beyspiellose

31) In der That blieb noch ein Nothanker (der heilige Anker, wie ihn die Griechen nannten) übrig, nehmlich der Ein-

Anhänglichkeit der Französischen Nazion an ihre Könige. Aber der sechste Oktober, der zwanzigste Junius, der zehnte August und der ein und zwanzigste September bewiesen, wie schwach auch dieser Rohrstab war, den bloſs die Meinung des Volks zu einem einst so gewaltigen Pfeiler gemacht hatte.

Das einzige Wort Freyheit, von einer ganzen Nazion tief gefühlt, vernichtete, gleich dem Kraut Moly, womit Minerva beym Homer den klugen Ulysses gegen die Zaubereyen der Circe bewaffnet, die einst allmächtige Wirkung aller Zauberwörter, die ihre Kraft bloſs vom Glauben an sie erhalten. So wie diese Meinung sich änderte, dieser Glaube nicht mehr war, was vermochte ein Einzelner — zumahl einer, der als bloſser Mensch unter Tausenden kaum Einen fand, dem die Natur den Stempel eines Mannes nicht kräftiger aufgedrückt hätte —

fluſs der Priester auf den Glauben und das Gewissen des Volks. Despotismus und Priesterthum waren von jeher immer getreue Bundesgenossen. Aber dieſsmahl schlug auch diese letzte Hoffnung fehl.

was vermochten seine Freunde, seine Rathgeber, seine Schmeichler, seine Knechte, (wenn sie auch bey ihm ausgehalten hätten) gegen die fysische Überlegenheit so vieler Millionen, die, aufs äuſserste getrieben, plötzlich und alle zugleich ihre wirkliche Macht zu fühlen, und mit der wirklichen Schwäche ihrer Feinde zu vergleichen anfingen.

VIII.

Nichts ist vielleicht auffallender, (wiewohl für den Forscher der menschlichen Natur nichts begreiflicher) als wie sehr in diesem Punkte der politische Glaube dem religiösen gleicht.

Ein groſses, seiner uralten Kultur und Künste wegen berühmtes Volk betete seit Jahrhunderten, mit einem Glauben der bis zur höchsten Schwärmerey ging, die Gottheit des groſsen Serapis an, ohne sich jemahls einer so verwegnen, so gottlosen und todeswürdigen Frage unterwunden zu haben, als diese: „Ist Serapis denn auch wirklich ein Gott? und auf welchen Gründen beruht unser Glaube, daſs er es sey?“

Eine neue Religion, die geschworne Feindin derjenigen, die bisher in uraltem Besitz gewesen war die Menschheit zu täuschen, streckte unter Theodosius dem Ersten einen eisernen Zepter über das ganze Reich der Cäsarn aus. Überall wurden alle Altäre der alten Götter umgestürzt, überall ihre Tempel zerstört: nur der Tempel des grofsen **Serapis zu Alexandrien** erhielt sich noch durch den Glauben, dafs die wohlthätigsten Überschwemmungen des Nils, die reichen Ernten der grofsen Kornkammer von Konstantinopel, durch einen unwiderruflichen Schlufs des Schicksals an die Dauer dieses Tempels und seines Dienstes gebunden seyen.

Endlich aber überwältigte doch der Eifer eines Bischofs und ein Befehl des Kaisers auch diesen letzten Rest des alten Volksglaubens. Schon war der Tempel des Serapis ausgeplündert und zerstört; aber noch immer wagte es niemand, eine frevlerische Hand an die Majestät des Gottes selbst zu legen. Denn noch immer wirkte der ehemahlige allgemeine Glaube des Alexandrinischen Volkes, dafs, wofern diefs jemahls geschähe, Himmel und

Erde im gleichen Augenblick zusammen stürzen und in die alte Nacht des Chaos zurück sinken würden. Endlich erkühnte sich ein von heiligem Eifer berauschter Soldat, mit einer gewaltigen Streitaxt in der Faust, die an den kolossischen Abgott angelegte Leiter hinauf zu steigen. Das heidnische Volk stand in trostloser Verzweiflung von ferne, und der grofse Haufe der Christianer selbst erwartete in ängstlicher Ungewifsheit den Ausgang des Kampfes. 32) Der Soldat führte einen kräftig ausgehohlten Streich auf einen Backen des Gottes; der Backen fiel zu Boden, und keine Donner liefsen sich hören, Himmel und Erde blieben unbewegt in ihrer vorigen Ruhe. Der siegreiche Kriegsmann wiederhohlte seine Streiche, der ungeheure Götze wurde zu Boden geworfen und in Stücken zerhackt. Der Erfolg des ersten Hiebes hatte Glaubige und

32) *Gibbon's History of the Decline and Fall of the Roman Empire. Vol. V. p. 95, 96.* Es hätte (im Vorbeygehen zu sagen) nichts schaden können, wenn Herr Gibbon für die Umstände, die er hier so poetisch darstellt, irgend einen Augenzeugen als Gewährsmann aufgestellt hätte.

Zweifler auf einmahl belehrt; und eben dieser Serapis, vor wenig Minuten noch ein Gott vom ersten Rang in den Augen vieler Tausende, aber nun handgreiflich überwiesen daſs er nur ein elender Götze, der sich selbst nicht helfen könnte, war, wurde nun unter Schmähungen und Verwünschungen durch die Straſsen von Alexandrien geschleppt, und im Amfitheater, unter dem Jubel und Händeklatschen eben des Pöbels der noch kürzlich vor seiner Allmacht gezittert hatte, zu Asche verbrannt.

Der Fall des unglücklichen Ludwigs des Sechzehnten ist zu frisch in jedermanns Erinnerung, als daſs es nöthig wäre, die Parallele auszuführen. Die Ähnlichkeit ist fürchterlich und lehrreich. Auch in Frankreich wurde der erste Streich nach der königlichen Autorität, die so lange der Abgott der Nazion gewesen war, nur mit Zittern geführt: aber der Erfolg des ersten zog alle übrigen nach sich.

Nur so kluge Staatsmänner, wie dort die Räthe des jungen und unweisen Nachfolgers

eines weisen Vaters, 33) können sich einbilden, daſs ein solches Beyspiel, mit solchem Erfolg gekrönt, der Welt umsonst gegeben werden könne. Sehen wir nicht, welche Gährung der Gemüther es bereits unter diesen Britten veranlaſst, die noch vor kurzem so stolz auf ihre Verfassung waren, und in Vergleichung mit andern so viel Recht hatten es zu seyn? Geschieht das am grünen Holz, was wird am dürren werden?

Ich will diese Betrachtungen nicht weiter fortsetzen, um mich nicht zu lange auf dem Wege zu verweilen, der mich zu dem, was der eigentliche Zweck dieses Aufsatzes ist, führen soll. Sie erschöpfen den Gegenstand noch lange nicht: aber sie sind hinlänglich, die Verständigen zu weiterem Nachdenken zu veranlassen, und zu beweisen, was ich beweisen wollte — nehmlich, daſs die Französische Revoluzion, als bloſses Schauspiel betrachtet, so wie wir sie mit allen

33) Siehe 1. Buch der Könige, Kapitel XII. Vers 3 — 19. Ein Kapitel, das ausdrücklich zur Lehre und Warnung für unsre Zeit in der Bibel zu stehen scheint.

ihren Auftritten vor unsern Augen entstehen und fortschreiten sahen, auf ein mit solchen Disposizionen zur Ansteckung zuschauendes Publikum nothwendig sehr lebendige und tiefe Eindrücke habe machen müssen; die es denn auch (wie niemand läugnen kann) wirklich gemacht hat.

IX.

Befände sich Deutschland in eben denselben Umständen, worin sich Frankreich vor vier Jahren befand; hätten wir nicht eine Verfassung, deren wohlthätige Wirkungen die nachtheiligen noch immer überwiegen; befänden wir uns nicht bereits im wirklichen Besitz eines grofsen Theils der Freyheit, die unsre westlichen Nachbarn erst erobern mufsten; genössen wir nicht gröfsten Theils milder, gesetzmäfsiger und auf das Wohl der Unterthanen aufmerksamer Regierungen; hätten wir nicht mehrere Hülfsmittel gegen Bedrückungen als die ehemahligen Franzosen; wären unsre Abgaben so unerschwinglich, unsre Finanzen in so verzweifeltem Zustande, unsre Aristokraten so unerträglich übermüthig, so gegen alle Gesetze privilegiert, wie

in dem ehemahligen Frankreich: 34) — so ist kein Zweifel, daſs die Beyspiele, die uns seit einigen Jahren in diesem Lande gegeben wurden, ganz anders auf uns gewirkt hätten; so würden, anstatt daſs es bloſs bey Disposizionen zur Ansteckung blieb, die Symptome

34) Freylich gilt dieſs nicht von allen Theilen des Deutschen Reiches, und leidet überall seine Einschränkungen. Freylich liegt in manchen Gegenden das Joch des politischen und religiösen Despotismus noch hart genug auf den Hälsen des Volkes. Freylich werden in manchen die unverletzlichen Rechte der Vernunft und des Gewissens, aus Beschränktheit oder Verkehrtheit derer, die am Staatsruder sitzen oder das Ohr des Regenten haben, zu wenig geachtet und nicht selten gröblich verletzt. Freylich *quisque suos patimur manes!* — Aber das alles, und was hierüber noch in einem dicken Buche zu sagen wäre, wenn man ins Besondere gehen wollte, beweist nur, daſs wir noch nicht da sind, wohin wir durch rechtmäſsige Mittel zu streben schuldig sind, und zu gelangen gute Hoffnung haben; — nicht, daſs es so schlimm mit uns stände, daſs wir aus Verzweiflung eine desperate Kur, auf die Gefahr darüber zu Grunde zu gehen, versuchen müſsten.

des Fiebers selbst ausgebrochen, und das Deutsche Volk aus einem bloſsen theilnehmenden Zuschauer schon lange handelnde Person geworden seyn.

Die innere Ruhe, die wir — mit wenigen, unbedeutenden und sogar nützlich gewordenen Ausnahmen — in dem ganzen Deutschen Vaterlande bisher genossen haben, beweiset schon sehr viel für die gute Seite unsrer Konstituzion, und für den Respekt, welchen sowohl Regenten als Unterthanen gegen die Gesetze tragen. Sie zeuget aber auch zugleich von dem gesetzten Karakter und gesunden Menschenverstande der Nazion, auf welche nicht bloſs der Anblick der Triumfe der Freyheit und Gleichheit, sondern auch das unermeſsliche Elend der Anarchie, der Unsicherheit des Vermögens und Lebens, der Fakzionenwuth, der *Vendée* u. s. w., mit der ganzen ungeheuern Menge von Verbrechen und Unmenschlichkeiten, zu welchen die Revoluzion in Frankreich den Anlaſs gegeben und womit jene Triumfe viel zu theuer erkauft wurden, den gehörigen Eindruck gemacht hat.

X.

Indessen, wie überhaupt Einseitigkeit in praktischen Urtheilen eine Quelle unzähliger Irrungen ist, würde man sehr Unrecht haben, wenn man sich durch die vorstehenden Betrachtungen gar zu sicher machen liefse, oder durch andere einschläfernde Vorstellungen über die wahre Lage der Sachen, und über das, was unter gewissen Umständen möglich oder unmöglich, zu besorgen oder nicht zu besorgen, zu thun oder zu lassen ist, sich selbst täuschen wollte. Gegen alles, was in dem vorstehenden Abschnitte tröstliches und beruhigendes angeführt worden, wiewohl es — unter vielerley Einschränkungen und mit vielen Ausnahmen — wahr ist, läfst sich, Punkt für Punkt, sehr viel eben so wahres einwenden.

Man mufs also, wenn man sich in Sachen von solcher Wichtigkeit nicht muthwillig selbst betrügen will, immer wieder auf das zurück kommen, was ohne Einschränkung und Ausnahmen wahr, was auf alle Fälle das Sicherste und Beste ist,

Wer kann Tag und Stunde berechnen, wann ein baufälliges, morsches, immer mehr aus dem Gleichgewichte kommendes Gebäude zusammen stürzen wird? Wer kann die Minute mit Gewifsheit vorher sagen, wann ein leckes Fahrzeug, das immer mehr Wasser zieht als man auspumpen kann, endlich zu Grunde sinken mufs? Aber darauf kann man sicher rechnen, dafs jenes, wofern man nicht je eher je lieber eine gründliche Reparatur mit ihm vornimmt, den Einwohnern unfehlbar überm Kopfe einfallen, und dieses, wenn es nicht glücklicher Weise noch in Zeiten in eine bequeme Bucht vor Anker gebracht und mit einem neuen Kiel versehen werden kann, unfehlbar untersinken werde.

Diejenigen, die sich bey dem gegenwärtigen Zustande der Sachen wohl genug befinden, um billiger Weise nichts andres als mit Horaz sagen zu können, *bene est, nil amplius oro,* — diese Glücklichen sind gewohnt, den Nothstand und das Elend der untersten und bey weitem zahlreichsten Klassen nur als Massen von schwarzen Schatten, gleichsam im Hintergrunde des

Gemähldes worin sie selbst die Hauptfigur sind, zu sehen, und können also nur schwach davon afficiert werden. Die Tausende, die bey einer Verbesserung des Zustandes von Millionen ihrer Nebenmenschen und Mitbürger eher etwas aufzuopfern als zu gewinnen haben könnten, sind immer mit dem gegenwärtigen Zustande des Ganzen zufrieden, und passieren daher für gute Bürger. Die meisten von ihnen machen sogar dem warmen Freunde der Menschheit und des Vaterlandes (wenigstens hinter seinem Rücken) eine Art von Verbrechen daraus, wenn er nicht immer ihr egoistisches *bene est* mit einstimmt, und die grofse Weisheitsmaxime jenes Hanswursts bey dem Englischen Dichter Prior,

Friſs deine Mettwurst, Sklav, und halt dein Maul!

nicht eben so weislich beobachtet als sie. Aber, indessen daſs wir (wie man von dem gejagten Strauſs erzählt) den Kopf ins Gras stecken, und, um keine Gefahr fürchten zu müssen, keine sehen wollen, gehen die Sachen darum nicht weniger ihren Gang fort.

Das Übel, das wir nicht gewahr werden, oder worüber wir uns täuschen, nimmt inzwischen über Hand; und wir, wenn endlich — nach einer Stille, die uns zur Unzeit sicher machte — der Sturm ausbricht, wir stehen überrascht und angedonnert da; als ob das was nun begegnet nicht durch unzählige Fäden mit dem Vorhergegangenen verwebt wäre; als ob der gegenwärtige Augenblick etwas andres wäre, als der Punkt der Zeitigung, zu welchem das Vergangene, zwar allmählich, aber doch für aufmerksame Augen nicht unmerklich, heran reifte.

XI.

Es ist eine alte, aus der Erfahrung gezogene und immer durch sie von neuem bestätigte Bemerkung, daſs der gewöhnliche Gang der Dinge durch jene Art von unvermutheten Erfolgen, die man in Ermanglung einer deutlichern Erklärung den unbekannten Göttern Glück und Unglück zuzuschreiben gewohnt ist, zuweilen dergestalt gehemmt oder beschleuniget wird, daſs in jenem Falle hundert Jahre erfordert werden können,

um etwas zuwege zu bringen, wozu in diesem ein einziges hinreicht.

Unsere Zeit, die dazu bestimmt scheint, die aufserordentlichste Ereignisse der vergangenen Jahrtausende in einer schnellen Folge auf einander zu erneuern, hat uns auch hiervon eine auffallende Probe gezeigt, da wir im letzten Viertel des abgewichenen Jahres binnen wenig Wochen Dinge geschehen sahen, von welchen kurz zuvor aufserhalb Frankreichs die weisen Meister der Staatskunst sich den Erfolg so wenig träumen liefsen, dafs sie ihn (wie es scheint) nicht einmahl für möglich hielten. Ludwig der Sechzehnte, der den zehnten August — beynahe in dem Augenblicke, da sich Aristokraten und Monarchisten vereinigen wollten seine Feinde auszurotten — suspendiert worden war, wurde wenige Tage darauf in den Thurm im *Temple* eingeschlossen, und die Partey der Moderierten oder Monarchisten, die sich noch kaum mit La Fayette und Rochefoucaud an ihrer Spitze für die überwiegende hielt, verschwand so plötzlich vom Französischen Horizont, dafs ihre Stelle nicht mehr gefunden wird. Am 21sten September wurde die königliche Würde

von einem neu erwählten und bevollmächtigten Nazionalkonvent einhellig abgeschafft, und Frankreich für eine auf Freyheit und Gleichheit gegründete Republik erklärt; und dieser Schritt, der schlechterdings eines von beiden, entweder ein Ausbruch des entschiedensten Wahnsinns, oder die höchste Kraftäufserung der ganzen in Einen Punkt koncentrierten Nazionalstärke seyn mufste, war die indirekte Antwort auf ein Manifest, — von welchem sich die mächtigen Beschützer Ludwigs des Sechzehnten die glücklichsten Erfolge versprachen, da sie an der Spitze eines grofsen und sieggewohnten Heeres bereit standen, den Befehlen und Drohungen desselben einen unwiderstehlich geglaubten Nachdruck zu geben.

Wer hätte nicht, je nachdem er gesinnt war, erwarten oder befürchten sollen, dafs jener 21ste September unter solchen Umständen der Todestag der Französischen Freyheit sey? Dafs der Fall des Throns den Fall aller andern konstituierten Autoritäten nach sich ziehen, und, da die Republik nur noch ein blofser Nahme zu seyn schien, die Nazion in eine Anarchie zurück stürzen würde, wovon alles, was man bisher mit

diesem Nahmen belegt hatte, nur als ein kleines Vorspiel anzusehen wäre? Wer hätte nicht von einer solchen neuen Revoluzion, die in den Augen der meisten blofs der letzte Versuch einer zur Verzweiflung gebrachten Rotte war, einen fürchterlichen Bürgerkrieg, eine gänzliche Auflösung des Staats, und die gewisse Erfüllung der scheinbarsten Hoffnungen, womit die Göttin der Täuschung jemahls den Sterblichen geschmeichelt hat, erwarten sollen? — Sogar der arme König Ludwig, obgleich (wie König Theodor von Korsika) seit dem 10ten August *senza soldi e senza regno*, hatte einen so starken Zug aus dem Zauberbecher dieser Göttin gethan, war des Erfolgs der nächsten vierzehn Tage so gewifs, dafs er den Bemühungen des Pariser Volks, seinen Thurm mit einem breiten tiefen Graben zu umgeben, mit mitleidigem Lächeln zusah.

Und von allem diesem, was mit so grofser Wahrscheinlichkeit zu erwarten war, erfolgte gerade das Widerspiel! Die Nazion stand auf einmahl wie ein einzelner Mann auf, um für ihre neu erwählten Göttinnen, Freyheit und Gleichheit, zum Sieg oder in den

Tod zu gehen. Der Nazionalkonvent, trotz der Robespierrischen Fakzion, die ihn schon in den ersten Tagen entweder zu unterjochen oder zu ersticken drohte, zeigte zur Erhaltung des Vaterlandes und der Republik die noch nicht geboren war, 35) einen Muth, eine Eintracht, eine Standhaftigkeit, die ihn zu der Höhe des Altrömischen Senats zu erheben schien. Die Bürger von Thionville und Lille gaben dem ganzen Frankreich das Beyspiel eines so schwärmerischen und zugleich so kaltblütigen Heroismus, daſs sogar die feigsten und trägsten aller Menschen, geschweige ein Volk wie das Französische, davon ergriffen und mit dem feurigsten Wetteifer beflügelt worden wären. Die neuen, vorher wenig bekannten Feldherren zeigten Talente, die man nicht erwartet hatte, mit einer Eintracht und einem Eifer für die gemeine Sache verbunden, die um so gewisser einen guten Erfolg versprachen, da die Elemente

35) Und vielleicht eben dadurch einer Nazion, deren feuriger Geist die Zukunft so leicht in Gegenwart zu verwandeln weiſs, nur ein desto lebhafteres Interesse einflöſste.

selbst sich für die Franken zu erklären schienen. In wenig Wochen war Longwy und Verdun wieder in ihren Händen, hatten die verbundenen Heere die Grenzen Frankreichs wieder verlassen, standen die Heere der neuen Republik auf fremdem Boden, hatte sich Custine der Magazine zu Speier bemächtigt und die Residenz des ersten Kurfürsten zum Mittelpunkt seiner Operazionen in Deutschland gemacht, Montesquiou Savoyen, Anselme Nisza eingenommen, und Dumourier bey Mons einen Sieg erfochten, der den Nahmen der Franzosen in ganz Europa wieder zu Ehren setzte, und sowohl durch die Gröſse der Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, als durch die Wichtigkeit der unmittelbaren und entfernten Folgen, die ihn begleiteten, von der Geschichte den berühmtesten, deren Andenken sie verewigt, an die Seite gesetzt werden wird.

XII.

Solch ein Glückswechsel, solche Beweise einer seit Jahrhunderten beyspiellosen Nazional-Energie, solche Blitze eines republikanischen Geistes und einer republikanischen

Tugend, die man einem so frivolen, so tief verderbten Volke nicht zugetraut hatte, mit solchen Erfolgen gekrönt, warfen einen Glanz von sich, der durch die reiſsende Schnelligkeit, womit die Begebenheiten sich über einander herwälzten, noch blendender werden muſste.

Der kältere Menschenforscher läſst sich indessen durch alle diese Groſsthaten der neuen Gallofranken so wenig als durch die groſsen Grundsätze und Gesinnungen, die ihre Redner mit einer so sirenenmäſsigen Beredsamkeit geltend zu machen wissen, verblenden; er kann sich dieſe Aufwallungen einer allgemeinen Freyheitsschwärmerey bey so einem Volke wie das Französische in einem entscheidenden Momente sehr gut erklären: aber er vergiſst nicht darüber, daſs es eben dieses Volk ist, das vom Anfange der Revoluzion bis zum 6ten Oktober des verwichenen Jahres sich einer so ungeheuren Menge von brutalen, barbarischen und diabolischen Atrocitäten schuldig gemacht hat, daſs keine Zeit die Schande, die sie dem Französischen Nahmen zugezogen haben, jemahls auslöschen kann. Ein Nazionalkarakter, der sich eben so stark durch Grausamkeit,

Blutdurst, kaltblütige Rachgier und Mordlust, als durch Ehrgefühl, Stolz, Eitelkeit, Grofsherzigkeit und Verachtung des Lebens auszeichnet, verwandelt sich nicht in so kurzer Zeit, dafs es gerecht und vernünftig wäre, die mit einem solchen Karakter gestempelte Nazion wegen einiger, ja sogar wegen einer langen Reihe glänzender Handlungen, hochachtungswürdig zu finden, oder ihr ein Verdienst aus Scheintugenden zu machen, die ihr eben so natürlich als ihre Laster sind, und mit diesen aus Einer gemeinschaftlichen Quelle fliefsen. Überdiefs bürgt uns die glückliche Wendung, die ihre Sache von aufsen genommen hat, keineswegs für ihre Glückseligkeit von innen: im Gegentheil ist nichts wahrscheinlicher, als dafs der Dämon der Zwietracht, den sogar die unmittelbarste Gefahr des Vaterlandes nicht beschwören konnte, so bald sie wieder Ruhe bekommen, desto wüthender ausbrechen, und, indem er sie aus einer Insurrekzion und Revoluzion in die andere wirft, das Beyspiel der unendlichen Übel, welche sie über sich selbst häufen, zum wirksamsten Gegengift gegen die sofistische Freyheits- und Gleichheits-

theorie, womit sie uns zu berauschen suchen, machen werde.

XIII.

Aber so kaltblütig urtheilt freylich die grofse Menge nicht, oder vielmehr sie urtheilt gar nicht, sondern überläfst sich den Eindrücken, die alles ungewöhnliche und ans Wunderbare grenzende auf ihre Sinne macht. Von jeher und vermöge der Natur der Sache war eine bis zum Heroismus getriebene Tapferkeit, mit einem gewissen Anstrich von Grofsmuth und Humanität verbunden, das was die Herzen der Menschen am schnellsten überwältigt, was am gewissesten Bewunderung und Liebe einflöfst. Auch beweist es grofse Klugheit an den Feldherren der Französischen Kriegsheere, dafs sie ihre Untergebenen dahin zu bringen gewufst haben, eine so gute Zucht in den benachbarten Gegenden, wo sie gegenwärtig den Meister spielen, zu beobachten, und sich (wenigstens in Deutschland) durch ein über alle Erwartung gutes Betragen die Achtung und Zuneigung der Völker, denen sie ihr neues Evangelium predigen, zu erwerben. Man fragte sich selbst

erstaunt, ob das die Kannibalen, die Unmenschen, die apokalyptischen Bestien seyn sollten, denen seit vier Jahren so schreckliche Unthaten nachgesagt wurden? und man fand sich genöthigt zu glauben, daſs alles, was man von den Gräueln der famösen schwarzen Tage, und von so vielen wüthenden Auftritten, womit das suveräne Volk seine Manier Justiz und gute Polizey zu handhaben beynahe täglich in irgend einem von den zwey hundert neun und vierzig Distrikten bethätigte, gehört und gelesen habe, wo nicht gänzlich von den Aristokraten und ihren Parteygängern erdichtet, doch unfehlbar übermäſsig vergröſsert worden seyn müsse. Nur wenige ahnen die List, die hinter dieser angenommenen gefälligen Auſsenseite im Hinterhalte liegt; nur wenige sehen, daſs die Häupter der neuen Republik zu klug sind, um die Vortheile eines solchen Betragens nicht genau berechnet zu haben. Denn natürlicher Weise wird das Freyheits- und Gleichheits-Evangelium, das an sich selbst schon den Mühseligen und Beladenen so süſs tönt, sich desto mehr Eingang verschaffen, wenn die Apostel desselben ihm auch durch

ihr persönliches Betragen die Herzen zu gewinnen suchen.

Nach der eigenen täglich wiederhohlten Versicherung der so genannten Neufranken oder Westfranken, ist die Befreyung aller Völker des Erdbodens, die Ausrottung der Tyrannen, und wo möglich die Organisierung des ganzen menschlichen Geschlechts zu einer einzigen verbrüderten Demokratie, der eigentliche Zweck der Waffen dieser neuen Republik. Besonders geht die menschenfreundliche Absicht des Bürgers Custine bey seinem Heerzuge nach Deutschland nicht sowohl auf die Züchtigung derjenigen Deutschen Fürsten und Aristokraten, die sich durch ihre Verwendungen für die königliche und aristokratische Partey als Feinde der Republik bewiesen haben, (denn dieſs soll nur als eine Nebensache im Vorbeygehen abgethan werden) als vielmehr darauf: die Einwohner aller Gegenden, welche sie einnehmen oder durch welche sie ziehen, zu ihrer Lehre von der unveräuſserlichen Suveränität des Volks und von der Unrechtmäſsigkeit der monarchischen Regierung zu bekehren, unbekümmert, was (wofern es

ihnen glücken könnte) die Folgen davon seyn müſsten, wenn unsre Städte, Flecken und Dörfer, nach dem Beyspiele der Westfranken, mit dem Umsturze der gegenwärtigen Ordnung den Anfang machten, ehe sie noch wüſsten was für eine andere sie an die Stelle derselben setzen wollten, oder, falls sie sich (um kurz aus der Sache zu kommen) nach dem Muster der Neufränkischen Konstituzion organisieren wollten, ob sie bey der demokratischen Anarchie, die daraus entspringen müſste, besser fahren würden als bey der Subordinazion, deren sie gewohnt sind.

XIV.

Fern sey es von mir, den Einsichten des aufgeklärten Theils der Deutschen Nazion, und selbst dem gesunden Menschenverstande der rohesten Volksklassen, so wenig zuzutrauen, daſs ich mir einbilden sollte, ein so luftiger Plan wie dieser — ein Plan, der so offenbar aus der gröſsten Unwissenheit unsrer innern Verfassung entspringt, und auf theils ganz grundlose theils schief gesehene und fälschlich generalisierte Voraussetzungen berechnet ist —

würde in Deutschland so leicht durchzusetzen seyn, als sich der Bürger Röderer und andere weise Männer seines Schlages einzubilden scheinen.

Allein auf der andern Seite würde man doch wohl — auch im Bewufstseyn der besten Sache und mit dem unbeladensten Gewissen — die Sicherheit zu weit treiben, wenn man, bey allen den allgemeinern Gründen zur Vorsicht, auf welche mich bisher der Gang meiner Betrachtungen geführt hat, (und welche da und dort noch mit vielen besondern zu vermehren seyn dürften) die natürlichen Folgen des fortdauernden Daseyns von funfzig oder sechzig tausend bewaffneten Freyheits- und Gleichheitspredigern auf Deutschem Grund und Boden in Rücksicht auf die Ruhe des Ganzen für unbedeutender ansehen wollte als sie wirklich sind.

Mir däucht, es könne nichts auffallender seyn, als dafs es eine Art von neuer politischer Religion ist, was uns von den Custine, Dumouriez, Anselme, u. s. w. an der Spitze ihrer Heere gepredigt wird.

Die Stifter und Verfechter dieser neuen Religion erkennen keine andere Gottheiten als

Freyheit und Gleichheit: und wiewohl sie ihren Glauben nicht eben wie Muhamed und Omar mit Feuer und Schwert ausbreiten, sondern im Gegentheil (gleich den ehemahligen Verkündigern des Reichs Gottes) die Völker mit gar süſsen und freundlichen Worten zum Reich der Freyheit einladen; so haben sie doch die groſse Maxime, keinen andern Glauben neben sich zu dulden, mit Muhamed und den Theodosiern gemein. Wer nicht mit ihnen ist, ist wider sie. Wer ihren Begriff von Freyheit und Gleichheit nicht für den einzigen wahren erkennt, ist ein Feind des menschlichen Geschlechts, oder ein verächtlicher Knecht, der, von den engbrüstigen Vorurtheilen der alten politischen Abgötterey zusammen gedrückt, seine Knie vor selbstgemachten Götzen beugt, und freywillig Fesseln trägt, die er, so bald er nur wollte, wie versengte Zwirnsfäden von sich schütteln könnte.

In einer solchen Sprache kündigen diese neuen Republikaner allen Königen und Fürsten der Erde den Krieg an, indem sie zu gleicher Zeit allen Völkern Friede und Verbrüderung anbieten. Sie sind

ausgezogen, alle Thronen, die sie in ihrem Wege finden, umzustürzen, und sich (wie sie sagen) das unendliche Verdienst um das menschliche Geschlecht zu machen, es von seinen Unterdrückern zu befreyen. Denn aufser der neuen Französischen Demokratie giebt es, ihrer Vorstellungsart nach, nichts als Tyrannen und Sklaven.

„Man mufs, (sagte der Deputierte St. Just am 13ten November im Nazionalkonvent) man mufs dem ehemahligen Könige den Prozefs machen, nicht weil er übel regierte, sondern weil er König war. Denn nichts in der Welt kann diese Usurpazion rechtfertigen. In welche Täuschungen das Königthum sich einhüllen, hinter welche vorgebliche Verträge es sich verstecken mag, es ist und bleibt ein ewiges Verbrechen, gegen welches ein jeder Mensch das Recht hat sich zu erheben und zu bewaffnen; es ist ein Frevel, den sogar die Blindheit eines ganzen Volks nicht rechtfertigen kann. Ein solches Volk begeht durch das Beyspiel, das es andern giebt, selbst ein Verbrechen gegen die Natur. Alle Menschen empfangen unmittelbar von ihr

den geheimen Auftrag, alles was Herrschaft heiſst überall zu vertilgen. Ein Monarch kann nicht unschuldig regieren; die Narrheit, das für möglich zu halten, ist zu handgreiflich. Jeder König ist ein Rebell und Usurpator." u. s. w.

Diese und tausend ähnliche sinnlose Maximen, die der independentische Fanatismus im Jakobinerklub zu Paris und sogar im Nazionalkonvent täglich erschallen läſst, werden nun auch in Deutschland mit allem Eifer, der die Apostel einer neuen Religion karakterisiert, ausgebreitet, und — zwar nicht überall, aber gewiſs an vielen Orten — von einer schwärmerischen, nach neuen Dingen dürstenden Jugend aus den kultiviertern Klassen mit desto heiſserer Begier verschlungen, je gröſsere Reitze der Gedanke für sie hat, durch eine neue Ordnung der Dinge ihrer Selbsthätigkeit ein unermeſsliches Feld eröffnet zu sehen. Selbst unter denen, die sehr ansehnliche Vorrechte dadurch zu verlieren hätten wenn Deutschland in eine Demokratie nach dem Fränkischen Muster umgeschmolzen würde, fehlt es nicht an Ehrgeitzigen, die durch die Hoffnung, im

Reiche der Freyheit und Gleichheit irgend eine glänzende Rolle zu spielen, getrieben werden, zu Beförderung desselben so viel möglich geschäftig zu seyn.

XV.

Man läſst es aber nicht bey bloſser Ausbreitung des antimonarchischen und independentischen Jakobinerglaubens bewenden, dessen Theorie man auf so wenige und so massive Grundsätze gebracht hat, daſs der gröbste Tagelöhner scharfsinnig genug ist sie in wenig Minuten zu fassen: man beeifert sich auch dem Volke praktische Anweisungen zu geben, wie es bey wirklicher Anwendung derselben zu Werke gehen müsse. „Es braucht weiter nichts, (sagt man) als daſs das Volk, nachdem es sich von seiner unveräuſserlichen Suveränität und von der Strafwürdigkeit eines jeden, der sich (gegen das hochheilige Gesetz der Gleichheit) untersteht, mächtiger, vornehmer und reicher zu seyn als andere, gehörig überzeugt hat, den Anfang damit mache, seiner bisherigen Obrigkeit den Gehorsam aufzukündigen; sodann sich in Municipalitäten, Distrikte

und Departements organisiere: hierauf in Primarversammlungen aus jeder Municipalität einige Wähler, und in Wahlversammlungen eine Anzahl Deputierte zu einem bevollmächtigten Nazionalkonvent ernenne, welcher vor allen Dingen ein provisorisches Kollegium von Ministern zu Handhabung der vollziehenden Macht zu bestellen, und sodann den Entwurf einer auf vollkommene Freyheit und Gleichheit gegründeten Staatsverfassung und Gesetzgebung auszuarbeiten, und den besagten Primarversammlungen, als dem Suverän, zur Bestätigung vorzulegen hat — so ist die Demokratie fertig; der Strick ist entzwey, wir sind frey, und niemand befindet sich (vor der Hand wenigstens) übel dabey als — die sich vorher wohl befanden."

Indessen, da die grofse Menge Völkerschaften, welche dermahlen unter dem Nahmen der unmittelbaren Stände des Deutschen Reichs durch ältere und neuere Verträge und Grundgesetze zu einem Ganzen, das in seiner Art einzig ist, zusammen gesetzt sind, sich nicht so leicht und geschwind, als die Ungeduld der allgemeinen Weltbefreyer natür-

licher Weise wünschen muſs, in diese neue Unornung der Dinge fügen möchte: so muſs man „der Deutschen Thorheit und Trägherzigkeit“ durch das weltberühmte, in Frankreich so probat gefundene Englische Universalmittel der patriotischen Klubs, Journale, Pampflets und Anschlagezettel zu Hülfe kommen. Die öffentlichen Blätter melden uns, daſs zu Mainz (als dem Mittelpunkt aller Anstalten zu der heroischen Operazion, die mit dem Deutschen Staatskörper vorgenommen werden soll) mit beiden Instituten bereits der Anfang gemacht sey; und wenn der Sage zu glauben wäre, so könnte der Sitz des ersten Erzbischofs und Kurfürsten Germaniens sich bey dem Nazionalkonvent zu Paris des Verdienstes rühmen, die Mutter des ersten Deutschen Jakobinerklubs zu seyn, an welchen sich ohne Zweifel, durch den Eifer der zu diesem Ende in alle Welt ausgehenden Diener des Worts, in kurzem viele würdige Töchter anschlieſsen werden.

XVI.

Ich zweifle nicht, daſs ein Butler (wenn wir einen unter uns hätten) in allem diesem

den Stoff zu einem Deutschen Hudribas finden könnte, der unsre leselustige Welt besser unterhalten würde als ernsthafte Betrachtungen. Aber ich gestehe, daſs mir die Sache nicht komisch genug vorkommt, um mich bey ihrer lustigen Seite aufzuhalten. Alles wohl erwogen glaube ich zwar noch keine Ursache zu sehen, warum wir gerade den nahen Ausbruch des jüngsten Tages befürchten sollten, den unlängst ich weiſs nicht welcher wohlmeinende Pfarrer (um sich bey Zeiten auſser aller Verantwortung zu setzen) der werthen Christenheit aus den Zeichen dieser Zeit angekündiget hat: aber mich däucht doch, wir befinden uns in einer von den Lagen, worin ehemahls der Senat zu Rom die Konsuln zu erinnern pflegte, „dahin zu sehen, daſs das gemeine Wesen nicht zu Schaden komme."

XVII.

Die dermahlige Deutsche Reichsverfassung ist, ungeachtet ihrer unläugbaren Mängel und Gebrechen, für die innere Ruhe und den Wohlstand der Nazion im Ganzen unendlich zuträglicher, und ihrem Karakter und der

Stufe von Kultur, worauf sie steht, angemessener als die Französische Demokratie; angemessener und zuträglicher als uns diese letztere auch alsdann seyn würde, wenn irgend ein Zauberer Merlin es auf sich nähme, uns durch einen Schlag mit seinem Zauberstabe, so schnell als der König von England einen wackern Londner *Cit* zum Ritter schlägt, zu einer einzigen unzertrennlichen Demokratie zu schlagen; vorausgesetzt, daſs dieser politische Merlin uns alle nicht auch zugleich entweder in lauter Sokratesse und Epiktete oder in lauter Swiftische Huynhnhms verwandeln könnte. Denn freylich, im einen und im andern dieser beiden Fälle gestehe ich gern, daſs eine völlige Freyheit und Gleichheit jeder monarchischen, aristokratischen oder gemischten Verfassung vorzuziehen wäre.

Das zuträglichste für jedes Volk (wie ich schon mehrmahls mit dem weisen Solon behauptet habe) ist, nicht das Ideal der vollkommensten Gesetzgebung, sondern gerade die zu haben oder zu bekommen, die es dermahlen am besten ertragen kann. Welche Furien müſsten uns zu der Raserey

treiben, unsern Zustand (wiewohl er mancher Verbesserungen bedürftig ist) durch ein Mittel besser machen zu wollen, das ihn unfehlbar sehr verschlimmern würde, das der gerade Weg wäre, unermeſsliche, unabsehbare Übel über uns und unser Vaterland zu häufen? Warum sollten wir so theuer und mit einem so ungeheuern Risiko erkaufen wollen, was wir wahrscheinlich ohne Empörung, ohne Desorganisazion, ohne Verbrechen, ohne Aufopferung der gegenwärtigen Generazion, von dem bloſsen Fortschritt der Aufklärung und Moralität unter uns weit sichrer hoffen dürfen? 36) Wenigstens

36) „Wenn eine Regierung weise genug ist, mit der Verfeinerung der Sitten und der Aufklärung der Menschen Schritt zu halten, dann bietet sie selbst der wohlthätigsten Revoluzion die Hand. Alles gewinnt dann eine bessere Gestalt; alles verändert sich nach und nach; alles geschieht ohne Blutvergieſsen, ohne Gewaltthätigkeit," u. s. w. — sagt ein sehr verständiger Däne in seinen patriotischen Gedanken über stehende Heere, politisches Gleichgewicht und Staatsrevoluzionen; einem kleinen Büchlein, das manchem seyn sollenden Staats-

ist gewiſs, daſs wir, ehe man uns rathen kann gerade zum desperatesten Mittel zu greifen, vorher alle andern vergeblich versucht haben müſsten; welches, meines Wissens, noch bey weitem nicht unser Fall ist.

Die Apostel der neuen Religion haben (wie es scheint) von unserm wirklichen Zustande nur sehr dürftige und verworrene Kenntnisse, und täuschen sich dagegen mit sehr übertriebenen Einbildungen von dem, was sie unsre Sklaverey nennen. Indessen braucht es doch nur die gemeinste Kenntniſs der Deutschen Reichs- und Kreisverfassung und der weltkundigen Reichsgrundgesetze, besonders des Osnabrückischen Friedensinstruments und der jedesmahligen kaiserlichen Wahlkapitulazion, um zu wissen: daſs das Deutsche Reich aus einer groſsen Anzahl 37)

mann *en place*, wenn er es allzu hastig hinunter schlänge, vielleicht (gleich jenem in der Apokalypse) gewaltiges Bauchgrimmen verursachen dürfte, aber, wenn es wohl verdaut und in Saft und Blut verwandelt würde, unfehlbar sehr heilsame Wirkung thun müſste.

37) Aus drey hundert acht und vierzig (*s. e. c.*) geistlichen und weltlichen Fürsten,

unmittelbarer Stände besteht, deren jeder, in seinem Innern von jedem andern unabhängig, die Reichsgesetze, oder Kaiser und Reich, nur in so fern diesen die Handhabung und Vollziehung jener Gesetze obliegt, über sich hat; und daſs von seinem selbst erwählten Oberhaupt an, bis zu Schultheiſs, Meister, Rath und Gemeine der Reichsstadt Zell am Hammersbach, kein Regent in Deutschland ist, dessen gröſsere oder kleinere Machtgewalt nicht durch Gesetze, Herkommen, und auf viele andere Weise von allen Seiten eingeschränkt wäre; und gegen welchen, wofern er sich irgend eine widergesetzliche Handlung gegen das Eigenthum, die Ehre, oder die persönliche Freyheit des geringsten seiner Unterthanen erlaubt, die Reichsverfassung dem Beleidigten nicht Schutz und Remedur seiner Beschwerden verschaffte. 38)

Prälaten, Grafen, Dynasten und Reichsstädten, die unmittelbare Ritterschaft und die freyen Reichsdörfer nicht gerechnet.

38) Was hiergegen einzuwenden ist weiſs ich so gut als ein anderer; nur behaupte ich,

Wie man also verwegen genug seyn könne, eine Nazion von acht und zwanzig Millionen Menschen, die unter einer solchen Verfassung lebt, Sklaven, und ihre nicht nach Willkühr sondern nach Gesetzen regierenden und durch Gesetz und Herkommen eingeschränkten Fürsten Despoten zu schimpfen, ist nur durch die lächerliche Eitelkeit und dicke Unwissenheit begreiflich, womit diese Menschen — die noch vor wenig Jahrzehenden auf ihre eigene schmähliche Sklaverey eben so hoffärtig waren als sie es jetzt auf ihren zügellosen Libertinismus sind — so viele ihrer glänzenden Eigenschaften verunzieren. Schwerlich findet sich in und aufser Deutschland, unter allen, die sich mit der damahligen fysischen, politischen, sittlichen, litterarischen und ökonomischen Verfassung unsrer grofsen und in ihrer Art einzigen Staatengrupe etwas bekannt gemacht haben, ein unbefangner und billiger Kosmopolit, der den Verfasser der Annalen

was uns helfen könne, sey eine (höchst nöthige) Reformazion unsrer Verfassung, nicht eine sinnlose Umkehrung und Zerstörung derselben.

der Staatskräfte von Europa eines übertriebenen Nazionalstolzes beschuldigen sollte, wenn er nach summarischer Übersicht seiner ganzen Darstellung ausruft: „Wo ist das Europäische Reich, das, alle fysische Verschiedenheiten gehörig gegen einander ausgeglichen, im Ganzen, bey gleicher Gröſse, an Volksmenge, an Anbauung des Bodens und Benutzung aller Geschenke der Natur, an Anzahl nicht sowohl groſser und reicher, als an Menge mittelmäſsiger, aber wohl policierter, betriebsamer und nach Verhältniſs ihrer Lage und Mittel wohlhabender Städte, dem Deutschen Reiche den Vorzug streitig machen könnte?" — Ich setze hinzu: Wo ist ein Volk in Europa, daſs sich einer nähern Anlage zu immer zunehmender Verbesserung seines Zustandes, eines gröſsern Flors der Wissenschaften, mehrerer, oder vielmehr so vieler und so gut eingerichteter öffentlicher Erziehungsanstalten, Schulen und Universitäten, einer gröſsern Denk- und Preſsfreyheit, und, was eine natürliche Folge von diesem allem ist, einer hellern und ausgebreitetern Aufklärung zu rühmen hätte, als die Deutschen im Ganzen genommen? — und das

alles ungeachtet wir der Vortheile einer anerkannten Hauptstadt von Deutschland (gern) ermangeln!

Und die Nazion, von welcher alles dieſs wahr ist, sollte aus Sklaven bestehen und von Despoten und Tyrannen beherrscht seyn! Welche sinnlose Vermengung der Begriffe und der Worte!

XVIII.

Doch — wie unwissend auch die Neufränkischen Republikaner in allem, was die innere Verfassung und den wahren Zustand des Deutschen Reichs betrifft, seyn mögen — so sehr sind sie es wahrlich nicht, daſs sie uns im Ernst für Sklaven halten sollten; und gewiſs ist es auch nichts weniger als ein überwallender Strudel von Menschenliebe, was sie antreibt sich so viele Mühe zu geben, den Bürgerstand und die untern Volksklassen in Deutschland, so viel an ihnen ist, zu desorganisieren, mit ihren sofistisierten Begriffen von unveräuſserlicher Volkssuveränität, Freyheit und Gleichheit anzustecken, und zur Empörung gegen ihre rechtmäſsigen Landesregenten und Obrigkeiten aufzureitzen.

Man müſste stockblind seyn wollen, wenn man nicht sähe, was die wahren Beweggründe der sonderbaren Rolle sind, die sie seit einigen Wochen in einem Theil unsrer Rheinländer spielen. Es ist nicht nur, nachdem sie nun einmahl Krieg mit Österreich und Preuſsen haben, ihr Interesse, denselben von ihren Grenzen weg und in Feindesland zu ziehen: der Krieg selbst war schon lange, was sie wünschten, ist noch immer, was sie zur Erreichung ihrer Absichten nöthig haben, ist gewisser Maſsen das Einzige, was ihre Republik retten kann; und aller Wahrscheinlichkeit nach erfüllt die hohe Reichsversammlung zu Regensburg einen ihrer angelegensten Wünsche, indem sie ihnen durch die beschlossene lebhafte Theilnahme an diesem Kriege den erwünschten Vorwand giebt, sich ihrer so oft vor ganz Europa wiederhohlten friedfertigen und menschenfreundlichen Versprechungen quitt zu halten, und von dem Tage an, da Reichsständische Heere gegen sie agieren werden, das ganze Deutsche Reich als einen erklärten Feind behandeln zu können.

Sehr wahrscheinlich sieht der Nazionalkonvent durch die innerliche Zwietracht, welche die neue Republik alle Augenblicke wieder aufzulösen droht, sich in demselben Falle, wie der Römische Senat in den ältern Zeiten der Republik. Nur eine anhaltende Verwicklung der Nazion in die Gefahren und Erfolge auswärtiger Kriegsoperazionen kann ihnen so viel Zeit und innere Sicherheit verschaffen, 39) als sie zu Gewinnung einer festeren Konsistenz ihres noch so lockern politischen Vereins nöthig haben. Überdiefs ist es augenscheinlich doppeltes Interesse für sie, die Monarchen,

39) Wiewohl auch dieses im Grunde verzweifelte Mittel noch immer unzulänglich scheint. Wenigstens erhalten wir in den Französischen Tageblättern noch immer von Zeit zu Zeit klägliche Nachrichten von parziellen Aufständen des suveränen Volks, die zwar (wie gewöhnlich) auf Rechnung der *Agitateurs* gesetzt werden, aber in der That immer aus einer und eben derselben Quelle, aus der gepriesenen Volkssuveränität entspringen, die man dem Pöbel nun durch keine Distinkzionen und Räsonements wieder aus den Köpfen bringen kann.

von deren Staaten die werdende Französische Republik umgeben ist, durch Abtrennung ihrer zunächst angrenzenden Provinzen zu schwächen, und, indem sie die abtrünnigen Länder zu Republiken organisieren helfen, sich selbst so viele neue Bundesgenossen als nur immer möglich zu erwerben, die ihrer Freundschaft nicht entbehren und ihre eigene Existenz nur dadurch erhalten können, daſs sie gemeine Sache mit ihnen machen.

XIX.

Ich müſste mich sehr irren, oder dieſs ist auch ihr Plan in Absicht der Deutschen Länder, in welchen sie ihre beliebten Freyheitsbäume zu pflanzen angefangen haben. Wie sie bisher alles was sie vorhatten immer einige Tage oder Wochen zuvor der ganzen Welt kund zu thun pflegten, so machen sie auch jetzt kein Geheimniſs daraus, daſs es eine ihrer Ideen sey, das Land der Freyheit und Gleichheit bis an den Rhein auszudehnen, welchen (wie Bürger Mercier im Oktober der *Chronique du Mois* sehr zierlich bewiesen hat) die Natur selbst zur östlichen Grenze zwischen Frankreich und

Deutschland bestimmt haben soll. Wie schimärisch auch ein solches Vorhaben uns scheinen mag, eine so exaltierte Einbildungskraft wie die ihrige könnte wohl unmöglichere Dinge ausführbar finden. Aber auf alle Fälle wird dazu erfordert, daſs man sich die bekannte Disposizion des Volks in diesen Ländern zu Nutze mache, um es theils gutwillig zu Annehmung der Neufränkischen Organisazion zu bereden, theils durch die gewagten Schritte, wozu man es verleitet, es in eine solche Lage zu setzen, daſs ihm zu seiner Rettung kein anderes Mittel übrig bleibe, als eben diese Art von verzweifelter Selbsthülfe, welcher die Französische Nazion ihre Befreyung von einer unerträglich gewordenen monarchisch-aristokratischen Regierung zu danken hat.

Der Französische Nazionalkonvent und die militarischen Vollzieher seiner Dekrete rechnen bey allem diesem nicht nur auf den Umstand, daſs es in Deutschland so wenig (und in der That noch weniger) als in irgend einem andern groſsen Staate an mancherley mehr oder minder gegründeten Beschwerden des Volks fehlen könne, die man denn noch

durch die übertriebensten Schilderungen vergrößert: sie rechnen (als Leute, welche die beste Gelegenheit gehabt haben, das im engern Verstande so genannte Volk, den rohesten und ärmsten Theil desselben, vollkommen kennen zu lernen) auch auf seine Leidenschaften, auf seinen Haß gegen die so genannten Aristokraten, auf den Hang zur Independenz, zum Müßiggang und zu thierischen Befriedigungen, der dem gemeinen Mann so gut angeboren ist als den Vornehmen, und überhaupt auf den tollkühnen Muth, womit diejenigen, die bey Staatsumkehrungen nichts zu verlieren haben, bereit sind, sich zu allem gebrauchen zu lassen, was ihnen eine Verbesserung ihres Zustandes verspricht. Und sollten sie — die ihrer Schwärmerey ungeachtet sehr scharf auf alle Umstände dessen, was außer ihnen vorgeht, Acht haben — nicht auch auf die möglichen, beynahe mit Gewißheit voraus zu sehenden Folgen eines fortdauernden und mit zusammen gesetzten Kräften geführten Krieges, dessen Schauplatz in Deutschland läge, gerechnet haben? Sollten sie nicht einen Theil ihrer Hoffnungen auf die Erwartung gründen, was nach einem

alle Vorräthe vollends aufzehrenden Feldzuge, bey der Disposizion, den ein beträchtlicher Theil der Deutschen schon jetzt verräth, die natürliche Wirkung eines solchen Jahres wie das 1771ste war, in einem groſsen Theile des Reichs seyn müſste?

XX.

Es ist schwer, nach allen diesen gröſsten Theils aus notorischen Thatsachen resultierenden Betrachtungen, sich eines traurigen Gefühls über das Loos der menschlichen Dinge zu erwehren.

Ist es der unwiderstehliche Strom des Schicksals und der Zeiten, der uns überwältigt, und unvermeidlich in den Schlund einer unbekannten furchtbaren Zukunft fortschleudert?

— — *Di ne hunc ardorem mentibus addunt,*
Euryale? An sua cuique Deus fit dira cupido?

Warum muſste Deutschland so ganz wider sein eigenes Interesse in die fatalen Folgen

der Französischen Revoluzion verwickelt werden? Hätte seine Ruhe nicht erhalten, hätten alle die Gefahren, die nun über ihm schweben, nicht vermieden werden können, wenn das weise und eben so staatskluge als menschenfreundliche und landesväterliche Betragen, welches einer unsrer preiswürdigsten Fürsten vom Anfang der Französischen Revoluzion an beobachtete, auch von andern, die sich in einer ähnlichen Lage gegen Frankreich befanden, zum Vorbilde genommen worden wäre?

Doch vielleicht wendet Germaniens guter Genius durch irgend einen günstigen Erfolg noch in Zeiten das Unheil eines, selbst im glücklichsten Falle, verderblichen Krieges von uns ab. Vielleicht ist es aber auch der Wille einer höhern Macht, daſs wir zum allgemeinen Besten des Ganzen, durch ein Feuer gehen, welches die Schlacken unsrer Verfassung verzehre, und die Erfüllung des vorhin angeführten patriotischen Horoskops beschleunige.

Auf alle Fälle wird ein jeder, der Augen zu sehen hat und dem sein Vaterland nicht ganz gleichgültig ist, mit mir einstimmen;

daſs sich letzteres seit den abscheulichen Zeiten Ferdinands des Zweyten in keiner Lage befunden habe, worin es seinen Fürsten lauter zugerufen hätte, als dermahlen: *Videant Principes, ne quid res publica detrimenti capiat!*

VII.

WORTE ZUR RECHTEN ZEIT

an die politischen und moralischen Gewalthaber.

Dum vitant stulti vitia in contraria currunt.

ÜBER DIE

ROBESPIERRISCHE KONSTITUZION

von 1793 und über Konstituzionen überhaupt.

Fragmente aus Briefen. 1793.

Wem soll ich die Menschen dieses Geschlechts vergleichen? Sie sind gleich den Kindern, die auf dem Markte sitzen und rufen gegen einander: Wir haben euch gepfiffen, und ihr habt nicht getanzt; wir haben euch geklagt, und ihr habt nicht geweint.

Lucä VII. v. 31, 32.

I.

Wenn Sie, mein Freund, das Schlefswigische Journal, wiewohl es unter unsern lesenswürdigsten einen der ersten Plätze behauptet, zufälliger Weise noch nicht kennen sollten, so rathe ich Ihnen, Sich das fünfte Stück des laufenden Jahrganges zum Durchlesen zu verschaffen; und ich zweifle nicht, es werde hinlänglich seyn, Ihnen Lust zu machen, einen fleifsigen Leser dieses Journals abzugeben, wenn Sie auch gleich, so wenig als ich, alles darin gut heifsen, oder alle Aufsätze von gleichem Werthe finden sollten, welches von Zeitschriften dieser Art nie zu erwarten ist.

Sie werden gleich zu Anfang des besagten Stücks, unter der Rubrik: „Rekapitulazion einiger neu gemachten Entdeckungen im Reiche der Wahrheit am Ende des achtzehnten Jahrhunderts," einen kleinen Aufsatz finden, der an Gewicht des Inhalts eine Menge grofser

aufwiegt, und unsern Volks- und Zeitgenossen, von den gröfsten bis zu den kleinsten, eine Arzney darreicht, deren heilsame Bitterkeit durch die beygemischte Swiftische Ironie zwar eher verstärkt als versüfst wird, aber den Pazienten, so fern man sie nur zum Einnehmen bringen könnte, (denn hier liegt freylich die Schwierigkeit!) unfehlbar 40) wieder zur verlornen Gesundheit ihres Urtheils über die wichtigen Gegenstände, welche dermahlen die allgemeine Aufmerksamkeit fixieren, verhelfen müfste. Denn man braucht in der That weiter nichts, als nur nicht gänzlich allen Menschenverstand verloren zu haben, um von der Evidenz der Wahrheit, wenn sie uns mit solcher Stärke in die Augen blitzt, überwältigt zu werden.

Wer es redlich mit den Menschen meint, darf nicht müde werden, sie vor der unseligen Leichtigkeit zu warnen, womit sie (und gerade in den wichtigsten Angelegenheiten am leichtesten) von einem Äufsersten zum andern überzuspringen gewohnt sind.

40) Wenn anders die Krankheit nicht zum Tode ist.

Vor vier Jahren und drüber wurden die Wahrheiten, die jeder bürgerlichen Gesellschaft (unabhängig von der Form ihrer Regierung) zum Grunde liegen, auf einmahl allgemein anerkannt. Wer sich damahls unterfangen hätte, sich öffentlich gegen diese Grundwahrheiten auflehnen zu wollen, würde nicht nur von der Menge als ein Verräther der gemeinen Sache des Menschengeschlechtes mit Verwünschungen überschüttet, sondern von den Grofsen selbst als ein schamloser Schmeichler mit Verachtung zurück gestofsen worden seyn.

Wie kommt es nun, dafs eben dieselben Gegenstände den meisten jetzt in einem so ganz andern Licht erschienen? Haben jene Grundwahrheiten etwa im Jahre 1793 aufgehört Grundwahrheiten zu seyn? Sollte die Anmafsung einer willkührlich über alle Gesetze sich erhebenden und den unläugbarsten Menschenrechten Trotz bietenden Gewalt an einem Einzigen oder an etlichen Wenigen rechtmäfsig werden, weil sie an einem Konventikel von etlichen Hunderten abscheulich ist? Oder ist der Mifsbrauch des Vertrauens einer ganzen Nazion, die ihre Rechte, ihr Glück,

ihr Wohl oder Weh in unsre Hände stellt, an Einem zu entschuldigen, und nur an Vielen strafbar?

Frankreich belehrt uns noch immer durch den schrecklichen Anblick der Zerrüttung und des unbeschreiblichen Elends, welchen ein plötzlicher gewaltsamer Umsturz der ganzen innern Verfassung eines großsen Staats nach sich zieht, daſs es unendliche Mahl besser ist, lieber alle unserm gegenwärtigen Zustande anklebende Gebrechen zu dulden und mit einer erträglichen Existenz zufrieden zu seyn, als über dem Schnappen nach dem Schatten einer Glückseligkeit, die wir wahrscheinlich nie erreichen werden, auch das Gute was wir wirklich besitzen zu verlieren. Jedermann, oder doch gewiſs neun und neunzig unter hundert sind dermahlen so gesinnt; und ich begreife nicht, aus welchem Grund und zu welchem Ende man mehr von uns verlangen könnte.

Aber warum sollten wir nun über diese billige und gemäſsigte Denkart noch hinaus gehen wollen? Warum, weil wir alle Empörung gegen die eingeführte bürgerliche Ordnung und die gesetzmäſsige Obrigkeit, alle

Versuche den Gebrechen die uns drücken durch eigenmächtige gesetzwidrige Mittel abzuhelfen, verabscheuen, — sollten wir uns darum zu unbegrenztem, blindem, leidendem Gehorsam verbunden halten?

Wehe den unklugen Rathgebern der Großsen, die sich nicht scheuen, von dieser unseligen Disposizion des Erdenvolkes, „immer des Guten bald zu viel bald zu wenig zu thun," einen Gebrauch zu machen, der keinem verständigen Manne, dessen Absichten rein und rechtschaffen sind, jemahls zu Sinne kommen kann!

Wozu diese seit kurzem so auffallend überhand nehmende und bereits nicht mehr geheim gehaltene Verschwörung gegen die Freyheit der Vernunft und des Gewissens? diese immer zunehmende Geringschätzung der Wissenschaften, der Gelehrten, der Schriftsteller? Wozu diese Anstalten, die Freyheit der Presse, die einzige mögliche Schutzwehre gegen die wieder einbrechende Barbarey, mit Fesseln zu belegen, die ihre gänzliche Vernichtung bewirken würden? Womit könnten solche Maſsregeln unter

ruhigen, die Gesetze respektierenden, ihren Fürsten mit Treue, ja sogar mit leidenschaftlicher, nicht immer verdienter, Anhänglichkeit ergebenen Völkern, gerechtfertigt werden? Kann der unverständige und unbescheidene Gebrauch, der von diesem oder jenem, meistens unbedeutenden Erdensohne von dieser Freyheit etwa gemacht worden ist, auch nur für einen erträglichen Vorwand gelten? Könnte der Mann, der solche Maſsregeln anrathen kann, einen augenscheinlichern Beweis der tiefsten Unwissenheit in menschlichen Dingen, der entschiedensten Unfähigkeit die Sache auch nur aus dem Gesichtspunkte des politischen Interesse richtig zu beurtheilen, ablegen?

Man kann es nicht oft genug wiederhohlen: unbeschränkte Aufklärung über alle göttliche und menschliche Dinge hat der bürgerlichen Gesellschaft niemahls wahren Schaden gethan, 41) und ist selbst in Zeitläuften wie die unsrigen so wenig gefährlich, daſs

41) Oder, was im Grunde eben dasselbe ist, keinen, der nicht gegen das unendlich gröſsere Gute, das sie bewirkt, ein *Minimum* wäre.

sie vielmehr das einzige unfehlbare Mittel ist, wodurch die dermahlen noch bestehenden Staaten befestiget, und ohne gewaltsame Erschütterungen und Umwälzungen von den Gebrechen, womit sie noch behaftet sind, nach und nach befreyt werden können.

Europa befindet sich bereits auf einem Grade von Kultur, der jede Maxime, die nur in den finstersten Jahrhunderten Statt finden konnte, zweckwidrig macht, — falls man wirklich das Beste des Staats dadurch befördern wollte. Sollte aber die Absicht solcher Maximen seyn, das Privatinteresse der Gewalthaber von dem allgemeinen Interesse der Völker trennen, oder dem letztern gar entgegen setzen zu wollen: so braucht man weder ein grofser noch kleiner Profet zu seyn, um voraus sagen zu können, dafs die Folgen einer solchen Politik über lang oder kurz endlich auf die Köpfe der Rathgeber schwer zurück fallen würden.

Die Sache läfst sich durch wenige Sätze von entscheidender Evidenz ausmachen. Aufgeklärte, oder, welches einerley ist, über ihre Verhältnisse, Rechte, Pflichten und ihr wahres

Interesse richtig denkende Menschen sind, eben darum weil sie aufgeklärt sind, leicht zu regieren, wofern der Regent und seine Gehülfen so viel Achtung für die menschliche Natur und so viel Einsicht in ihren eigenen Vortheil haben, wie die Auguste, Trajane und Mark-Aurele regieren zu wollen.

Aber aufgeklärte Menschen lassen sich nicht wie unvernünftige Thiere behandeln. Blinden Gehorsam, unbedingte Unterwerfung unter eine willkührlich gebrauchte und über ihre rechtmäſsigen Grenzen ausgedehnte Gewalt, kann man eben so wenig von ihnen erwarten, als man sie zu fordern befugt ist. Auch bedarf ein Trajan oder Mark-Aurel, der nach den ewigen Gesetzen der Vernunft, d. i. der allgemeinen Gerechtigkeit, regiert, keiner sultanischen Zwangsmittel, um sich Gehorsam zu verschaffen. Denn so ganz von allem Menschenverstande verlassen ist kein Volk, daſs es nicht wenigstens fühlen (wo nicht deutlich einsehen) sollte, ob es gesetzmäſsig oder willkührlich, wohl oder übel regiert wird. Wozu also die Fortschritte der Vernunft und die Verbreitung der edelsten und zur moralischen Bestimmung des

Menschen unentbehrlichsten Kenntnisse, d. i. die Ausbildung der Menschen zur wahren Humanität, hemmen zu wollen, wenn man sich keiner andern als reiner Absichten bewuſst ist?

II.

Wenn ich an einigen Schriftstellern unsrer Zeit den Mangel an Bescheidenheit und Klugheit beklage, so würden Sie mich sehr unrecht verstehen, lieber K. wenn Sie glaubten, ich verlange, daſs Männer, die sich zu Zeugen und Evangelisten der Wahrheit berufen fühlen, stumme Hunde seyn, und aus niedriger Feigherzigkeit die Sache der Menschheit verrathen sollten. Ich bin hiervon so weit entfernt, daſs ich selbst von demjenigen, der den Muth hätte für eine so gute Sache im Nothfall zum Märtyrer zu werden, weiter nichts sagen würde, als, er habe seine Schuldigkeit gethan.

Aber daraus folgt nicht, denke ich, daſs man verpflichtet oder befugt sey, ohne Noth, ohne Mäſsigung, ohne Unterschied der Zeiten

und Umstände, oder auch selbst ohne Wahrscheinlichkeit eines guten Erfolgs, aus bloſser (selten reiner) Schwärmerey für das was man für die gute Sache hält, sich und andern, die man oft ohne ihre Schuld in seine Sache verwickelt, böse Händel zuzuziehen. Unverständige Märtyrer haben einer jeden Sache zu allen Zeiten mehr geschadet als genützt; wär' es auch nur allein aus diesem Grunde, daſs es in den Augen der meisten zweifelhaft war, ob sie als Zeugen der Wahrheit schuldlos litten, oder als Verbrecher gegen die öffentliche Ordnung und Ruhe mit Recht gestraft würden. Freymüthigkeit kann sehr wohl mit Bescheidenheit bestehen: man kann frey und unbefangen, ja sogar mit Kühnheit und Energie von den Sachen sprechen, ohne darum die Personen anzutasten; und es giebt schwerlich irgend eine gemeinnützige Wahrheit, (es versteht sich daſs die Rede hier nicht von Thatsachen ist) die man nicht, mit der gehörigen Art, auf den Dächern predigen dürfte; oder, wenn es ja Ausnahmen giebt, so finden sie nur an solchen Orten und in solchen Zeiten Statt, wo man durch Behauptung

solcher Wahrheiten bloſs sich selbst schaden würde, ohne irgend etwas gemeinnützliches Gutes zu stiften. Es kommt sehr viel darauf an, wo, wann, und von wem etwas gesagt wird.

Was meinen Sie, zum Beyspiel, wie es in dem gegenwärtigen Augenblicke aufgenommen würde, wenn ich, oder Sie, oder irgend einer von den Schriftstellern, die seit der Französischen Revoluzion über die vorgehenden Welthändel oder darauf sich beziehende theoretische Lehrsätze, Meinungen und Probleme geschrieben haben, unsern Zeitgenossen ein Kompliment, wie das folgende, machen wollte:

„Wenn ich meine Augen auf diese Erdkugel, oder vielmehr dieses Erdkügelchen werfe, kann ich nicht umhin zu denken, unser Herr Gott habe es irgend einem bösartigen Wesen gänzlich Preis gegeben. Ich habe noch keine Stadt gesehen, die nicht am Ruin der benachbarten Stadt Freude haben würde, keine Familie, die nicht irgend eine andere Familie zu Grunde zu richten wünschte. Überall fluchen die Schwachen den Groſsen, in eben dem Augenblicke da sie vor ihnen

kriechen, alles Unheil an den Hals; und überall behandeln die Mächtigen die Schwächern wie Schafe, deren Wolle und Fleisch man verkauft. Eine Million in Regimenter vertheilte Mörder, die von einem Ende Europens zum andern laufen, rauben und morden mit Disciplin, um ihr Brot zu verdienen, weil sie kein ehrlicheres Handwerk haben." u. s. w.

Sie werden mir gestehen, daſs dieſs sehr grobe Pillen sind: und doch war es ein allgemein gelesener, bewunderter, beynahe von allen Groſsen in Europa, und selbst von dem ersten der Könige unserer und vielleicht aller Zeiten geschmeichelter und vergötterter Schriftsteller, mit Einem Worte, Voltaire war es, der den Fürsten, den Aristokraten, den Kriegshelden und Kriegsknechten, und (damit sich keine besondere Klasse über Parteylichkeit beklagen könne) dem ganzen menschlichen Geschlecht *in Corpore* solche Pillen zu verschlucken gab. Seine Schriften wimmeln davon, und ich hätte ohne Mühe zwanzig noch derbere Stellen finden können, wenn ich nicht die erste beste,

die mir aufstiefs, für hinlänglich gehalten hätte meinen Satz zu bestätigen.

In einer Zeit, wie die gegenwärtige, ist man es weit weniger seiner eigenen Erhaltung oder Ruhe, als der guten Sache, d. i. dem allgemeinen Besten selbst, schuldig, vorsichtig in seinen Behauptungen und Urtheilen zu seyn, und sich vor Übertreibungen und Extremen aller Art um so sorgfältiger zu hüten, je schwerer es ist, nicht von der Flut der Zeit und den Strömen des Parteygeistes, der beynahe alle Köpfe (wiewohl in sehr verschiedenem Sinne) exaltiert hat, mit fortgerissen zu werden.

Zwar gestehe ich Ihnen gern zu, dafs es noch schwerer für einen menschlichen Menschen ist, über gewisse Dinge, die man nicht zu nennen braucht, weil jedermann sie sich von selbst nennt, nicht warm zu werden. Aber was könnte es helfen, wenn man von dem, dessen das Herz voll ist, auch immer den Mund überfliefsen lassen wollte? Man räsoniert nicht mit einem Erdbeben, einem Orkan, einer daher stürzenden Wasserflut, und die Vernunft selbst weicht der Gewalt, wenn sie ihr keine stärkere entgegen zu setzen

hat. Freylich kommt es Menschen, die so weit gekommen sind sich ihres Unterschieds von den vierfüſsigen Erdbewohnern deutlich bewuſst zu seyn, schwer an, sich die Antwort auf eine vernünftige Frage mit einer Herkuleskeule oder Jakobinerpike geben zu lassen: aber, wofern dieſs nun einmahl der Fall wäre, was hätte der Vernünftige zu thun, als zu schweigen?

Glauben Sie mir indessen, lieber K. daſs die Schwächern (wie Voltaires Martin in der vorhin angeführten Stelle die niedrigern Volksklassen nennt) und ihre unbestellten allzu dienstfertigen Wortführer meistens Unrecht haben, wenn sie den Groſsen fast immer bösen Willen gegen die Schwachen, entschiedene Abneigung gegen Wahrheit und Gerechtigkeit, erklärten Haſs gegen alle Einschränkung ihrer Willkührlichkeit, und gänzliche Gleichgültigkeit in Absicht der Moralität oder wenigstens der wirklichen Zweckmäſsigkeit der Mittel, wodurch sie ihre Absichten zu erreichen suchen, als Eigenschaften zuschreiben, die man eben so gewiſs bey ihnen voraussetzen könne, als

Dummheit, List, Gefräſsigkeit und Blutdurst bey gewissen Arten von Thieren.

Wofern die Groſsen in einzelnen Fällen irgend einen von jenen Vorwürfen wirklich verdienen, (welches freylich von jeher oft genug der Fall war) so geschieht es nicht weil sie Groſse, sondern weil sie Menschen sind: und (das sehr kleine Häufchen der Weisen und Guten im eigentlichen Verstande ausgenommen, deren es aber verhältniſsmäſsig unter den Groſsen immer so viele gegeben hat als unter den übrigen Menschenklassen) wo ist unter Millionen aus diesen letztern auch nur Einer, der sich ohne Widerspruch seines Gewissens unterstehen dürfte zu sagen, daſs er — ich will nicht sagen, an dem Platze jener Groſsen, sondern gerade an dem, wo er steht, wie niedrig er auch seyn mag — nicht alle Einschränkungen seiner Willkühr, seines Privatvortheils und jeder seiner Lieblingseigenschaften hasse, und (so weit es ihm in seiner Lage nur möglich oder erlaubt seyn kann) nicht jedes Mittel, das ihm die Befriedigung seiner eigennützigen Wünsche zu versichern scheint, willkommen heiſse, ohne sich um die innere Moralität zu

bekümmern? — Und wenn dieſs (wie Sie mir schwerlich werden läugnen wollen) bey weitem von den meisten Menschen im Privatstande gilt, denen gleichwohl durch ihre Kleinheit, Schwäche und tausendfache Abhängigkeit von den Höhern und von ihres gleichen, und vornehmlich durch die Furcht vor der lieben Justiz, in deren Gewebe doch fast immer nur die Kleinen hangen bleiben, so enge Schranken gesetzt, und so viele Reitzungen, Gelegenheiten und Hülfsmittel zum Sündigen benommen sind: wie übel steht es uns an, mit einer so unbescheidenen und unbilligen Strenge, als seit geraumer Zeit Mode wird, Verdammungsurtheile über jene Groſsen der Erde auszusprechen, deren gröſster Fehler am Ende doch nur darin besteht, daſs sie nicht besser sind als ein jeder andere an ihrem Platze wäre! Sie, die sich von allem was sich ihnen nähern darf, ja von allen, die auch nur von ferne mit dem unaussprechlichen Glücke sie anzugaffen beseligt werden, so unmäſsig geschmeichelt, bejauchzt, beräuchert und vergöttert sehen, müſsten wirklich mehr als Sterbliche seyn, wenn sie nicht zuletzt, von der ungeheuern Gewalt, womit ihre

Menschlichkeit bestürmt wird, überwältigt, sich wirklich mehr als Menschen zu seyn dünken, oder wenigstens doch alle die unzähligen heuchlerischen oder schwärmerischen Demonstrazionen einer grenzenlosen Liebe und Anhänglichkeit, die man ihnen bey jeder Gelegenheit freywillig aufdringt, wirklich zu verdienen glauben sollten.

Ich müſste mich sehr an Ihnen irren, lieber K. oder Sie werden, eben so sehr als ich, die heftigen und bittern Ausfälle miſsbilligen, die zum Beyspiel in der Vision, welche einem sehr modernen und seine Modernität gar zu wenig verbergenden Doktor Luther im 5ten Stück des Schleſswigischen Journals zugeschrieben wird, auf die Personen und öffentlichen Handlungen einiger Monarchen unserer Zeit gethan worden sind, und (wie ich mit Recht besorge) das viele Gute, das in eben diesem Aufsatze vorkommt, und die gemeinnützige Tendenz des Ganzen unwirksam machen werden.

Denn auf wen sollen solche leidenschaftliche Deklamazionen wirken? Gesetzt auch, die Vorwürfe, womit die besagten Monarchen im Tone der Marats, Dantons, Robes-

pierren und ihres gleichen überschüttet werden, seyen nicht übertrieben und auf eine einseitige Vorstellungsart gegründet; gesetzt sie seyen verdient: so ist es gewiſs der Ton nicht, worin sie vorgebracht werden. Und wofern die Absicht einer so heftigen und schmählichen öffentlichen Züchtigung auf Besserung des Gezüchtigten ging: wie konnte der Verfasser erwarten, daſs eine Art zu tadeln, die kein Privatmann in der Welt leiden würde, auf Könige eine gute Wirkung thun sollte?

Wenn es verdienstlich ist den Groſsen auch bittre Wahrheiten zu sagen, wofern sie nur heilsam sind: so ist es doch weder verdienstlich noch vernünftig, sie ihnen mit Bitterkeit, auf eine grobe und beleidigende Art zu sagen. Ist es aber mit dieser ganzen politischen Vision, wie man wohl glauben muſs, nur auf das lesende Publikum abgesehen: was könnte und müſste wohl, falls diese mit Galle und Sarkasmen angefüllten Deklamazionen ihre natürliche und volle Wirkung thäten, in einem Zeitpunkte, da die Gemüther ohnehin in Gährung und fast alle Köpfe allenthalben weit über den Punkt ihrer gewöhnlichen Höhe und Wärme exaltiert sind,

bey den Unterthanen jener Monarchen die Folge davon seyn? Gewiſs wünscht der Verfasser der Vision — wie heiſs auch sein Enthusiasmus für die allgemeine Verbesserung der bürgerlichen Gesellschaft und der Menschheit überhaupt kochen mag — so wenig als wir andern, denen sie wahrlich auch nicht gleichgültig ist, daſs die Deutschen oder die übrigen Europäischen Staaten dem Beyspiel der Franzosen nachfolgen. Wer wollte also zu den Disposizionen, welche vielleicht da oder dort schon dazu vorhanden sind, nur ein Körnchen zündbaren Stoffes hinzu thun, oder so ohne alle Noth in die glimmenden Funken blasen wollen?

Ich höre zwar öfters zur Rechtfertigung solcher — ohne Zweifel wohlgemeinter — Ergieſsungen einer patriotischen odes filanthropischen Galle sagen: Da die Wahrheit, gelassen und ohne alle Anwendung oder Richtung auf gewisse Personen oder Handlungen vorgetragen, so gar nichts helfen wolle, so seyen ihre Priester doch wohl genöthigt, zumahl wenn die gemeine Sache gar zu sehr periklitiere, den profetischen Strafton anzustimmen, und die Könige unserer Zeit, eben darum

weil sie am Ende doch nur schwache, dem Irrthum und der Sünde unterworfene Menschen seyen wie wir andern auch, nicht schonender zu behandeln, als weiland die Profeten Jesaias, Jeremias, Ezechiel u. s. w. die Könige von Juda und Israel, Ägypten und Assyrien.

Aber, wenn wir die besagten Priester und Hierofanten der Wahrheit auch über den Punkt ihres Berufs unangefochten lassen; wenn wir ihnen sogar zugeben, (was wir, alles genau erwogen, nicht einmahl nöthig haben) daſs es Fälle gebe, wo ein ruhiger, oder verschleierter, oder wenigstens nicht geradezu beleidigender Vortrag solcher Wahrheiten, wovon die Rede ist, nichts verfange: so bleibt doch, dünkt mich, alles, was ich von der Zweckwidrigkeit des von mir getadelten Gebrauchs der profetischen Zuchtruthe gesagt habe, in seiner vollen Kraft. Nicht nur läſst sich ganz und gar nicht erwarten, daſs die Gezüchtigten die Operazion geduldig aushalten, und, als zu ihrem Besten gemeint, wohl gar gutherzig und dankbar aufnehmen sollten; sondern es ist im Gegentheil sehr wahrscheinlich, daſs das Gegentheil erfolgen und sie viel-

mehr dadurch gereitzt werden könnten, von solchen respektwidrigen Neckereyen — die sie vielleicht eine Zeit lang, wie der Swiftische Menschberg Quimbus-Flestrum die Pfeilchen der Lilliputter, nicht gespürt oder nicht geachtet — endlich Notiz zu nehmen, und sich durch eine einzige schüttelnde Bewegung ihrer Machtgewalt auf immer Ruhe davor zu verschaffen. Und gesetzt auch, was vermuthlich hier der Fall ist, der oder diejenigen, die dazu den nächsten Anlafs gegeben, hätten für ihre eigene Person nichts zu befürchten: so ist desto wahrscheinlicher, dafs die gemeine gute Sache um so stärker leiden dürfte. Denn, da es unter denen, die um die Grofsen sind, nicht an Leuten fehlt, denen zu ihren Absichten und Planen daran gelegen ist, der Aufklärung und dem sichersten Beförderungsmittel derselben — der freyen Mittheilung aller Gedanken, Meinungen, Thatsachen, Bemerkungen, Untersuchungen, Vorschläge, u. s. w. wodurch der Zustand der menschlichen Gesellschaft gebessert werden könnte — die engesten Grenzen zu setzen: so kann man sicher erwarten, dafs sie einen so scheinbaren Vorwand nicht unbenutzt lassen werden.

Wenden Sie mir nicht ein: „Es sey schon zu weit gekommen, als daſs ein so tyrannisches Verfahren nicht zweckwidrig seyn sollte; es würde gerade die entgegen gesetzte Wirkung thun, und die Gefahren, wovor man sich fürchte, beschleunigen," u. s. w.

Alles dieſs, lieber K. sind sehr zweifelhafte Behauptungen, gegen welche sich zu viel einwenden läſst, als daſs ihre Betrachtung bey den Handhabern der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt von einigem Gewichte seyn könnte. Maſsregeln, deren unmittelbare Übereinstimmung mit unserm Zwecke stark in die Augen fällt, werden (wie die Erfahrung von jeher gelehrt hat) um entfernter Nachtheile und Gefahren willen nicht leicht verworfen; und überdieſs müssen wir auch bey allen solchen Dingen das *Minimum sapientiae*, wodurch die Welt regiert wird, in Anschlag bringen.

Auf jeden Fall bleibt, wie Sie sehen, meine Behauptung, „daſs der unbescheidene Gebrauch des profetischen *Elenchus* gegen die Groſsen wenig oder nichts nützen, hingegen immer höchst wahrscheinlich der guten Sache selbst schaden müsse," fest und unerschüttert. Denn

gerade das, was in den Augen gewisser enthusiastischer oder vielleicht gar selbstsüchtiger Sachwalter der Menschheit eine vielmehr wünschenswürdige als besorgliche Wirkung des Sturms und Drangs, womit sie zu Werke gehen, zu seyn scheint, ist in den Augen aller, die mit ruhigem Geist über die menschlichen Dinge urtheilen und ein ungewisses künftiges Gut nicht mit unendlichen gegenwärtigen Übeln erkaufen möchten, gerade das ärgste was geschehen könnte, und also das, wogegen alle wohl denkende Menschen mit gesammten Kräften zu arbeiten verbunden sind.

III.

Den 8ten August 1793.

Sie fragen mich um meine Meinung über die neue Konstituzion, von welcher die so genannten Jakobiner in Paris, seitdem sie Mittel gefunden den Nazionalkonvent am 2ten Junius dieses Jahres zu unterjochen, binnen wenig Tagen entbunden wurden, und die bereits von dem gröſsten Theile der Munici-

palitäten in Frankreich, ohne weitere Untersuchung, auf Treu und Glauben angenommen worden seyn soll.

Wer schreiblustig genug wäre und seine Zeit schlechterdings nicht besser anzuwenden wüſste als — leeres Stroh zu dreschen, könnte sehr leicht über für, oder gegen diese neue Konstituzion einen dicken Folianten schreiben. Aber fürchten Sie nichts dergleichen von mir. Was ich darüber zu sagen habe, wird (weil Sie es doch wissen wollen) sehr bald expediert seyn. Denn eben darum, weil ich *de lana caprina* nicht gern viele Worte mache, betrachte ich dieses Jakobinische Machwerk nicht — wie es auf dem Papiere da steht, sondern stelle mir vor, was wahrscheinlicher Weise in der wirklichen Ausführung daraus werden könne, und das nach diesem Grundriſs aufzuführende Staatsgebäude, wofern es auch zu Stande kommen sollte, werde schwerlich so lange dauern, daſs es sich der Mühe verlohnen könnte, eine genaue Prüfung seiner Bestandtheile und ihrer Zusammensetzung anzustellen.

Wenn die Franzosen die Leute wären, denen eine solche Konstituzion dienen könnte,

so wären sie auch die Leute dazu, sich eben so gut ohne irgend eine Konstituzion zu behelfen. Denn das gestehe ich gern, daſs vier und zwanzig Millionen Epiktete sich unter einer solchen Staatsverfassung, in einem Lande wie Frankreich, ganz erträglich befinden würden. Da aber diese Konstituzion für eben diese Franzosen gemacht ist, die wir seit 1789 gut genug kennen gelernt haben, um genau zu wissen was man ihnen zutrauen darf oder nicht: so ist es mir mit allem kosmopolitischen guten Willen unmöglich, sie für etwas andres anzusehen, als (wofern ich mich der Worte des Herrn Pitt bedienen darf, weil sie meine mit den seinigen hierin völlig einstimmigen Gedanken am kürzesten und vollständigsten ausdrücken) für einigen unseligen Versuch, „ein Gemisch von Tyranney und Anarchie zu organisieren," d. i. den verblendeten und verwilderten Sanküllotten, aus welchen die groſse Majorität des Französischen Volks besteht, weiſs zu machen, sie hätten eine gesetzmäſsige Verfassung, weil die besagte Konstituzion ihnen gegen die willkührliche Regierung des Jakobinerklubs in Paris und seiner durch

ganz Frankreich verbreiteten Filiale, welcher sie kraft derselben noch ferner unterworfen bleiben, das herrliche Remedium der Anarchie, Insurrekzion und gewaltsamen Selbsthülfe immer offen läſst. Es gehören Franzosen dazu, um sich so etwas weiſs machen zu lassen: aber sie müſsten auch keine Franzosen seyn, wenn sie nicht, wenige Wochen oder Monate nachdem sie um dieſs neu geschnitzte Palladium, wie die Israeliten um Aarons goldnes Kalb, jubilierend herum getanzt haben werden, aus ihrem Taumel wieder erwachen, und auf den ersten Blick, den sie aus hellen Augen auf das feigenhölzerne Götzenbild werfen, einsehen sollten daſs man sie betrogen habe.

„Aber (werden Sie mir einwenden) dieser Betrug ist im Grunde doch nur anscheinend, indem er sich bloſs darauf gründet, daſs die dermahligen Franzosen für eine demokratische Verfassung noch nicht gut genug sind. Ich nehme Sie bey Ihrem eignen Worte: wenn es nur daran liegt, daſs die Neufranken nicht weise und tugendhaft genug für eine solche Verfassung sind, so ist noch nicht alle Hoffnung verloren.

Denn was die jetzt Lebenden nicht sind, können wenigstens ihre Nachkommen werden; und eben deſswegen ist ja dermahlen die *Instruction publique*, die Umbildung der Französischen Nazion zu republikanischen Gesinnungen und Sitten, ein Hauptgeschäfte der Gesetzgeber, die von der Nothwendigkeit einer solchen Metamorfose so sehr überzeugt sind als es irgend jemand seyn kann." u. s. w.

Gut, lieber Freund. Nur bedenken Sie, erstens, daſs die Jakobinische Nazionalversammlung mit dem Projekt, wie diese so nothwendige neue Nazionalerziehung eingerichtet werden soll, noch bey weitem nicht fertig ist; zweytens, daſs, wenn es auch fertig wäre, noch die Frage ist, wie viel es tauge; drittens, daſs, wenn es ganz unverbesserlich wäre, noch immer eine groſse Kluft zwischen dem Projekt und der bedingten fysisch-moralischen Möglichkeit seiner Ausführung übrig bliebe; viertens, daſs, wenn auch diese Kluft ausgefüllt werden könnte, doch immer wenigstens der vierte Theil des bevorstehenden neunzehnten Jahrhunderts darauf gehen muſs, bis die neuen

Franzosen, denen diese Konstituzion anpassen und wohl bekommen soll, gezeugt, geboren, groſs gezogen, gebildet und fertig gemacht seyn können; — und daſs also, fünftens, zehen gegen Eins zu wetten ist, daſs unsre eben so flatterhaften als industriösen Gallofranken bis dahin wenigstens noch ein oder zwey Dutzend neue Konstituzionen gemacht haben, und diejenige, über welche sie in diesem Augenblick ein so frohlockendes Gekakel erheben, eben so rein vergessen haben werden, als sie die unendlichen Eidschwüre vergessen haben, wodurch sie sich in den Jahren 1790 und 91 so oft und so feierlich verpflichteten, der ersten Konstituzion und Ludwig dem Sechzehnten getreu zu bleiben.

Sie, lieber ***, scheinen mir zwar aus der allgemeinen Bereitwilligkeit und Freude, womit diese auf Freyheit und Gleichheit gebaute Jakobinische Konstituzion bereits von den meisten Distrikten und Municipalitäten angenommen worden ist, eine günstigere Vermuthung für die Dauer derselben zu ziehen. Aber sollte Ihr gutherziger Wunsch, eine schon so oft betrogne, schon so lange und so übel von Freunden und Feinden gemiſshandelte Nazion

endlich einmahl (auf welche Weise es auch sey) wieder beruhigt und nach ihrer eignen Vorstellungsart glücklich zu sehen, Ihrem Kopfe nicht einen kleinen Streich gespielt haben?

Die Jakobiner — die überhaupt während der ganzen Revoluzion die einzigen waren, die immer konsequent gehandelt, ihren ganzen Plan auf richtige Begriffe von dem, was das Volk allenthalben, und besonders was es in Frankreich ist, gegründet, und diesen Plan nie aus den Augen verloren haben — die Jakobiner, sage ich, rechneten freylich sehr richtig, da sie ihrem so eilfertig zur Welt gebrachten Kinde die beste Aufnahmen versprachen. Sie wuſsten, wie unbeschreiblich die Sehnsucht der Nazion nach einer Verfassung ist, die den immer unerträglicher werdenden Übeln der bisherigen Anarchie ein Ende mache. Sie wuſsten recht gut, daſs eine jede Konstituzion, — gleich viel was für eine — wenn sie nur die Worte Freyheit und Gleichheit mit recht groſsen Buchstaben an der Stirne führe, ihrer Absicht genug thun, die Unternehmungen der Girondisten und Royalisten vereiteln, und (wenigstens wieder eine Zeit lang) die willkührliche Vormund-

schaft über einen vier und zwanzig Millionen-köpfigen Suverän in ihren Händen erhalten werde. Sie eilten also über Hals über Kopf, dieses eben so einzige als zuverlässige Mittel, wodurch sie zugleich sich selbst retten und ihre Feinde vernichten konnten, fertig zu machen; und binnen wenigen Tagen war es fertig, approbiert, dekretiert, gedruckt und in ganz Frankreich zur Sankzion des Volks, ihres Suveräns und Herrn-Gottes, verbreitet. Überall wurde diese neue Konstituzion von Jakobinern und Sanküloten mit Entzücken aufgenommen, ja in vielen Municipalitäten bevor man noch wuſste was ihr Inhalt war. Warum das? als eben darum, weil sie diese Aufnahme — nicht ihrer innern Güte und Vortrefflichkeit zu danken hatte: sondern weil das Ding, was man dem Volke brachte, eine Konstituzion hieſs, d. i. weil das Volk, seines elenden Zustandes herzlich müde, mit dem Worte Konstituzion die Vorstellung von wiederkehrender Ordnung, Ruhe und Sicherheit und (was die Sanküloten und Bettler, als die dermahlige Majorität der Nazion, besonders betrifft) die lachenden Bilder aller der Vortheile, womit

die Wörter Freyheit und Gleichheit ihrer Einbildung schmeicheln, zu verbinden gewohnt ist.

Was Wunder also, dafs die Nazionalversammlung von allen Orten und Enden nichts als Danksagungen für die unaussprechliche Wohlthat, womit sie das Französische Volk beseliget habe, empfängt? Wie sollte es anders seyn? Diejenigen, die im Stande wären das Werk mit Kenntnifs der Sachen zu prüfen und zu beurtheilen, machen eine unendlich kleine Minorität aus, und wissen nur zu wohl, wie es ihnen ergehen würde, wenn sie sich dem reifsenden Volksstrom entgegen stemmen wollten. In allen Municipalitäten giebt es Jakobiner, die über die Gemüther der Sankülotten herrschen, und im Nahmen der Republik auch über ihre Fäuste disponieren können. Sechzehn Millionen Sankülotten (denn so stark kann man sie, Weiber und Kinder mit eingeschlossen, aufs wenigste sicher rechnen) geben den Jakobinern ein furchtbares Übergewicht. Vergebens werden Brissot und Barbaroux, Roland und Petion, Guadet und Gensonné, mit allem ihrem Anhang, sich einer solchen Übermacht entgegen thürmen. Ihr Schicksal ist leicht

voraus zu sehen. Da sie von der herrschenden Partey mit den La Fayette und Rochefoucault, mit den Barnave und Vaublanc und Dumas (die doch um so viel besser waren als sie) in Eine Rubrik geworfen werden, so werden sie auch gleichen Ausgang mit jenen haben. Es ist Natur der Sache. Was sie ausrichten wollen, müſsten sie durch Sankülotten ausrichten: aber auf diese kann niemand, der seinen Arm gegen die Jakobiner aufhebt, auch nur einen Tag sicher rechnen; und es ist daher unbegreiflich, wie Felix Wimpfen, der sich neuerlich zum Schampion der Anti-Jakobiner zu Caen aufgeworfen hat, hoffen konnte, daſs es ihm besser ergehen werde, als dem einst angebeteten La Fayette, oder dem auf sich selbst und seine Linientruppen so zuversichtlich trotzenden Dumouriez?

Neue Erfahrungen werden bald genug bestätigen, was ältere uns schon gelehrt haben sollten. Ich wiederhohle es: es ist so, weil es nicht anders seyn kann. Jakobiner und Sankülotten sind *Correlata*, deren keines des andern entbehren kann: ohne diese würden jene nicht willkührlich tyrannisieren,

diese ohne jene nicht das suveräne Volk seyn. Es läſst sich kein stärkeres Band denken als das Band, das die viermahl hundert tausend Jakobiner in Frankreich mit den sechzehn Millionen Sankülotten vereiniget; und ich bin so gewiſs als man es von einer zufälligen künftigen Sache seyn kann, daſs beide nur unter den Ruinen ihres Vaterlandes aufhören werden zu seyn was sie sind.

Ich halte also (um mich kurz zu fassen) die neue Konstituzion zwar für ein übereiltes unhaltbares Werk, welches früher oder später entweder von seinen Baumeistern wieder eingerissen werden, oder in sich selbst zusammen fallen wird, aber desto dauerhafter scheint mir die auf suveräne Sankülotterie gegründete Tyrannie der Jakobiner zu seyn; und ich bin weit entfernt den Gerüchten zu glauben, die uns, seit dem Tode des wahnsinnigen und aussätzigen Volksfreundes Marat, die nahe Zerstörung jenes verruchten Ordens ankündigen; wiewohl ich solche eben so herzlich wünsche, als ich überhaupt allen Despotismus (wo, wie und unter welchem Nahmen oder rechtlichem Behelf er über die vernunftfähigen

Bewohner des Erdbodens tyrannisieren mag) zu Grabe singen helfen möchte.

Fragen Sie mich aber nicht, was aus allem diesem endlich werden könne oder müsse? Denn die Antwort geht über meine Fähigkeit. Was mir indessen sehr wahrscheinlich vorkommt, ist: daſs, wofern sich in irgend einem unbekannten Winkel Frankreichs irgend ein verborgener Dschengis befände, der in aller Stille einen jungen Tifan 42) aufzöge und bildete, dieser neue Tifan, wenn er endlich zur rechten Zeit hervor träte, alle Herzen (so viele die Revoluzion noch übrig gelassen hätte) erobern, über Jakobinismus und Sanküloterie triumfieren, und der Stifter einer neuen, bessern und wieder einige Zeit dauernden Ordnung der Dinge in Frankreich (vielleicht, durch sein Beyspiel, in ganz Europa) werden würde.

„Wie vieles (sagt Euripides) richten die Götter aus, das wir nicht gehofft hatten! Was unsers Bedünkens geschehen sollte, erfolgt nicht, und für das, was uns unglaub-

42) Man sehe den goldnen Spiegel im zweyten Theile.

lich schien, findet Gott einen Weg." — Möchte sich doch dieser fromme Glaube auch durch den Ausgang der gegenwärtigen Welthändel bestätigen!

IV.

Ich bitte Sie, lieber * * *, sprechen Sie mir nichts mehr von neuen Konstituzionen! Eine alte Konstituzion, sie möchte so schlecht seyn als sie wollte, wenn die Menschen, denen sie gegeben worden oder die sie sich selbst gegeben hätten, nur vernünftig und redlich genug wären jeder seine Pflicht zu thun, würde immer gut genug, und eben darum, weil sie alt wäre, nur desto besser seyn. Glauben Sie mir, in der Verderbniſs und Verkehrtheit der Menschen steckt die Quelle des Übels, die durch keine Konstituzion verstopft werden wird noch werden kann, wenn gleich alle Konstituzionenmacher, von Hermes Trismegistus und Minos dem Ersten an bis auf die Französischen Gesetzgeber, welche für die verunglückte Konstituzion von 1791 mit ihrem

Kopfe bezahlen mufsten, aus ihren Gräbern hervor gingen, und mit vereinigten Kräften die vollkommenste aller Konstituzionen, die durch Menschenwitz erdacht werden mag, heraus klügeln würden. Sie würde doch immer weder mehr noch weniger als eine Utopische Republik seyn, so lange das grofse Arkanum, „die Majorität der Menschen vernünftig und rechtschaffen zu machen,“ unerfunden bleiben wird.

Sagen Sie mir nicht: Eben darum, weil die Menschen das nicht sind, bedürfen sie einer Konstituzion, d. i. einer künstlich zusammen gesetzten politischen Maschinerie, deren Springfedern, Räder und Gewichte sie, ohne dafs die meisten wissen wie es zugeht, nöthigen ihre Pflichten zu erfüllen, und, gern oder ungern, das Beste des Ganzen zu befördern, indem sie blofs für ihr Privatinteresse zu arbeiten glauben.

Das ist bald gesagt, mein Freund. — Aber hat nicht die Erfahrung von mehr als vier tausend Jahren auf dem ganzen Erdboden gezeigt, dafs es mit allen diesen politischen Maschinen nichts als Stück- und Flickwerk ist? dafs keine ihrem Endzwecke ein Genüge

thut? dafs man noch keine gesehen hat, die nicht früher oder später in Unordnung gerathen, bald zu schnell, bald zu langsam gegangen und zuletzt ganz ins Stocken gekommen wäre? Und wahrlich es braucht keines sehr tiefsinnigen Nachdenkens, um den Grund, warum es immer so seyn mufste, heraus zu bringen. Denn das ganze Geheimnifs liegt darin: dafs der Mensch selbst keine Maschine ist. Ein freyes Wesen kann seiner Natur nach durch kein Maschinenwerk, wie fein und künstlich es auch ausgedacht sey, zum Zweck seines Daseyns gebracht werden; weil es ewig unmöglich bleiben wird, diesen Zweck jemahls durch andere Mittel als durch den richtigen Gebrauch seiner Vernunft und seines freyen Willens zu erhalten.

Sie sehen wohl ohne mein Erinnern ein, dafs ich damit nicht habe behaupten wollen, die Menschen, so wie sie sind, würden eben so gut thun unter gar keiner bürgerlichen Regierung zu leben. Diese Absurdität folgt keineswegs aus meiner obigen Behauptung. Alles was darauf folgt ist blofs: dafs eine auf freywillig angenommenen Grundsätzen ruhende Regierungsform bey weitem nicht

hinlänglich ist einen Staat glücklich zu machen; und daſs es also ein groſser Irrthum ist, sich einzubilden, man hätte Alles oder auch nur das Wichtigste gethan, wenn man einem Volke, das sich bey seiner dermahligen Staatsverfassung übel befindet, eine andere, bessere, oder vielmehr besser scheinende, geben könnte. Der hierbey vorwaltende Irrthum ist zweyfach: denn man irrt sich, wenn man die dermahlige Verfassung für die Ursache hält, warum sich das Volk übel befindet; und man irrt sich nicht weniger, wenn man glaubt, es bedürfe nur einer andern seinen Wünschen angemeſsneren, um sich künftig wohl zu befinden.

Nehmen wir den Fall an: eine Nazion gerathe (wie zum Beyspiel die Französische in unsern Tagen) unter einer uneingeschränkten monarchischen Verfassung stufenweise in so elende Umstände, daſs sie sich nicht anders als durch ein verzweifeltes Mittel retten zu können glaube. Vermöge einer dem rohern Theile der Menschen sehr natürlichen Art zu schlieſsen, kann sie leicht auf den Gedanken gerathen: da wir uns unter einem uneingeschränkten Könige so übel befunden

haben, so wird uns durch eine Verfassung, die sich so weit als möglich von der monarchischen entfernt, desto gewisser und vollständiger geholfen werden. Gesetzt nun, sie gäbe sich in dieser Hoffnung eine demokratische Konstituzion, was gewänne sie dadurch? Beym ersten Anblick freylich sehr viel; denn sie sähe sich nun auf einmahl von allen Arten monarchischer und aristokratischer Bedrückung befreyt. Aber ehe sie noch Zeit gehabt hätte die Früchte einzuernten, würde sie durch eine traurige Erfahrung belehrt werden, daſs sie bey der Veränderung nichts gewonnen habe, was sie nicht mit dem Verlust eines Vortheils bezahlen müsse, dessen Werth sie nun erst durch die Entbehrung gehörig schätzen lernen würde; und daſs (alles aufs billigste berechnet) die Gebrechen und Übel einer popularen Regierung in einem sehr groſsen Staate das ärgste, was ein Volk in unsern Tagen von einem unweisen oder nach cyklopischen Grundsätzen regierenden Alleinherrscher zu leiden haben kann, so auffallend überwiegen, daſs nur herrsch- und raubsüchtige Demagogen auf der einen Seite, und der roheste, dürftigste, sitten-

loseste, kurz in jeder Betrachtung schlechteste Theil der untersten Volksklassen auf der andern, die Fortdauer einer solchen Verfassung wünschen können, worin der bessere Theil der Bürger seines Eigenthums, seiner Freyheit und seines Lebens nur so lange als es jenen Demagogen und diesen Sankülotten gefällt, d. i. keinen Augenblick, sicher ist.

Wenn man nicht die stärksten Gründe hätte, die meisten Urheber der Revoluzion vom 10ten August 1792 für Bösewichter zu halten, so würde ich sagen: Es war lächerlich und kindisch, die Monarchie für die Ursache alles Übels in Frankreich zu erklären. Sie war es nicht mehr als es die Demokratie dermahlen ist; denn eine Monarchie, in welcher der Staat blühend und das Volk glücklich ist, ist wenigstens eben so denkbar, als eine Demokratie, die diese Bedingung erfüllt; oder, mit andern Worten, wenn Monarchie und Demokratie das wirklich sind was sie seyn sollen, so kann ein Volk, in so fern es zur Glückseligkeit geeigenschaftet ist, unter beiden Verfassungen glücklich seyn. Aber diese

Bedingung ist der Punkt, worauf es ankommt. Nicht die Monarchie, sondern die Laster und die tiefe sittliche Verdorbenheit aller Stände und Klassen waren das, was Frankreich von Stufe zu Stufe so weit herunter brachte, daſs der Hof selbst sich zuletzt gezwungen sah, die Nazion zur Rettung des Staats aufzufordern: und eben diese Laster, eben diese tiefe moralische Verdorbenheit, welche sie in die neue Staatsverfassung mitbringt, macht die Hoffnung, durch die Demokratie glücklich zu werden, zur lächerlichsten aller Schimären. Denn, um dieſs durch die Demokratie zu werden, müſste die Französische Nazion nicht bloſs moralisch besser, sie müſste gänzlich umgeschaffen werden. Dieser unbeschreibliche Leichtsinn, diese unbändige Hitze, diese Unbeständigkeit, Hoffart und Eitelkeit, mit Einem Worte, dieser in den bekannten Horazischen Versen so treffend gezeichnete Jünglingskarakter, 43) der die Französische

43) Er nimmt wie Wachs des Bösen Eindruck an,
Weist guten Rath und Warnung trotzig ab,
Denkt immer an das nützlichste zuletzt,

Nazion vor allen andern auszeichnet, ist mit der Demokratie ganz unverträglich. Eine gute monarchische Regierung kann ihn zur Noth in Schranken halten, ja sogar durch eine weise Leitung zum Vortheil des Staats benutzen. Aber wie sollte ein Volk mit einem solchen brausenden Jünglingskarakter jemahls sich selbst regieren, sein eigener Gesetzgeber und Unterthan zugleich seyn können?

Da es also nicht auf die Konstituzion, nicht auf monarchische oder populare Regierungsform, sondern auf die Beschaffenheit des Kopfes und Herzens, auf die Denkart, Gesinnungen und Sitten der Einwohner eines Staats ankommt, wenn häusliche Glückseligkeit in den einzelnen Familien, und wahrer dauerhafter Wohlstand im Ganzen, wovon

Verstreut sein Geld wie Sand, ist stolz und rasch
In seinen Leidenschaften, aber läfst,
Was er mit Hitze kaum geliebt, gleich schnell
Für etwas neues, das ihn anlockt, fahren.

Horaz, Epistel an die Pisonen.

jene die Elemente sind, auch nur als möglich sollen gedacht werden können: so lassen Sie uns doch endlich einmahl aufhören, dem was man die Konstituzion eines Staats nennt eine so grofse Wichtigkeit beyzulegen, und, je nachdem die Französischen Volksredner, denen man seit einigen Jahren so gefällig zuhört, uns die Köpfe mehr oder weniger erhitzt haben, so viel Dinge zu sagen und zu schreiben, die — wofern sie nicht blofs in den Wind hinein gesprochen seyn sollen — kaum eine andere Tendenz haben können, als unsere guten Deutschen mit ihrer gegenwärtigen Verfassung unzufrieden zu machen, und die eitle Hoffnung in ihnen zu erwecken, dafs sie unter einer andern glücklicher seyn würden.

Man kann es nicht oft genug wiederhohlen, oder vielmehr, es ist eine Wahrheit, die man so lange predigen und den Menschen auf alle nur ersinnliche Weise anschaulich zu machen und einzuprägen suchen mufs, bis sie endlich Wirkung thut: „Die Menschen können nur dadurch glücklicher werden, wenn sie vernünftiger und moralischer werden.“ Mit dieser

Bedingung werden sie sich unter jeder Staatsverfassung und Regierungsform, die nicht ganz so barbarisch als die Japanische ist, besser befinden, als ohne sie unter der vollkommensten, die irgend ein Plato oder Aristoteles auszudenken vermöchte. Und, was das Wichtigste ist, diese Bedingung der Glückseligkeit ist in unserer Macht; da hingegen der Erfolg einer gewaltsamen Revoluzion nicht in unsrer Macht steht, wie gut und rein auch Anfangs die Absichten derjenigen gewesen seyn möchten, die sich durch die schwärmerische Hoffnung der herrlichen Folgen einer neuen Ordnung der Dinge zum Umsturz der alten verleiten ließen.

Ich sagte oben, „eine alte Konstituzion sey eben darum, weil sie alt ist, desto besser," — als eine neue nehmlich, die auf den Trümmern der alten errichtet würde; und indem ich es hinschrieb, fühlte ich, daß Sie über eine so paradoxe Behauptung stutzen würden. — Sie trauen mir hoffentlich zu, daß ich weder diesen Satz, noch den allgemeinern, worauf er sich gründet, ohne alle Einschränkung und genauere Bestimmung angenommen wissen wolle: dafür aber wird Ihnen auch,

was daran wahr ist, und in wie fern es wahr ist, bey näherer Erwägung leicht in die Augen fallen.

Überhaupt, denke ich, würde eine politische Verfassung nie alt geworden seyn, würde es gar nicht haben werden können, wenn sie dem Temperament und Karakter, der Lage und den Umständen des Volkes, bey welchem sie alt wurde, nicht besonders und mehr als irgend eine andere angemessen gewesen wäre. Und dann ist es eine durch die ganze Geschichte der Menschheit bestätigte Erfahrungswahrheit, daſs die Menschen sich, so wie nach und nach an jedes Klima und an jede Art sich zu nähren und zu kleiden, eben so auch an jede Art von bürgerlicher Verfassung und Regierungsform gewöhnen, in jeder bald das, was sie Vortheilhaftes für sie hat, zu benutzen wissen, das Nachtheilige hingegen, und sowohl die von ihr unzertrennlichen als die aus zufälligen Miſsbräuchen entspringenden Übel durch die Gewohnheit erträglich, ja zum Theil ganz unmerklich finden. —

„Desto schlimmer! — (höre ich Sie mit Unwillen ausrufen) Eben dieſs ist das stärkste, was gegen die Verfassungen, denen

Sie, wie es scheint, das Wort reden wollen, gesagt werden kann."

Nicht so voreilig, lieber Freund! Ihre Einwendung könnte mich nur dann treffen, wenn ich aus den beiden so eben angeführten Erfahrungssätzen die Folge ziehen wollte, „daſs die Gebrechen und Miſsbräuche einer Staatsverfassung, die schon lange gedauert hat, und eben deſswegen mancher Ausbesserung benöthigt seyn muſs, eben so heilig seyn müſsten als die Grundgesetze dieser Verfassung selbst." Natürlicher Weise werde ich mich einer so widersinnigen Behauptung nie schuldig machen: sie folgt aber auch keineswegs aus den Sätzen, worauf ich meine Meinung, daſs eine alte Konstituzion (nicht zu vergessen, unter der beygefügten ausdrücklichen Bedingung) besser als eine neue sey, gegründet habe. Unläugbar war jede alte Verfassung ursprünglich der Lage des Volkes, das sich ihr unterwarf, angemessen; und je mehr sie dieſs war, desto leichter gewöhnte sich das Volk an sie. Beides giebt überwiegende Gründe gegen jeden Versuch, sie gewaltsamer Weise mit einer neuen zu vertauschen, als welche nicht nur alle, die mit der alten zufrie-

den waren, gegen sich haben, sondern auch dem Karakter, den Sitten, der Vorstellungsart, und einer Menge zur andern Natur gewordenen Gewohnheiten des Volkes überhaupt um so weniger angemessen seyn wird, je weiter sie sich von der alten entfernt.

Aber, giebt es denn keine andern Mittel und Wege, den Mängeln, Gebrechen und Mifsbräuchen einer alten Verfassung abzuhelfen, als einen gewaltsamen Umsturz? — Allerdings ist es Natur der Sache, dafs auch die beste Konstituzion, deren ein Volk unter gegebenen Umständen fähig war, mit der Länge der Zeit und unter veränderten Umständen der Ausbesserung benöthigt seyn mufs. Aber eine Verfassung müfste auch gar nichts taugen, wenn sie nicht schon in sich selbst Kräfte und Mittel hätte, ihrer Verderbnifs zu widerstehen und sich selbst auszubessern: und ein Volk, unter welchem nicht so viel Vernunft und Rechtschaffenheit ist als dazu gehört, den Gebrechen der Staatsverwaltung oder der Verfassung selbst, durch gelindere und zweckmäfsigere Mittel als Aufstand, Empörung und Umsturz der gegenwärtigen Ordnung, zu Hülfe zu kommen, ein

solches Volk ist noch gar nicht fähig sich eine bessere Verfassung zu geben. Denn eben dadurch, daſs es durch fysische Gewalt erzwingen will, was die Vernunft allein durch die sanfte, langsam wirkende, aber endlich unwiderstehliche Macht der Überzeugung zu Stande bringen kann und wird, beweist es, wie tief es noch unter derjenigen Stufe von Aufklärung und Humanität stehe, auf welcher ein Volk stehen muſs, um über sein wahres Interesse richtig zu urtheilen, und sich selbst gründlich helfen zu können.

Sie sehen, lieber * * *, wohin ich ziele. Es ist der ewige *Refrein* aller meiner politischen Träume und das Resultat alles dessen, was mich die groſse Regenten - und Völkerschule, die Französische Staatszerrüttung, seit fünf Jahren gelehrt hat. Kurz, wir befinden uns wieder auf dem nehmlichen Punkte, von dem ich ausging. Soll es jemahls besser um die Menschheit stehen, so muſs die Reform nicht bey Regierungsformen und Konstituzionen, sondern bey den einzelnen Menschen anfangen. So wie diese in allen Ständen und Klassen vernünftig genug seyn werden ihr wahres Interesse zu kennen,

so werdsn sie auch besser, und so wie sie besser sind, werden sie auch glücklicher seyn. Denn die reichste Quelle alles menschlichen Elends ist nicht aufser uns, sondern liegt in dem Mangel eines richtigen Begriffs von unsrer Natur und Bestimmung, in der falschen Schätzung des Werths der äufsern Dinge, in dem Übergewichte des thierischen Theils über den vernünftigen, in der Verdorbenheit der Sitten, in der täglich zunehmenden Weichlichkeit, Trägheit, Üppigkeit, Abstumpfung des moralischen Gefühls und in der Egoisterey, die sich von den höhern Klassen immer mehr und mehr auf die niedrigern ergiefsen. Wer kein tiefes Gefühl von seinen Pflichten hat, kann keinen richtigen Begriff von seinen Rechten haben. Wer fähig ist zu thun was die Würde der menschlichen Natur schändet, der ist auch fähig zu leiden was kein Mensch leiden soll, und verdient es zu leiden. Denn der Sklave seiner eigenen Leidenschaften hat keinen gegründeten Anspruch an eine Freyheit zu machen, die er nur zu seinem eigenen und anderer Menschen Verderben anwenden würde.

Ist alles dieſs unläugbar, so freuen Sie Sich mit mir, mein Freund, daſs die unnachläſslichen Bedingungen der besondern und allgemeinen Glückseligkeit so ganz in unsrer Gewalt sind. Denn moralisch gut zu seyn, hängt lediglich davon ab, daſs man es ernstlich seyn wolle; und was erfordert wird, um sich von den schädlichsten Irrthümern zu befreyen und zur Erkenntniſs der nöthigsten und heilsamsten Wahrheiten zu gelangen, ist in unsern Tagen immer leichter zu erhalten, da die Mittel dazu immer allgemeiner verbreitet werden. Wie langsam auch vermittelst dieser Fortschritte der Vernunft die Verbesserung und Veredlung der Menschen zu Stande kommen mag, genug sie ist im Werke, und nur ein erklärter Feind alles Guten, oder ein Thor der nicht weiſs was er thut, kann sich ihrem unaufhaltbaren Gange absichtlich in den Weg stellen wollen.

Ich kenne, wenn die Rede von der ungeheuren Menge von Übeln ist, die das Menschengeschlecht drücken, und in welcher ein Anhänger der Epikurischen und Diderotischen Filosofie ein unauflösliches Argument gegen das Daseyn Gottes zu finden glaubt,

keine bessere Antwort als diese: *Il y a des maux horribles, mes amis; eh bien, n' en augmentons pas le nombre!* 44) Lassen Sie uns diesen Zuruf auch auf die Übel anwenden, die den politischen Schwärmern unsrer Zeit zum Vorwand eines Antimonarchismus dienen, der (wie wir sehen) binnen vier Jahren gröſseres Elend auf Frankreich zusammen gehäuft hat, als alle seine Könige von Klovis bis auf Ludwig den Sechzehnten binnen dreyzehn Jahrhunderten. Der Ungerechtigkeiten, der Thorheiten, der Miſsbräuche aller Art sind nur allzu viele unter der Sonne; nun denn, mein Freund, so wollen wir wenigstens uns hüten ihre Anzahl zu vermehren!

44) Worte des ehrwürdigen Freind in *Voltaires Histoire de Jenni. Oeuvres compl. Vol. XLV. p.* 319.

VIII.

ÜBER
DEUTSCHEN PATRIOTISMUS.

Betrachtungungen, Fragen und Zweifel.

Geschrieben im May 1793.

Man kann über eine Sache nur in so weit denken, als man deutliche Begriffe von ihr hat: wo diese aufhören, fängt die Unwissenheit an; die Tugend des Unwissenden aber ist Fragen und Bescheid annehmen. Nun gebricht es zwar einem Frager selten an einem fertigen Antworter: allein dafür geschieht es auch öfters, daſs die erhaltene Antwort den Fragenden nicht befriedigt; es sey nun, daſs der Fehler an ihm oder an dem

Antworter oder an der Natur und Schwierigkeit der Sache liege. In diesem Fall entstehen in dem Verstande des Unwissenden Zweifel, welche zu neuen Fragen Anlaſs geben, und dem, der das Amt zu antworten über sich genommen hat, zuweilen sehr beschwerlich fallen. Indessen, da diese Zweifel nicht nothwendig einen bösen Willen zur Quelle haben, sondern gar wohl bloſse Äuſserungen des natürlichen Bedürfnisses eines noch unbefriedigten Verstandes seyn können, und da kein Naturgesetz vorhanden ist, kraft dessen alle Vorstellungen oder Gründe, welche einen Menschen zu überzeugen hinlänglich sind, auch einen andern überzeugen müssen; so scheinen die Antworter nicht immer untadelig zu seyn, wenn sie über die Zweifel der Frager ungehalten werden: und, wiewohl nicht zu läugnen ist, daſs es für jene bequemer wäre, wenn der Verstand der letztern sich auf die erste beste Antwort gleich zum Ziel legte, und es daher auch ganz natürlich ist, daſs sie es lieber mit Leuten, die ihnen auf ihr Wort und ehrliches Gesicht glauben, als mit solchen, deren Zweifel nur der Überzeugung weichen, zu thun haben; so scheint

dieſs dennoch keine hinlängliche Ursache zu seyn, das Zweifeln überhaupt unter die Sünden zu stellen, welche man dem lieben Gott in der öffentlichen Beichte zu bekennen und abzubitten pflegt, und es dadurch zu einer verhaſsten, das Gewissen beunruhigenden, ja wohl gar ärgerlichen und der Ketzerey nahe kommenden Sache zu machen.

Was mich auf diese Betrachtung gebracht hat, will ich ohne längere Umschweife aufrichtig bekennen. Ich habe seit einigen Jahren so viel schönes von Deutschem Patriotismus und Deutschen Patrioten rühmen gehört, und die Anzahl der wackern Leute, die sich für diese Modetugend erklären und nützlichen Gebrauch von ihr machen, nimmt von Tag zu Tage so sehr überhand, daſs ich — wäre es auch nur um nicht zuletzt allein zu bleiben — wohl wünschen möchte, auch ein Deutscher Patriot zu werden. An gutem Willeu mangelt es mir ganz und gar nicht: nur habe ich es bisher noch nicht so weit bringen können, mir von dem, was man einen Deutschen Patrioten nennt, und von den Pflichten desselben, und wie diese Pflichten mit einigem Erfolg in Aus-

übung zu bringen und mit denjenigen zu vereinigen seyn möchten, die ich (vielleicht aus einem Vorurtheil der Erziehung) auch den übrigen Völkern — schuldig zu seyn vermeine, — einen deutlichen und rechtgläubigen Begriff zu machen.

In meiner Kindheit wurde mir zwar viel von allerley Pflichten vorgesagt; aber von der Pflicht, ein Deutscher Patriot zu seyn, war damahls so wenig die Rede, daſs ich mich nicht entsinnen kann, das Wort Deutsch (Deutschheit war noch ein völlig unbekanntes Wort) jemahls ehrenhalber nennen gehört zu haben.

Nun ist zwar an dem, daſs es mir bey zunehmendem Alter und Verstande an Gelegenheit nicht fehlte, das Deutsche Reich, zu welchem (wie ich endlich zu merken anfing) auch meine werthe Vaterstadt gerechnet wird, nach seiner ältesten, spätern, neuern und neuesten Verfassung, und die Deutsche Nazion, nach allem was sich zu ihrem Vortheil und Nachtheil sagen läſst, etwas näher kennen zu lernen: allein ich muſs gestehen, daſs mir alle diese Kenntnisse über das, was unter

Deutschem Patriotismus eigentlich zu verstehen sey, wenig Licht gegeben haben.

Insonderheit will und kann ich nicht läugnen, daſs die Vorstellungsart, die ich über Vaterland und Vaterlandsliebe, und über den schönen Tod fürs Vaterland, oder das berühmte

Dulce et decorum est pro Patria mori!

Süſs und ruhmwerth ists sterben fürs
Vaterland!

aus dem Lesen der alten Griechen und Römer unvermerkt einsog, nicht sehr geschickt war, mich auf den Gedanken zu bringen, daſs diese Altgriechischen Tugenden oder Gefühle so leicht auf Deutschen Grund und Boden verpflanzt werden könnten, oder, falls man es ja versuchen wollte, sonderliche Früchte tragen würden.

Um mich hierüber etwas bestimmter erklären zu können, muſs ich um Erlaubniſs bitten, etwas weit ausholen zu dürfen.

Als der groſse Persische König Xerxes mit einer unzählbaren Heeresmacht in das Innere von Griechenland eindrang, bestand der vornehmste Theil desselben aus einer Menge

freyer Städte, die an Gröſse und Macht (alles moralische abgerechnet) wenig mehr waren, als was unsere Deutschen Reichsstädte in ihrer glücklichsten Epoke (wo patriotischer Geist auch in ihnen athmete, und Verfassung sowohl als Zeitumstände sie noch vor drückenden Nachbarn schützten) gewesen sind; die aber freylich, theils durch ihre innere Einrichtung, vornehmlich aber durch den Geist und die Naturgaben ihrer Einwohner, Vorzüge hatten, welche einen beträchtlichen Unterschied machten.

Diese kleinen Freystaaten befanden sich mächtig wohl bey ihrer Unabhängigkeit; und der Gedanke, sich dem Könige von Persien zum Eigenthum, oder, was damahls für einerley galt, zu Sklaven zu ergeben, war etwas, das ihnen eben so wenig einfallen konnte, als sich zum Spaſs die Nasen abzuschneiden. Da war also nichts andres zu thun, als für ihre Freyheit und für ihr Eigenthum, für ihre angeerbten Tempel und Hausgötter, für ihren Hof und Herd, ihre Weiber, Kinder und grauen Ältern, kurz, für alles, was einem edeln, freyen, im Genusse seiner angebornen Rechte, seines väterlichen Erbgutes und seiner

häuslichen Freuden glücklichen Manne das Liebste ist, sich bis auf den letzten Tropfen Bluts zu wehren. Und diese Entschlieſsung der Griechen — eine sehr simple Wirkung einer sehr begreiflichen Vaterlandsliebe — war an ihnen um so natürlicher, weil sie gröſsten Theils von Geburt, Stand und Erziehung Athleten und Kriegsmänner waren, die von Kindesbeinen an keine andre Arbeit, ja selbst keine andere Spiele als kriegerische, gekannt hatten, und weil überdieſs in der damahligen Welt noch eine Art sich zu bewaffnen und Krieg zu führen üblich war, wo persönlicher Muth, Tapferkeit, Behendigkeit und Geschicklichkeit ihrem Besitzer noch eine Art von Gewähr für sein Leben leisteten.

Indessen muſste doch jede Griechische Stadt oder Völkerschaft beym ersten Anblick einsehen, daſs sie für sich allein, gegen einen Feind, der durch seine ungeheure Menge fürchterlich war, nichts vermögen würde. Nur vereiniget konnten eben diese Griechen, welche Xerxes einzeln vernichtet hätte, vernünftiger Weise hoffen, ihm einen siegreichen Widerstand zu thun.

Sie vereinigten sich also; und in diesem Augenblicke schwieg jede Privatleidenschaft, jede Erinnerung alter Beleidigungen oder frischer Beschwerden, alle Eifersucht, alles Mifstrauen, vor dem Gefühl der gemeinen Noth: Eine Seele flammte auf einmahl in der ganzen Hellas auf. Athener und Spartaner, Euböer und Korinther, Thebaner und Plateer, fühlten jetzt blofs dafs sie Hellenen waren, und kämpften als Brüder um die Erhaltung und Freyheit des gemeinsamen Vaterlandes.

Diefs ist, wie jedermann weifs, Geschichte, und schien mir immer, seitdem ich das Verhältnifs zwischen Ursache und Wirkung einzusehen fähig war, sehr natürlich und begreiflich. Ähnliche Ursachen und Umstände haben zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen — wie z. B. bey den Helveziern und Batavern im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert — ähnliche Wirkungen von Patriotismus hervorgebracht.

Kaum aber war die gemeine Gefahr abgetrieben, kaum genossen die Griechen der ersten Früchte ihrer Siege: so sank jeder einzelne Freystaat gleichsam wieder in sich selbst

zurück. Der Gemeingeist, der so grofse Wunder gethan hatte, hörte auf zu wehen; die Hellenen wurden wieder Athener, Spartaner, Korinther, Euböer, Thebaner u. s. w. Jeder dachte wieder blofs auf sein Eigenes. Athen und Lacedämon kämpften wieder um die Ehre und die Vortheile dessen, was sie mit einem milden Worte die Hegemonie (das Direktorium) von Griechenland nannten, und was in der That nicht viel gelinder als eine drückende Oberherrschaft über die Bundsgenossen war. Die minder mächtigen Städte schlossen sich bald an diese, bald an jene an, je nachdem sie dabey am wenigsten zu verlieren oder am meisten zu gewinnen hofften. Kurz, der Privat-Patriotismus verschlang den allgemeinen eben so, wie endlich der Privat-Eigennutz auch den Privat-Patriotismus verschlang.

Bey allem dem aber erhielt sich doch unter den Griechen oder Hellenen überhaupt noch lange ein gewisser gemeiner vaterländischer Geist. Und wie hätte es anders seyn können? Ein gemeinsamer Ursprung, gemeinschaftlicher Ruhm, gemeinschaftliche Freyheit, gemeinschaftliche Götter und Feste, das Gericht

der Amfiktyonen, die Tempel zu Delfi, zu Olympia, zu Eleusis, und so viele andere, die allen Griechen gleich heilig waren, die grofsen periodischen Nazionalversammlungen bey den vierjährigen feierlichen Kampfspielen, — deren vornehmster Zweck und Nutzen war, die allenthalben her versammelten Griechen ihrer gegenseitigen Anverwandtschaft zu erinnern, und Wohlwollen und gutes Vernehmen sowohl unter den einzelnen Bürgern als unter den Städten und Gemeinheiten selbst zu unterhalten, — und vornehmlich die grofse und schöne Stadt Athen, die durch ihr hohes Alterthum, durch die geselligen und menschenfreundlichen Sitten ihrer Bürger, durch die Verdienste, die sie sich von jeher um die übrigen Griechen erworben, durch die Hochachtung und Belohnungen die sie allen Künsten und Talenten, die Freystaat, die sie den Unglücklichen, und die Vergnügungen und Annehmlichkeiten des Lebens, die sie den Glücklichen anbot, das Herz, der Mittelpunkt' und (nach dem Ausdrucke des Isokrates) der gemeinsame immer währende Versammlungsort aller Griechen

war, — alles dieſs muſste nothwendig seine Wirkung thun; und es wäre, ungeachtet ihrer Spaltung in so viele gröſsere und kleinere Staaten, und wiewohl das Privatinteresse unaufhörlich an dem gemeinschaftlichen Bande nagte, eben so unbegreiflich, wie dieses aus so vielen und starken Fäden gewebte Band weniger ausgehalten hätte, als es unbegreiflich und ein wahres moralisches und politisches Wunder wäre, wenn ein sehr groſser, aber aus äuſserst ungleichartigen und schwach zusammen hangenden Theilen bestehender Staatskörper, ohne jene mächtigen innern Kräfte und verbindenden Ursachen, von Einem vaterländischen Gemeingeiste beseelt, zusammen gehalten und geleitet werden sollte.

Ob nun dieser letztere Fall nicht gerade der unsrige sey? ist die erste Frage, die ich allen ehrlichen Deutschen, die sich selbst nicht mit leeren Worten täuschen wollen, sondern denen es um Wahrheit zu thun ist, ans Herz legen möchte.

Ich meines Orts gestehe, daſs sich mir starke Zweifel entgegen stellen, wenn ich diese Frage mit Nein beantworten will. Nicht nur mangelt es uns, däucht mich, beynahe

an allem, was die Nazion mit einem solchen patriotischen Gemeingeist beseelen könnte; sondern es finden sich auch in unsrer Verfassung und Lage stark entgegen wirkende Ursachen, welche das Daseyn eines solchen Geistes beynahe unmöglich zu machen, oder, falls er auch verborgener und unbegreiflicher Weise in unserm Mittel vorhanden wäre, wenigstens seiner Einwirkung zu widerstehen, und seinen Einfluſs auf etwas unendlich kleines herabzusetzen scheinen.

Wenn es bey Betrachtung einer so ernsthaften Sache erlaubt seyn muſs, die reine Wahrheit frey heraus zu sagen; wenn es sogar Pflicht ist, einer Nazion nicht mit Tugenden zu schmeicheln, die sie weder besitzt noch besitzen kann: was sollte uns hindern, frey zu gestehen, daſs, wofern sich ja noch hier und da etwas der Altgriechischen Vaterlandsliebe ähnliches in den einzelnen Staaten, woraus der groſse Germanische Körper besteht, regen sollte, nicht nur die Wirkung dieser lebendigen Kraft sehr gering, sondern auch bloſs auf den besondern, gröſsern oder kleinern Staat, als dessen unmittelbares Mitglied der angebliche Patriot sich betrachtet,

eingeschränkt ist. Es giebt vielleicht — oder vielmehr, es giebt ohne Zweifel, Märkische, Sächsische, Baierische, Würtembergische, Hamburgische, Nürnbergische, Frankfurtische Patrioten, u. s. w. Aber Deutsche Patrioten, die das ganze Deutsche Reich als ihr Vaterland lieben, über alles lieben, bereit sind, nicht etwa bloſs seiner Erhaltung und Beschützung gegen einen gemeinschaftlichen Feind, sondern auch, wenn die Gefahr vorüber ist, seinem Wohlstand, der Heilung seiner Gebrechen, der Beförderung seiner Aufnahme, seines innerlichen Flors, seines äuſserlichen Ansehens, beträchtliche Opfer darzubringen: wo sind sie? Wer zeigt, wer nennt sie uns? Was haben sie bereits gewirkt? und was kann man noch von ihnen erwarten?

Ich sprach von beträchtlichen Opfern: sollte dieſs etwa zu viel verlangt seyn? O gewiſs wäre es eine lächerliche Forderung an Egoisten und Machiavellisten, an kleine, eigennützige und gemeine Menschen! Aber hier ist ja die Rede von Patrioten.

Man pflegt wohl zu sagen: Worte gelten wie Geld; — und es schwimmt freylich unter

der Garantie des öffentlichen Zutrauens manches unächte Stück im Strom des allgemeinen Umlaufs mit fort. Aber, so angelegen es der politischen Gesellschaft ist zuverlässige Münze zu haben: so angelegen, und wahrlich ungleich angelegener, ist es den Menschen, als vernünftigen Wesen, (deren Wohl oder Weh von ihrer Denkart und Handlungsweise abhängt) weder falsche, noch blindlings nachgesprochne, noch hin und her schwankende Begriffe von ihren wichtigsten Angelegenheiten zu haben, sondern mit den Worten, womit sie diese Begriffe bezeichnen, einen festen, zuverlässigen und richtig gefaſsten Sinn zu verbinden.

Wir wollen uns also mit unserm vermeintlichen Patriotismus nicht zu viel schmeicheln. Vielleicht ist er bey den meisten, die eine gewisse Erziehung genossen haben, nur das Aggregat aller der Eindrücke, welche die Maximen und Beyspiele von Vaterlandsliebe, die sie in ihrer Jugend in den alten Schriftstellern lasen, auf ihre damahls noch weichen und unbefangenen Gemüther machten. Vielleicht ist es mit dieser Tugend, wie mit der unbegrenzten Wohlthätigkeit und Groſsmuth, von welcher gewöhnlich niemand

mit gröſsrer Wärme spricht, als Leute, die keinen Häller in der Tasche haben.

Wie an allen alten Weidsprüchen, so ist auch an diesem, „jeder Ort, wo uns wohl ist, ist unser Vaterland," (*patria est ubi bene est*) viel wahres: und es begreift sich daraus, warum wirklich noch in einzelnen Deutschen Staaten so etwas, das man, wo nicht Liebe zum Vaterlande, doch wenigstens Anhänglichkeit an dasselbe nennen kann, unter gewissen Umständen und für den Augenblick auch ungefähr etwas jener schönen Leidenschaft ähnliches zu wirken vermögend ist.

Ich erkläre mir zum Beyspiel hieraus (wiewohl hieraus nicht allein) die patriotischen Regungen, welche sich, mehr oder weniger, bey einigen Völkerschaften Germaniens gegen die Französischen Horden, die den schönsten Theil unsrer Rheingegenden überschwemmt hatten, von dem Augenblick an zu äuſsern anfingen, da unser Volk durch die Dekrete der dermahligen Nazionalversammlung vom 15ten und 21sten December vorigen Jahres, und durch die auf selbige gegründeten Handlungen der Französischen Heer-

und Hordenführer, augenscheinlich überzeugt zu werden anfing, dafs es diesen Desorganisierern aller bürgerlichen Ordnung wahrlich nicht um Verbesserung unsers Zustandes, sondern blofs darum zu thun sey, das Feuer des Aufruhrs und der Zwietracht, das schon vier Jahre in ihren eigenen Eingeweiden gewüthet, mit ihren allem Menschenverstande Hohn sprechenden sankülottischen Maximen auch unter uns zu verbreiten, und, indem sie auch unserm Volke die Köpfe verrückten, es zu Meinungen und Handlungen zu verführen, deren natürlichste Folgen allgemeines grenzenloses Elend und Verderben seyn würde.

Aber selbst hier wollen wir uns nicht täuschen. Weit weniger unserm Patriotismus, als dem unbegreiflichen Unsinne der Gallischen Schwärmer und Fakzionsmänner; weniger der Anhänglichkeit unsers Volks an das allgemeine Vaterland, als dem innigen Abscheu, den die schändliche Ermordung König Ludwigs des Sechzehnten, und die gewaltsam versuchte Einführung ihrer wahnsinnigen, den Nahmen der Demokratie beschimpfenden Sankülotterie in Brabant

und einigen Theilen von Deutschland, in den Gemüthern des Deutschen Volks erregte; weniger einer bey den meisten nicht möglichen Überzeugung von der Vortrefflichkeit unserer allgemeinen Verfassung, als einer vielleicht unnöthigen Furcht, auch das Gute, dessen Genuſs sie uns bisher gewährt hat, zu verlieren, und die Fackel der Zerstörung von jenen Wüthenden auch in unserm besondern Vaterlande schwingen zu sehen, ist es vielleicht zuzuschreiben, daſs sich seit dem Ende des vorigen Jahres, und besonders seit dem 21sten Januar des laufenden, eine so allgemein spürbare Äuſserung einer veränderten Vorstellungsart über die Französische Revoluzionssache gezeigt, und die zweydeutige Gleichgültigkeit oder die schwankende Gesinnung eines nicht unbeträchtlichen Theils unsrer Deutschen verdrängt hat. Auch ist schwerlich zu läugnen, daſs die Theilnahme an dem Unternehmen der groſsen Fürsten, welche den feindlich überfallnen Reichsständen zu Hülfe gezogen sind, sich dem reiſsenden Fortschritte der Desorganisierer entgegen gestellt haben, und im Begriff sind das Deutsche Vaterland von dieser Pest gänzlich zu befreyen,

noch lange nicht so lebhaft, der Eifer für die gemeine Sache noch lange nicht so wirklich und thätig ist, als er seyn müſste, wenn die Meinung derjenigen, die an dem Daseyn eines auf Nazionalgeist gegründeten Deutschen Patriotismus zweifeln, durch das, was jetzt unter unsern Augen vorgeht, sollte entkräftet werden können. Weder die Wirkungen noch die wahrscheinlichen Quellen dieser Theilnahme, dieses Eifers, sind so beschaffen, daſs wir Ursache hätten uns viel darauf zu gute zu thun.

Sollte ich etwa durch diese Behauptung den fanatischen Freyheits- und Gleichheitsschwärmern in Paris, welche die Existenz des Nazional-Patriotismus auſser ihrer im Fieber geträumten Demokratie für etwas unmögliches erklären, gewonnene Sache geben? — O gewiſs nicht! Niemand kann stärker als ich überzeugt seyn, daſs das, was den Patriotismus hervorbringt oder ausschlieſst, nicht das ist, was man die Form der Regierung nennt, in so fern sie monarchisch oder republikanisch, aristokratisch oder demokratisch, gemischt oder einfach ist. Niemand kann überzeugter seyn, daſs Patriotismus die natür-

liche Frucht einer auf die Gerechtigkeit der Gesetze und die Zuverlässigkeit ihrer Vollziehung gegründeten Zufriedenheit des Volks mit seinem Zustande ist, unter welcher Regierungsform es auch sey. Nicht eine schimärische, nur unter Wilden, ja unter diesen kaum mögliche Gleichheit, welche allen Unterschied der Stände oder alle Vorzüge eines Standes vor dem andern aufhebt, sondern die Gleichheit aller Glieder des Staats vor dem Gesetz; nicht die Größe, sondern die Sicherheit des Eigenthums; nicht das einem jeden Bürger durch eine demokratische Konstituzion zugetheilte Recht unmittelbar an der höchsten Gewalt im Staate Antheil zu haben, sondern die Gewißheit eines jeden Bürgers, daß er von der höchsten Gewalt kein Unrecht zu erleiden hat; nicht das, was die schwindligen Franzosen politische Freyheit nennen, sondern die Freyheit von Unterdrückung, von ungerechter Einschränkung des Gebrauchs seiner Kräfte und Talente, die Befreyung von allen unklugen, auf den gegenwärtigen Zustand nicht mehr passenden, und eben darum ungerechten Gesetzen, Gebräuchen und alten Einrichtungen, —

sind die ersten und nothwendigsten Bedingungen, unter welchen es möglich ist, dafs ein Volk sich glücklich genug fühle, um das Land, in welchem, und die Regierung, unter welcher es diese Vortheile geniefst, mit Anhänglichkeit zu lieben, und, wenn es die Noth erfordert, alles für ein solches Vaterland zu thun, zu leiden, und aufzuopfern.

Unläugbar befinden sich viele Städte und Länder im Deutschen Reiche, mehr oder weniger, in wirklichem Genusse einiger der vorbesagten Vortheile. Gesetzt aber, (was ich weder läugnen noch behaupten kann, aber gern glaube und herzlich wünsche) gesetzt, alle einzelnen Reichsländer, welche zusammen den grofsen Germanischen Nazionalkörper ausmachen, befänden sich in einem so erwünschten Zustande, und man könnte also ihren Bewohnern mit genugsamem Grunde einen wahren lebendigen und thätigen Patriotismus für das Land worin sie wohnen, und für die Regierung unter welcher sie unmittelbar stehen, zutrauen: wäre man denn wohl defswegen auch begründet, anzunehmen, dafs sie alle, oder dafs auch nur der gröfste Theil von ihnen den Zusammenhang des Wohlstandes

ihres besondern Vaterlandes mit der Erhaltung der allgemeinen Verfassung Germaniens, oder mit der Erhaltung irgend eines von ihnen weit entfernten und in keinen besondern Beziehungen mit ihnen stehenden Theils des Deutschen Reichs, so deutlich einsehen und so lebendig fühlen werde, um wirklich von einem eben so lebhaften Patriotismus für das Ganze beseelt zu seyn?

Ich zweifle sehr, daſs jemand dieſs von den mittelbaren Bürgern oder Unterthanen des Deutschen Reichs werde behaupten wollen, oder daſs man es mit Billigkeit von ihnen erwarten könnte.

Aber sollte man es nicht desto gewisser und mit dem gröſsten Rechte von allen denen erwarten, welchen als unmittelbaren Ständen des Deutschen Reichs an der Erhaltung seiner Grundverfassung alles gelegen seyn muſs, da sie derselben ihre wichtigsten Vorzüge und Vortheile, da sie ihr alle ihre Besitzungen und Rechte zu danken haben?

Der stärkste Antrieb zum wärmsten und thätigsten Patriotismus ist unstreitig dieser, wenn wir uns in einer solchen Lage befinden,

dafs wir nur *salva re publica salvi* seyn können. Diefs war der Fall der Griechen als sie von Darius und Xerxes angegriffen wurden: diefs ist der Fall, worin sich gegenwärtig wo nicht alle, doch unstreitig $\frac{99}{100}$ der Deutschen Reichsstände befinden. Beider Lage ist in dieser Rücksicht gleich: sollte man sich nicht billig wundern, wenn gleiche Ursachen nicht auch hier gleiche Wirkungen hervorbringen sollten?

Wer indessen die Dumpfheit und Befangenheit kennt, womit die Menschen gewöhnlich in ihren wichtigsten Angelegenheiten zu Werke gehen, der wird sich gleichwohl (zumahl wenn er einen Blick auf das, was in ähnlichen Fällen ehemahls geschehen ist, wirft) nicht wundern lassen, wenn die einseitige und kurzsichtige Sofisterey des Privateigennutzes auch diefsmahl eben denselben verderblichen Einflufs auf die Mafsregeln und Handlungen der mächtigern Glieder unsers grofsen Völkervereins haben sollte, der im sechzehnten Jahrhundert den Schmalkaldischen Bund zerstörte, und im siebzehnten nach einem langwierigen verwüstenden Kriege, dessen Narben uns nie verwachsen werden, eine

Umgestaltung unsrer alten Verfassung zuwege brachte, von deren schädlichen Folgen das langsame Ersterben jenes ächten Patriotismus, der uns allein retten könnte, unstreitig die schädlichste ist. Wie viel Gutes man dem gemeinsamen Vaterlande in seiner gegenwärtigen gefährlichen Lage zu versprechen habe, wird man sich schwerlich verbergen können, wenn man bedenkt, wie wenig auf der einen Seite den Mächtigen an der Erhaltung der Schwächern gelegen ist, und wie abschreckend und entnervend auf der andern Seite für die Schwächern der Gedanke ist, daſs, so wie die Sachen stehen, die äuſserste Anstrengung ihrer Kräfte selbst wahrscheinlich dem Ganzen wenig helfen, sie selbst aber unfehlbar zu Grunde richten würde. Möge der Erfolg diese untröstlichen Ahnungen beschämen, und irgend eine zu unserm Besten thätige Macht zur Stärkung unsers Glaubens uns zu einem Beyspiele machen, daſs in den menschlichen Angelegenheiten der unwahrscheinlichste Ausgang zuweilen gerade derjenige ist, den die Vorsicht herbey führt, um die selbstsüchtigen Plane der Sterblichen zu vereiteln, und uns zu lehren, daſs die Guten und die Bösen, die Klugen

und die Unklugen, die Gewaltigen und die Schwachen, mit allem ihrem Dichten und Streben am Ende doch nur blinde Werkzeuge sind, die den unaufhaltbaren grofsen Zweck einer höhern Weisheit auch wider ihren Willen befördern müssen!

IX.

ÜBER

KRIEG UND FRIEDEN

Geschrieben im Brachmonat 1793.

Ajo te, Aeacida, Romanos vincere posse.

Wie getheilt auch in diesem kritischen Zeitpunkte, worin alles eine grofse Katastrofe des bisherigen Zustandes von Europa zu beschleunigen scheint, die Meinungen über tausend mehr oder minder wichtige Fragen seyn mögen, welche das allgemeine Interesse zu Aufgaben für alle nachdenkende Menschen macht: so sieht und hört man doch allenthalben die grofse Mehrheit der verständigsten,

erfahrensten und unbefangensten Personen aller Stände und Klassen, so bald unter vier Augen von den gegenwärtigen Zeitläuften gesprochen wird, in diesem Einen Punkte zusammen treffen und wie aus Einem Munde gestehen: „daſs sie nicht begreifen, wann das Ende und welches der Erfolg des allgemein verabscheuten Krieges seyn könne, der seit mehr als zwey Jahren die mächtigsten Europäischen Nazionen ergriffen hat, und, wie man mit Grunde besorgen muſs, (falls nicht eine höhere Macht einen baldigen, jetzt noch unerrathbaren Ausgang herbey führt) das ganze Europa in einen allgemeinen Brand setzen wird.“ Ich an meinem Theil gestehe, daſs ich überzeugt bin, der Delfische Dämon selbst, wenn sein Tempel noch stände und sein Orakel noch befragt würde, wüſste den Fragenden keine klügere Antwort zu geben, als jene zweydeutige, die er dem Könige Pyrrhus ertheilt haben soll, da dieser den Ausgang seines berühmten Feldzuges gegen die Römer von ihm erforschen wollte, und die ich zum Motto des gegenwärtigen Aufsatzes gemacht habe.

Nie ist ein Krieg an sich selbst abscheulicher und in seinen Folgen schrecklicher gewesen; nie hat ein Krieg ein allgemeineres Interesse gehabt; nie ist ein Krieg so sehr Sache eines jeden, so sehr allgemeine Sache der Menschheit gewesen, als der gegenwärtige. Hierin stimmen beide Hauptparteyen überein. Jede glaubt, oder giebt vor zu glauben und sucht die Zweifelnden zu überreden, daſs sie für die Sache der Menschheit fechte, daſs das Heil der Welt, die Rettung der Völker aus einem über ihren Häuptern hangenden unabsehbaren Elend, ihr letzter Zweck sey, und die Frucht ihres Triumfes seyn werde. Jede scheint daher entschlossen, zu siegen oder zu sterben, die Oberhand zu erhalten oder zu Grunde zu gehen. Jede verabscheut den Krieg, so bald sie den ungeheuern Schaden, den sie durch ihn erleidet, überrechnet, und sich innerlich genöthigt fühlt, einen widrigen Ausgang als eine wenigstens nicht schlechterdings unmögliche Sache zu betrachten; und keine will doch etwas vom Frieden hören, weil sie glaubt, daſs er nur unter Bedingungen zu erhalten sey, welche sie noch mehr ver-

abscheut, und vor deren Folgen sie sich ärger fürchtet als vor dem unglücklichsten Ausgange des Krieges. Dieser ist wenigstens ungewiſs, und die Möglichkeit zuletzt zu siegen bleibt, so lange der Krieg dauert: aber einen Frieden, der das gewisse Verderben der einen Partey zur Folge hätte, einzugehen, wäre ein Rath, der nur von Wahnsinnigen gegeben, und nur von Wahnsinnigen befolgt werden könnte.

Wenn dieſs, wie es allerdings einem jeden Unbefangenen so scheinen muſs, wirklich die Vorstellungsart beider Hauptparteyen ist, so wäre wohl keine vergeblichere und undankbarere Bemühung, als Worte des Friedens zu Menschen zu reden, die den Krieg als die einzig mögliche Bedingung ihrer Selbsterhaltung ansehen. Aber man vergesse nicht, daſs zwey Parteyen, deren jede in der andern einen unversöhnlichen Feind, der sein Daseyn allein durch ihren Untergang verlängern kann, zu erblicken glaubt, in einer Gemüthsfassung stehen, wo die Stimme der unbefangenen Vernunft, im Tumulte der Leidenschaften und im Gedräng einer rastlosen, überspannten und von allen Seiten bestürmten Thätigkeit,

nicht immer deutlich genug gehört werden kann, um von den täuschenden Eingebungen selbstsüchtiger Triebe immer unterschieden zu werden, oder wo ihr Einfluſs nicht mächtig genug ist, um dem Ungestüm jener immer aufgereitzten und täglich anwachsenden Leidenschaften die Wage zu halten.

Bey allem dem ist gleichwohl nichts leichter zu errathen, als der Bescheid, den die allgemeine Menschenvernunft den kämpfenden Parteyen ertheilen würde, wofern irgendwo ein Orakel derselben vorhanden wäre, bey welchem man sich eben so gut, wie die Völker der alten Welt bey dem Delfischen Apollo, Raths erhohlen könnte. Nur unvermeidliche Nothwendigkeit kann einen Krieg erlaubt machen, der so vielen hundert tausend Menschen Sicherheit, Wohlstand, Habe und Gut, Leib und Leben kostet: und diese Nothwendigkeit ist nur in dem einzigen Falle denkbar, wenn ein billiger Vergleich unmöglich ist; wenn eine der streitenden Parteyen den Frieden ihrer Schätzung nach so theuer erkaufen müſste, daſs der Krieg mit allen seinen Folgen, und der Tod selbst in ihren Augen den Bedingungen vorzuziehen

wäre, unter welchen ihr die andere den Frieden zugestehen wollte.

Die Sache ist von so grofser Wichtigkeit, dafs es einem jeden nicht nur erlaubt, sondern wirkliche Pflicht ist, sie von allen Seiten in Erwägung zu ziehen, um zu sehen, ob diefs letztere denn wirklich der Fall sey, worin die beiden Parteyen sich befinden, welche dermahlen um ihre Existenz zu kämpfen vermeinen, und den Krieg defswegen mit einer Anstrengung von Kräften und mit einer Aufopferung von Menschen, wovon die Geschichte kaum ein Beyspiel aufzuweisen hat, führen, und bis zu einem entscheidenden Siege, oder bis zu beiderseitiger gänzlicher Erschöpfung fortzusetzen entschlossen scheinen.

Unfehlbar müfste jede dieser Parteyen geneigt seyn es nicht aufs äufserste ankommen zu lassen, wenn sich die Möglichkeit eines Friedens denken liefse, der dem Risiko des Äufsersten, welches beide, oder doch unfehlbar eine derselben (und welches Orakel kann sagen welche?) bey Fortsetzung des Krieges wagt, unläugbar vorzuziehen wäre. Sollte sich eine solche Möglichkeit nicht denken lassen?

Der Krieg an sich, oder, was eben so viel ist, ein ewiger Krieg aller gegen alle, kann nie der Zweck policierter Völker seyn. Friede ist immer die letzte Absicht des Krieges, und diese Absicht darf und muſs also auch bey dem gegenwärtigen auf beiden Theilen vorausgesetzt werden.

Die Franzosen — welche hier nicht etwa aus besonderer Vorliebe oder Ehren halber, sondern bloſs als *teterrima belli causa* zuerst genannt werden — sind unstreitig von der republikanischen Fakzion (von welcher sie sich seit Abschaffung der Königswürde mit einer merkwürdigen Geduld tyrannisieren lassen) gewisser Maſsen in den Krieg betrogen worden, und sehen sich als den unschuldig leidenden Theil an, der in seinen wesentlichsten Rechten gekränkt ist, und gegen unrechtmäſsige Gewalt für seine politische Existenz, und für das was ihm noch lieber als das Leben ist, für Nazionalehre und Unabhängigkeit zu streiten gezwungen ist. Ich sage, sie sind gewisser Maſsen von ihren Demagogen in diesen Krieg betrogen worden, und ich weiſs recht gut, in wie fern und in welchem Sinne dieſs Wahrheit ist. Aber lassen

wir uns weder durch unsre eigene angewohnte Vorstellungsart, noch durch die Vorspiegelungen eines solchen um und um in alte Vorurtheile eingewindelten und überdiefs noch gedungenen *Bel - esprit*, wie Peltier 45) ist, irre machen! Nennen wir immer (wenn es uns so vorkommt) die dermahlige Stimmung des gröfsten Theils des Französischen Volkes Bethörung, Wahnsinn, oder Bezauberung: nur schmeicheln wir uns nicht mit der falschen Hoffnung, dafs dieser demokratische Wahnsinn so bald und so leicht vorüber gehen werde, als uns die Peltier und ihres gleichen weifs machen wollen. Blutige Erfahrungen sollten uns, auf Unkosten so vieler Myriaden unglücklicher Opfer der hartnäckigen Entschlossenheit und korybantischen Wuth, womit die Franzosen für ihre eingebildete Republik fechten, endlich einmahl überzeugen, dafs Gewalt wenig oder nichts gegen diesen Fanatismus der Freyheit und Gleichheit vermag, von welchem

45) Verfasser der *Actes des Apôtres*, der *Correspondence politique* und des *Dernier Tableau de Paris* (*à Londres et Bruxelles*, *Septembre* 1793.)

die groſse Mehrheit des Französischen Volks nun einmahl besessen ist.

Diese Mehrheit noch länger läugnen zu wollen, sich von den redseligen und witzigen Worthaltern des unterdrückten und unwiederbringlich verlornen Theils der Frankogallischen Nazion bereden zu lassen, daſs nur die so genannte *Canaille*, nur der Auswurf des verworfensten Pöbels wirklich für die Republik sey, 46) und daſs der gröſsere

46) Ich kann nicht umhin, hier eine Stelle in des besagten Peltier *Dernier Tableau de Paris* auszuzeichnen, die ein sehr auffallendes und beynahe unglaubliches Beyspiel ist, wie weit der Unverstand mancher Französischen Royalisten geht, wenn die Rede vom Volke ist. Sie steht gleich im Eingange des Plans der republikanischen Fakzion zu Abschaffung der Königswürde in Frankreich, S. 15. f. des angeführten Buches. „Beynahe alle Suveräns von Europa (sagt Peltier) hatten mit Ludwig XVI. die Französische Konstituzion angenommen: sie glaubten, oder stellten sich als glaubten sie, das Biſschen Königswürde (*le peu de Royauté*) das sich in dieser Konstituzion befand, würde hinreichen, die Demokratie in Schranken zu halten, welche die Grundlage derselben ausmacht; die

Theil des Volkes nichts sehnlicher als die Wiederkehr der alten Ordnung, die Wiederherstellung der Monarchie wünsche, hieſse die Augen vorsetzlich vor

Tugenden Ludwigs XVI. und die Lunge des Hrn. Vaublanc würden mehr ausrichten, als die Armee von achtmahl hundert tausend mit Flinten bewaffneter Männer, und von zwey Millionen *Brigands*, die bereits mit Spieſsen versehen waren." — Man weiſs nicht, soll man über den Witzling lachen oder unwillig werden, der die Schamlosigkeit hat, zwey Millionen seiner ehemahligen Mitbürger, welche (mit Einschluſs ihrer achtmahl hundert tausend mit Flinten versehenen Brüder) mehr als die Hälfte des wehrhaften Theils der ganzen Nazion ausmachen, *Brigands* zu schelten. Oder will er mit diesem Schimpfnahmen bloſs zwey Millionen Menschen ohne Landeigenthum und Vermögen bezeichnen, und damit so viel sagen: solche Menschen, wenn sie auch gleich mit Weibern und Kindern zwey volle Drittel der Staatseinwohner ausmachten, kämen, wenn die Rede von der Nazion wäre, in gar keine Betrachtung, und wären vielmehr als bloſse Räuber anzusehen, die, unter der Begünstigung einer demokratischen Konstituzion, nichts dringenders zu thun hätten, als über das Eigenthum

dem verschliefsen wollen, was die Blödsichtigsten sehen und die Blinden mit Händen greifen.

derer, die etwas haben, herzufallen? Deckt er nicht eben dadurch, wider seine Absicht, die scheufsliche Seite der vorigen Verfassung Frankreichs auf, durch welche der gröfste Theil der Nazion in einen höchst verzweifelten Zustand gebracht worden seyn müfste, wenn ihm diese schändliche Benennung mit Recht gegeben werden könnte? Aber man lasse sich nicht irren! Zwey Millionen Staatseinwohner sind, wie arm sie auch immer seyn mögen, zwey Millionen Menschen, und haben, in so fern sie arbeiten, ein unverlierbares Recht an menschliche Wohnung, Nahrung und Bekleidung; und wenn die Verfassung ihrer Vaterlandes so schlecht ist, dafs sie, aus Mangel des Unentbehrlichen, gezwungen sind *Brigands* zu werden, so haben sie auch ein Recht *Brigands* zu seyn. Nur eine höchst elende Verfassung und Staatsverwaltung, die den unterdrückten Armen dem zügellosen Übermuth der Reichen und Mächtigen unbeschützt Preis giebt, kann ein Volk, das durch die vortheilhafteste Lage und durch den Grad seiner Kultur in einem mit allen Gaben der Natur überschütteten Lande zum glücklichsten in der Welt bestimmt ist, so tief

Die Rede ist hier nicht, ob der Volksaufstand vom 14ten Julius 1789 rechtmäſsig war oder nicht? ob die Konstituzion von 91 etwas oder nichts taugte? ob der Jakobinerorden die Welt regieren oder desorganisieren will? ob die neun Glieder des Heilsausschusses zu Paris, mit Robespierren an der Spitze, *Bruta* oder Brutusse sind?

Auch davon ist die Rede nicht, ob die Französische Demokratie eine politische Schimäre ist? ob die Nazion sich bey einer solchen Verfassung wohl befinden würde? und wie lange sie wohl dauern könnte? Die Rede ist bloſs davon: was die Majorität dieses Volks aller Wahrscheinlichkeit nach will, und ob ihr das, was sie verlangt, billiger Weise zugestanden werden könne? — Wenn es uns sagt: „Ganz Europa sah der Revoluzion, wozu wir uns durch die Gesinnungen und das Betragen unsrer Aristokraten

herunter bringen, daſs es zwey Millionen Spitzbuben und Straſsenräuber in seinem Schooſse hegt; und wo dieſs der Fall ist, kann man freylich nichts besseres, als eine Revoluzion wie die Französische, erwarten.

gezwungen sahen, ruhig zu; keine auswärtige Macht hielt sich berechtigt, zwischen uns und unsern König, seinen Adel, seine Klerisey, seine Parlamente, u. s. w. zu treten, und uns zu fragen, was macht ihr? geschweige, uns mit Heereskraft zu Beybehaltung unsrer alten Verfassung zu nöthigen. Alle liefsen sich unsre neue Konstituzion ausdrücklich oder stillschweigend gefallen, und erkannten dadurch an, dafs wir, als eine unabhängige Nazion, berechtigt waren, nach Auflösung unser alten Regierungsform, uns diejenige zu geben, die wir uns für die zuträglichste hielten. Hatten wir dieses Recht im Jahre 89, 90 und 91: so hatten wir es auch im Jahre 92, da es uns gut dünkte, eine Konstituzion, deren Unhaltbarkeit die ganze Welt anerkennt, wieder einzureifsen, und auf eine Grundlage, die nicht fest genug war den Armstuhl eines G o n f a l o n i e r v o n L u k k a, geschweige den Thron eines Königs zu tragen, ein so leichtes und luftiges Ding, als eine Demokratie von fünf und zwanzig Millionen Menschen ist, aufzuführen. Wie leicht und wie luftig sie immer sey, genug, sie gefällt uns, wir wollen es mit ihr versuchen; und

wenn sie uns nicht zuschlägt, so ist es unsere Sache. Womit hätten wir seit 1792 unsere Unabhängigkeit verscherzt? Gesetzt auch, wir hätten uns (wie man außer Frankreich sagt, und wie vielleicht unsre Nachkommen in hundert Jahren selbst gestehen werden) durch die Ermordung Ludwigs des Sechzehnten, einen unauslöschlichen Schandfleck zugezogen; gesetzt, wir hätten, seitdem wir im Revoluzionszustand sind, unendliche Verbrechen gegen uns selbst und gegen einen Theil unsrer ehemahligen Mitbürger begangen: welche Macht auf Erden ist unser Richter? Und welche Macht auf Erden, wenn sie nicht selbst unmittelbar von uns beleidigt wird, ist berechtigt, uns wegen der Verbrechen, die innerhalb unsrer eignen Grenzen begangen werden, zur Strafe zu ziehen?" — Wenn, sage ich, das Französische Volk *alles* dieß sagt, so ist nicht wohl abzusehen, was dagegen mit Bestand eingewendet werden könnte. Auch ist weltbekannt, daß keine jener Thatsachen die wirkliche Ursache des Kriegs gewesen ist. Die Franzosen selbst haben den gegen sie vereinigten Mächten, ja, in der Trunkenheit ihres tollen Freyheits - und

Gleichheitseifers, allen Staaten der Welt einen Krieg angekündigt, der nur mit dem gänzlichen Umsturz aller jetzt bestehenden Verfassungen aufhören sollte. — Aber diese Fieberhitze ist nun vorbey; die wahren Urheber jener voreiligen Kriegserklärungen sind entweder unter der Guillotine gefallen, oder, wie Dumouriez, auf immer aus Frankreich verbannt. Der höchste Wunsch der Franzosen ist nun, die Einheit, Untheilbarkeit und Unabhängigkeit ihrer Republik zu erhalten. Würde ihnen diese zugestanden, so fiele auf ihrer Seite die Hauptursache des Krieges weg. Denn (was auch die Mallet du Pan und Peltier sagen mögen) das Vorgeben, die Franzosen würden nicht eher ruhen, bis sie ganz Europa in eben den heillosen Revoluzionszustand gesetzt hätten, dessen Gräuel allein mehr als hinlänglich sind, jedem andern Volke die Lust zur Empörung auf immer vergehen zu machen: ich sage, jenes Vorgeben ist in jedem andern Falle ungereimt, als in einem einzigen, der nicht von ihrer Willkühr abhängt; nehmlich, wenn sie zu einem Zustande von Verzweiflung gebracht würden, worin man zu seiner Selbsterhaltung sogar das

Unmögliche zu versuchen gezwungen ist. Denn unmöglich wird jene Zerrüttung und Vernichtung aller bürgerlichen Ordnung, womit man uns noch immer schrecken will, seyn und bleiben, so lange die Völker mit ihrer bisherigen Verfassung zufrieden sind, und zufrieden zu seyn Ursache behalten werden. Dieſs ist bisher in Deutschland und in den meisten übrigen Staaten Europens der Fall gewesen, und wird es überall bleiben, wo eine gerechte, milde, für das allgemeine Beste thätige Regierung die Ergebenheit des Volkes gegen den Regenten und das Zutrauen des Regenten zu seinem Volk immer lebendig erhält.

Aber, höre ich sagen, gesetzt auch die Fakzion, welche dermahlen die Französische Nazion vorstellt, oder sie vielmehr mit dem blutigen Zepter eines beyspiellosen Despotismus tyrannisiert, würde sich unter der obigen Bedingung zum Frieden geneigt finden lassen: wie viele Umstände und Rücksichten sind nicht, die es dem andern Theile moralisch und politisch unmöglich machen, mit einer Bande von Aufrührern, Räubern, Königsmördern, Atheisten und erklärten Feinden aller

bürgerlichen Ordnung, oder wenigstens jeder andern als der demokratischen Regierungsform, sich in Traktaten einzulassen?

Gleichwohl, wie groſs auch das Gewicht dieser Betrachtung seyn mag, muſs doch endlich einmahl, über lang oder kurz, wieder Friede werden. Soll es also lediglich auf den ungewissen Erfolg ankommen, ob entweder eine Reihe von Siegen den einen Theil der Willkühr des andern schlechterdings unterwerfe, oder (was doch wenigstens keine absolute Unmöglichkeit ist) eine gänzliche Erschöpfung (andrer besorglichen Folgen eines neuen auch nur siebenjährigen Krieges nicht zu gedenken) die Kämpfer endlich nöthige von einander abzulassen, und sich dann zu den Bedingungen, die man jetzt so sehr verabscheut, dennoch verstehen zu müssen? Soll auch hier, wo das Leben von Hunderttausenden, das Wohl oder Weh von Millionen, vielleicht das Heil von ganz Europa auf der Spitze steht, nicht die ruhige Vernunft, sondern der Erfolg, der nicht in unsrer Gewalt ist und dessen Zufälle keine menschliche Klugheit berechnen kann, den Ausschlag geben? — Sollte wohl irgend eine andere Betrachtung

das Gewicht dieser einzigen überwiegen können? — „Der Französische Nazionalkonvent (sagt man) ist eine Bande von Königsmördern." Leider ist er das! Aber bestand das lange Parlament in England nicht auch aus Königsmördern? und wurde die durch eben so abscheuliche Mittel eben so tumultuarisch errichtete Englische Republik darum weniger von den Mächten Europens anerkannt?

„Wie? sagt Peltier, der Minister Georgs des Dritten sollte verurtheilt werden, mit Robespierre zu unterhandeln?" — Ich antworte: War der Protektor Kromwell, der von den mächtigsten Fürsten seiner Zeit als das rechtmäſsige Oberhaupt der Englischen Republik behandelt wurde, dessen Freundschaft man suchte, dessen Zorn man fürchtete, etwa ein besserer Mann als Robespierre? — „Robespierre und seine Gesellen sind Bösewichter." Nur zu wahr! Aber so bald sie von der Nazion bevollmächtigt werden in ihrem Nahmen zu handeln, hören sie auf, in politischem Sinne zu seyn was sie an sich selbst sind, und sind nun was sie vorstellen.

„Aber (sagt man) ist es nicht unerträglich, daſs so ungeheure Verbrechen, als die Jakobinische Fakzion auf sich geladen, und das abscheuliche Beyspiel, das sie den übrigen Völkern gegeben hat, ungestraft bleiben sollten?“ — Nicht unerträglicher, als daſs so viele andere eben so groſse Verbrechen, die zu allen Zeiten gegen die Menschheit, gegen die heiligsten Gesetze der Natur und der Vernunft, begangen wurden, ungerochen geblieben sind, wenn man anders Verbrechen, die sich selbst durch ihre natürlichen Folgen bestrafen, ungerochen nennen kann. Aber schon ist ein groſser Theil der Mörder des guten Königs Ludwigs des Sechzehnten von ihren eigenen Mitschuldigen abgeschlachtet worden: und die übrigen werden, auch ohne unser Zuthun, ihrem verdienten Schicksale nicht entgehen. Indessen vergesse man nicht, daſs ein sehr groſser Theil des Volkes sich dieses schändlichen Königsmordes und so vieler andrer Gräuel mitschuldig gemacht hat! Sollte auch das Volk, das seine Thorheit und Verblendung schon so hart gebüſst hat, dieser Verbrechen wegen noch besonders bestraft werden? Ist der unselige Zustand, in welchen

wir diese Nazion seit fünf Jahren von einer Stufe zur andern herunter sinken sahen, nicht mehr als hinlänglich, das böse Beyspiel, das sie andern gegeben hat, gänzlich zu entkräften? Und wenn alle Franzosen von der Erde vertilgt würden, würde dadurch irgend etwas, das geschehen ist, ungeschehen werden? Und worauf wollten wir das angebliche Recht begründen, grofse Übel dadurch zu rächen, dafs wir sie mit noch gröfsern häufen?

„Aber die Jakobiner, sagt man, haben sich verschworen, nicht eher zu ruhen, bis sie die ganze Welt desorganisiert haben; sie haben sich als unversöhnliche Feinde jeder andern Regierungsform, aufser der einzigen, die ohne gänzliche Zerstörung aller jetzt bestehenden bürgerlichen Verfassungen nicht ausführbar ist, erklärt: sie sind also als wahre Feinde des menschlichen Geschlechts zu betrachten, und folglich auch als solche zu behandeln." — Ich antworte: Die Wahnsinnigen, denen diese Beschuldigungen mit Grund gemacht werden konnten, sind gröfsten Theils nicht mehr: und wenn auch die dermahligen Häupter der sich so nennenden Französischen Republik, in einer Lage,

worin sie sich von allen Seiten bedrängt, gehetzt und beängstiget sehen, gelegentlich noch die alte Sprache führen; so ist doch weder erweislich noch glaublich, daſs der sinnlose Plan, die Welt aus ihren Angeln zu heben, noch immer der ihrige seyn sollte. Sie wollen eine Republik aus Frankreich machen. Dieſs war ihr wahrer Plan von Anfang an. Alles was sie gethan haben, diese lange fürchterliche Reihe von Verbrechen, womit sie belastet sind, wurden bloſs um dieses Endzwecks willen begangen: und sie sollten ihre eigene Seele mit dem Bewuſstseyn so vieler Übelthaten beladen, sollten so viel Jammer über ihr Volk und Vaterland gebracht haben, um auf halbem Wege stehen zu bleiben? sollten nicht das äuſserste anwenden? sich nicht, wie bisher, jedes Mittel, zu ihrem Ziel zu gelangen, erlauben? Sollten nicht lieber sich selbst unter den Ruinen von ganz Frankreich (aber schwerlich eher als bis sie ganz Europa mit in ihr Verderben hinein gezogen) begraben, als einem Erfolg entsagen, der ihnen allein ihre eigene Existenz versichern kann? Wer kann das von ihnen erwarten?

Die Anerkennung der Unabhängigkeit des Französischen Volks — oder (was dasselbe ist) der Französischen Republik, in so fern die Majorität des Volks sich keiner andern als dieser Regierungsform unterwerfen will, — scheint also, möglicher Weise, der einzige Weg zu seyn, zum Frieden zu gelangen, wofern es nicht auf die gänzliche Ausrottung des Französischen Nahmens abgesehen ist, die, nach den bisherigen Erfolgen zu urtheilen, so leicht wohl nicht seyn dürfte, als manche emigrierte Brauseköpfe sichs vorstellen.

„Aber, sagt Peltier, die Französische Republik kann keine Aliierten haben; keine Macht kann sie anerkennen.“ Nun, wenn das ist, so ist freylich auch wahr, was er sogleich hinzusetzt: *La guerre perpetuelle est son partage; car il en est des corps politiques comme des individus; la où l'amitié est impossible, la haine devaint un devoir.* Also, ein ewiger Krieg wäre alles, was die Bewohner Europens von denen, die wie *Monsieur Peltier* denken, zu hoffen hätten! Dieser ewige Krieg wars, was *Monsieur Mallet du Pan* vor einiger Zeit zum letzten Zweck der Jakobiner machte,

und weſswegen er alle Mächte der Welt gegen sie aufforderte. Nun sollen es, nach Herrn Peltiers Rath, diese letztern selbst seyn, die der Französischen Republik einen ewigen Krieg ankündigen sollen; denn ein ewiger Krieg, d. i. ein Zustand einer nach und nach allgemein werdenden Zerrüttung, Erschöpfung und Stockung aller Lebenskräfte der politischen Körper Europens, — ist, seiner sinnreichen und staatsklugen Meinung nach, das einzige Mittel, „wodurch" die Suveräns ihre Personen und Prärogative erhalten, und ihre Völker (zu deren Bestem sie doch wohl im Besitz dieser Prärogative sind?) die Vortheile ihrer Regierung genieſsen lassen können!

Doch wozu halte ich mich mit diesem Unsinn eines Mannes auf, der in der Fieberhitze einer durch Leidenschaft exaltierten Einbildung räsoniert, und nicht Besonnenheit genug hat, zu merken daſs er selbst nicht weiſs was er sagt? Fahren wir lieber fort, die Einwendungen zu hören, die von kaltblütigern Personen gegen die moralische Möglichkeit des Friedens, um welchen wir alle bitten, vorgebracht werden.

„Die Französische Republik, sagt man, kann nicht bestehen, denn sie ist eine Schimäre; sie kann also auch nicht anerkannt werden." — Schon zu einer Zeit, da die neue Konstituzion von 1791 in ganz Europa eine Menge Bewunderer fand, behauptete der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes, daſs sie wegen des ungeheuern Übergewichts, das sie dem Volke über den konstituzionellen Schattenkönig gebe, von keiner Dauer seyn könne; oder, mit andern Worten, daſs eine demokratische Monarchie eine Schimäre sey. Aber ob diese Benennung auch einer reinen Demokratie zukomme, ist eine andere Frage, die wohl schwerlich von jemand, der bloſs innerhalb der Theorie stehen bleibt, bejahet werden kann. Indessen, so bald die Anwendung auf Frankreich, auf seine Lage, Gröſse, Verhältnisse, auf das Temperament und den Nazionalkarakter seiner Einwohner, auf ihre alten Gewohnheiten, die Verdorbenheit ihrer Sitten, die Unbeständigkeit ihrer Sinnesart, u. s. w. gemacht wurde, schien die plötzliche Verwandlung der Französischen Monarchie in eine reine Demokratie auch ihm ein Hirn-

gespenst exaltierter Köpfe zu seyn. Dieſs ist aber gleichwohl nur eine Meinung, die aus bloſsen (wiewohl sehr überwiegenden) Wahrscheinlichkeiten beruht. Die Erfahrung allein kann uns zeigen, ob Frankreich auf Bedingungen, die unter den gegenwärtigen Umständen möglich sind, eine Republik werden, und wie lange es als Republik bestehen kann. Übrigens ist dieſs ihre Sache; und man kann sich darauf verlassen, daſs sie sich schon selbst zu helfen wissen werden, wenn man sie nur ihre eignen Angelegenheiten selbst besorgen läſst.

Die gröſste Schwierigkeit, und vielleicht die einzige, die alle übrigen aufwiegt, liegt also wohl in der Entschädigung, an welche die verbundnen Mächte, wegen dieses so kostbaren, blutigen und verheerenden Krieges Anspruch machen, zu welchem sie durch die Französichen Kriegserklärungen (von so vielen vorgehenden Beleidigungen aller Art nichts zu gedenken) heraus gefordert wurden. Dieſs ist ein Punkt, den man wohl schwerlich auf die Entscheidung des allgemeinen Vernunftrechts ankommen lassen dürfte. Wem

das Glück der Waffen günstig genug ist, um durch Eroberungen auf Kosten des Feindes die Macht des letztern beträchtlich schwächen, seine eigene hingegen ansehnlich vermehren zu können, dem wird die Frage: ob und wie fern er dazu berechtigt sey? wenig Skrupel machen. Elsafs, Lothringen und die drey Bisthümer sind bekannter Mafsen abgerifsne Stücke des Deutschen Reichs, deren gelegentliche Wiedereroberung dem jedesmahligen Reichsoberhaupt in der Wahlkapitulazion sogar zur Pflicht gemacht wird. Gesetzt also, der gegenwärtig mit so gutem Erfolg angefangene Feldzug würde diese Provinzen den Kriegsheeren der verbundnen Mächte unterwerfen: sollte wohl, wofern sie sich zu dem Ruhme der Waffen auch noch den höhern Ruhm einer weisen Mäfsigung im Glück erwerben wollten, das Französische Volk bethört genug seyn, die Anerkennung seiner Freyheit und des Rechts sich eine selbstbeliebige Verfassung zu geben, nicht mit einer Aufopferung erkaufen zu wollen, wodurch die demokratische Republik, deren Begründung ihm so sehr am Herzen liegt, eher gewinnen als

verlieren würde? Denn unläugbar ist Frankreich, nach dem Umfang, den es unter der abgeschafften monarchischen Verfassung hatte, viel zu groſs für eine Demokratie, und es würde, auch nach Wiedergabe aller von den Königen Ludwig dem Dreyzehnten und Vierzehnten gemachten Eroberungen, noch immer groſs und mächtig genug seyn, um als Republik seine Unabhängigkeit und einen hohen Rang unter den Europäischen Mächten zu behaupten.

Auf alle Fälle ist zu hoffen, daſs ein Friede, auf Bedingungen, zu welchen eine gesunde Politik selbst beiden Theilen die Anleitung giebt, das Ziel sey, welchem man sich um so mehr zu nähern suchen wird, je mehr die Wahrscheinlichkeit zunimmt, sich durch kluge Mäſsigung solche Bedingungen verschaffen zu können. Denn einen Feind, der durch seinen Muth und Stolz, durch seine ungeheure Anzahl, und seine kaum erschöpflichen innerlichen Hülfsquellen, auch wenn er geschlagen ist, immer furchtbar bleibt, — einen Feind, der das Leben so wenig achtet,

Bayerische Staatsbibliothek München

dafs er eine heutige Niederlage als *eine* Verpflichtung morgen zu siegen ansieht, einen solchen Feind zur äufsersten Verzweiflung zu treiben, kann in keinem Falle der Rath der Klugheit seyn!

ENDE DES XXIX. BANDES.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wieland, Christoph Martin, 1733-1813

C.M. Wielands Sämmtliche Werke

Bd.: Neun Und Zwanzigster Band

Leipzig 1797

Bibl.Mont. 815-29
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10713889-8
VD18 80487106